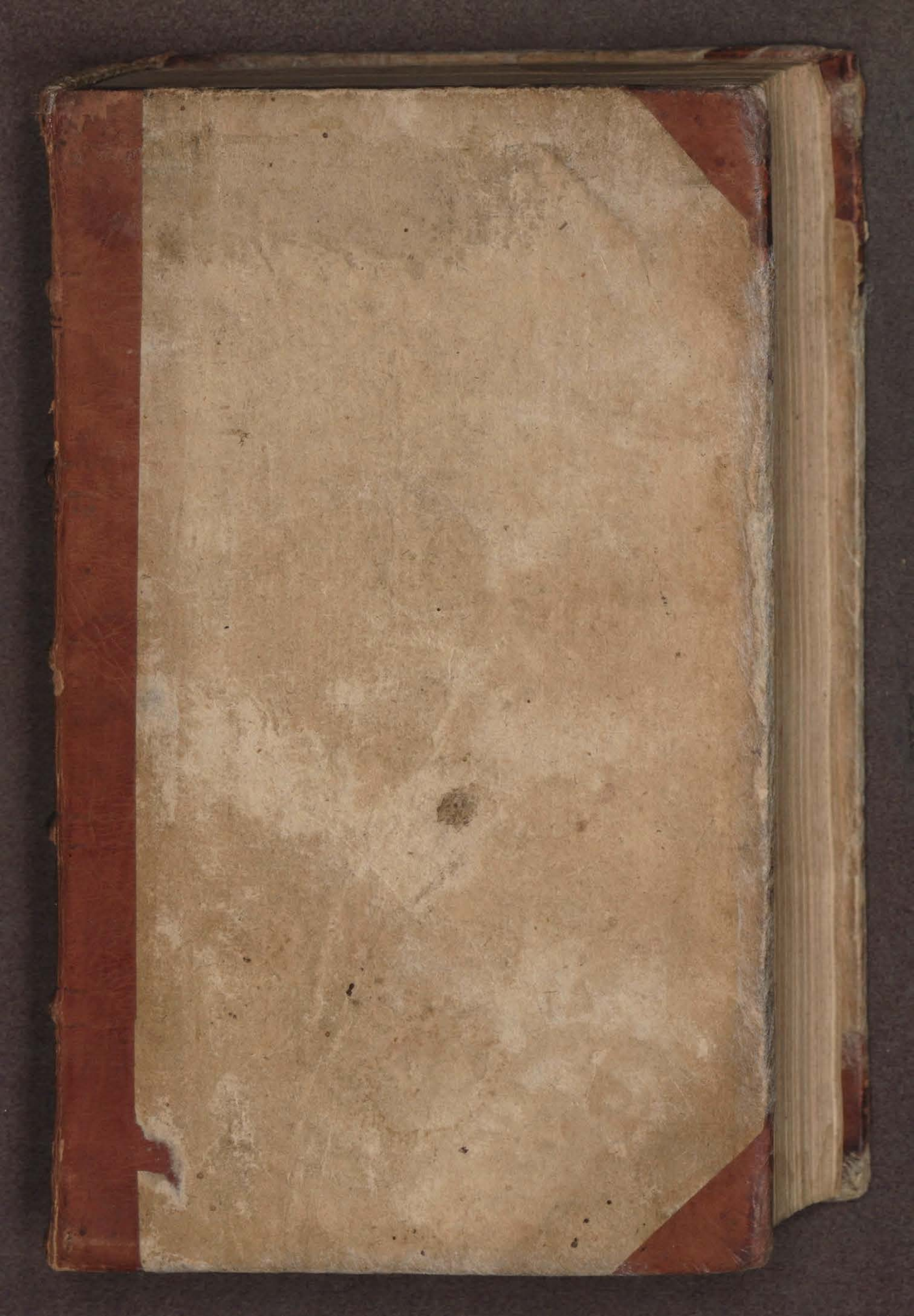
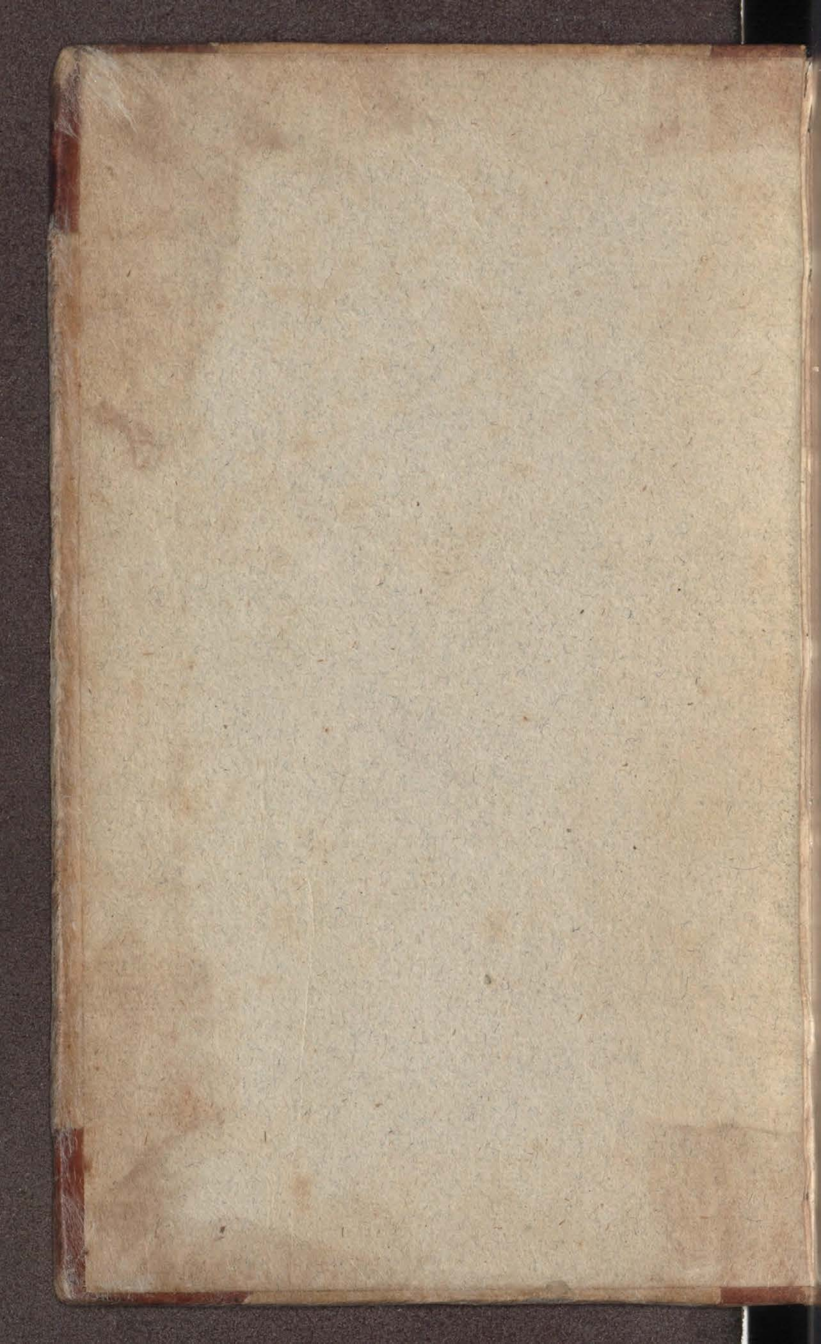
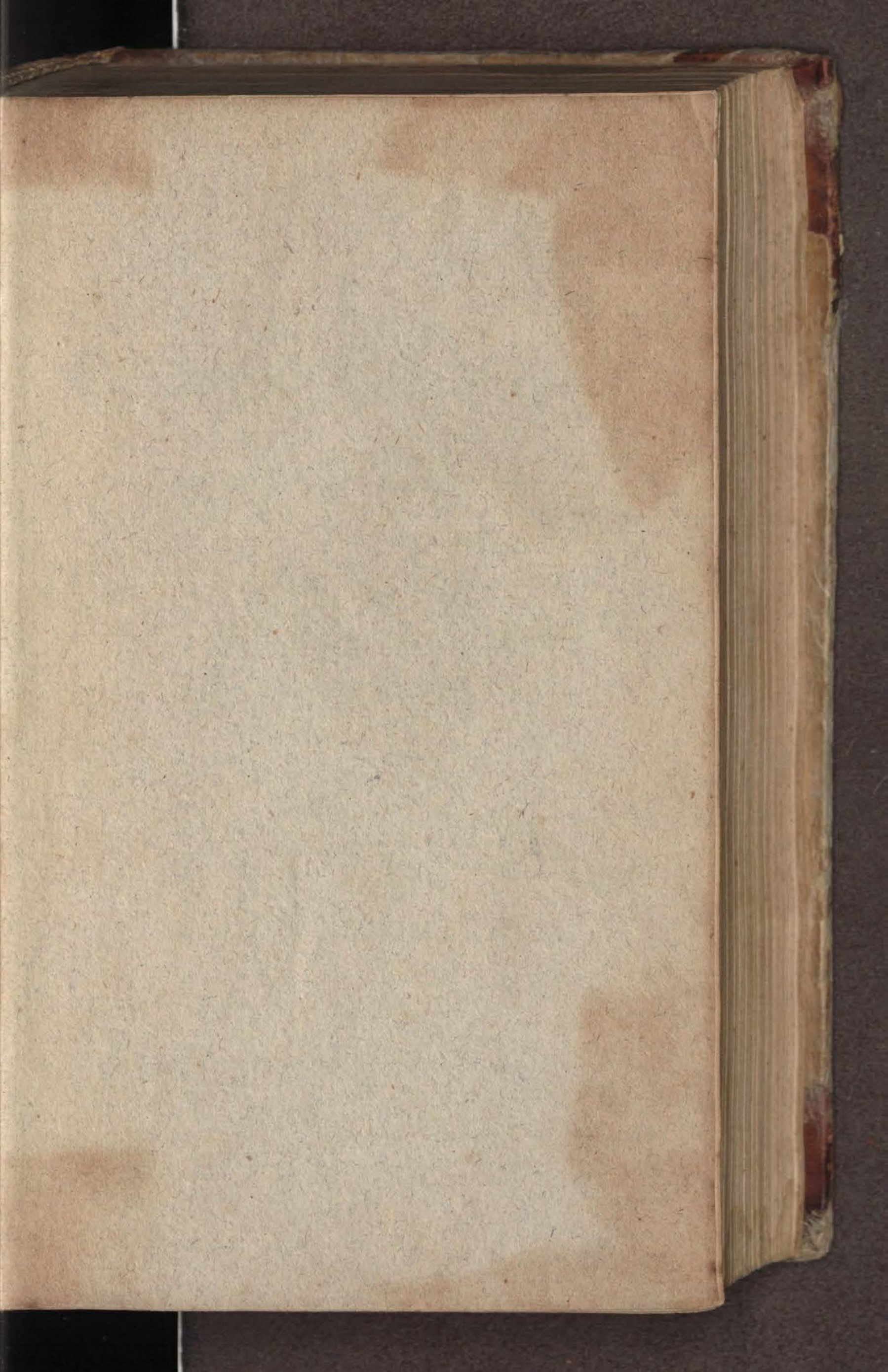
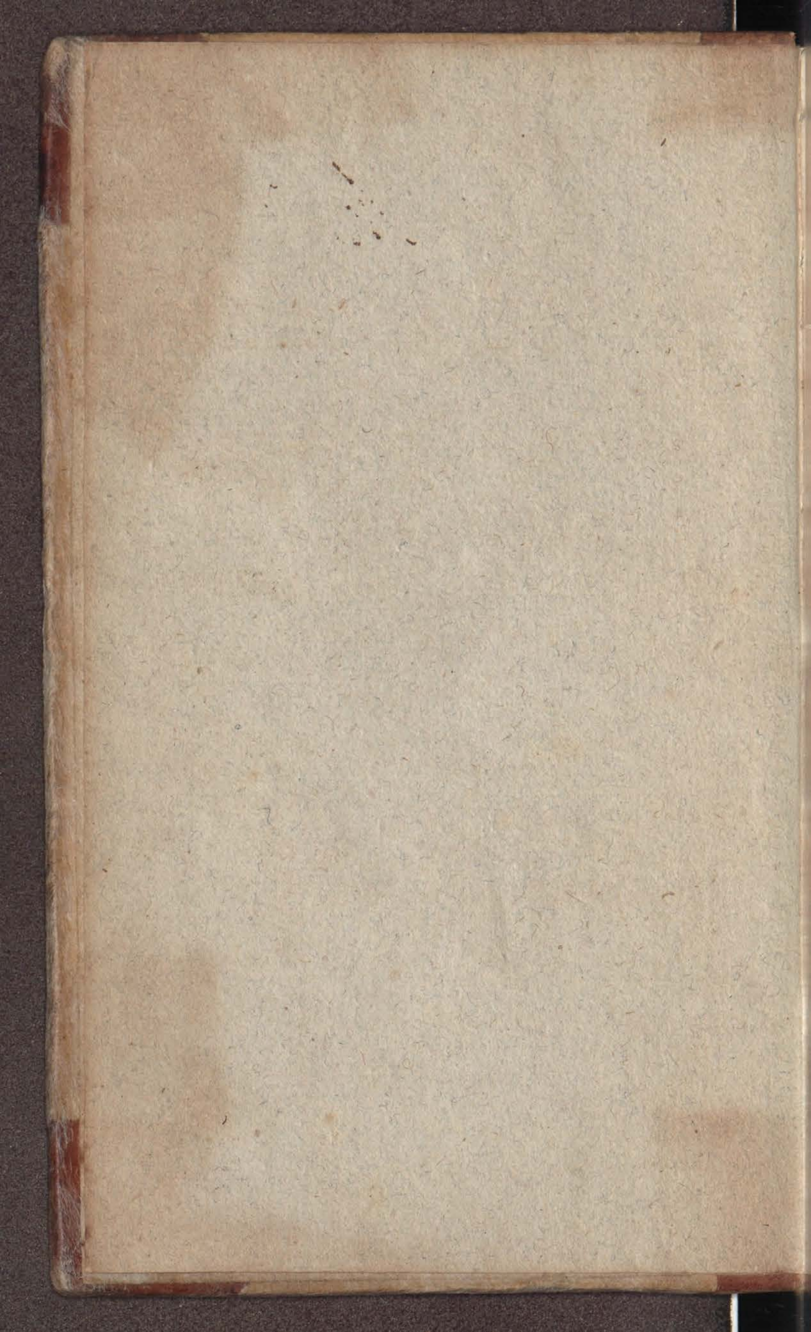








Auszug

des

Englischen Zuschauers

nach einer neuen Uebersetzung.



Dritter Band.



Νηπιοι ουκ ισασιν όσῳ πλεον ἡμισυ παντος.

Hesiod.

Berlin, 1782.
bey Christian Friedrich Himburg.

Der Zuschauer.

Fünf und neunzigstes Stück. (160)

Etwas über das Genie der Schriftsteller.

— Cui mens diuinior, atque os
Magna sonaturum, des nominis huius honorem.
HOR.

Kein Ehrentitel wird einem Schriftsteller häufiger beygelegt, als der, daß er ein Genie sey. Manchen kleinen Liederdichter habe ich ein feines Genie nennen hören. Man findet keinen heroischen Skribler in der Nation, der nicht seine Bewundrer hat, die ihn für ein großes Genie halten; und was die Schaar von tragischen Sudlern betrifft, so gibt es wohl schwerlich einen unter ihnen, der nicht von diesem oder jenem für ein ganz erstaunliches Genie ausgeschrien würde.

Ich bin daher willens, heute einige Betrachtungen darüber anzustellen, was eigentlich ein großes Genie ist, und meinen Lesern einige Gedanken über einen so ungewöhnlichen Gegenstand vorzulegen.

Unter den großen Genies ziehen jene Wenigen die Bewundrung der ganzen Welt auf sich, und ragen als Wunder des Menschengeschlechts hervor, die durch die bloße Kraft natürlicher Gaben, und ohne Hülfe der Kunst oder Gelehrsamkeit, Werke hervorgebracht, die das Entzücken ihrer eignen Zeit und das Erstaunen der Nachwelt waren. In diesen großen natürlichen Genies zeigt sich eine gewisse edle Wildheit, etwas ausschweifendes und regelloses, welches unendlich schöner ist, als alle Kunst und Politur dessen, was die Franzosen einen Bel Esprit nennen, worunter sie ein Genie verstehen, welches durch Umgang, Nachdenken und Lesen der feinsten Schriftsteller verfeinert worden. Das größte Genie, welches sich mit Künsten und Wissenschaften abgibt, nimmt gewissermaßen eine Farbe von denselben an, und verfällt unvermeidlich in Nachahmung.

Viele dieser großen Genies, die nie durch Regeln der Kunst disciplinirt und gebildet worden,

den, findet man unter den Alten, besonders unter den Morgenländern. Homer schwingt sich oft empor, wohin Virgil ihm nicht folgen konnte, und im Alten Testament finden wir verschiedne Stellen, die größer und erhabner sind, als eine im Homer. Zu gleicher Zeit aber, da wir den Alten ein größeres und kühneres Genie einräumen, müssen wir auch gestehen, daß es den größten derselben sehr an der Feinheit und Korrektheit der Neuern fehlte, oder, wenn man lieber will, daß sie sehr weit darüber erhaben waren. In ihren Gleichnissen und Anspielungen bekümmerten sie sich nicht sehr um das Wohlanständige der Vergleichung, und begnügten sich, wenn sie nur Aehnlichkeit unter den Gegenständen fanden. So vergleicht Salomo die Nase seiner Geliebten mit dem Thurm des Libanon, welcher gen Damascus sah; und der Dieb in der Nacht ist ein Gleichniß von derselben Art im Neuen Testament. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Beyspiele dieser Art sammeln wollte: Homer vergleicht einen seiner Helden, von Feinden umringt, mit einem Esel im Kornfelde, dem die Knaben aus dem Dorf von allen Seiten zusetzen, ohne daß er darum einen Fuß aus der Stelle setzt; und einen andern, der sich, von Zorn und

Rachgier entbrannt, in seinem Bette hin und her wirft, mit einem Stück Fleisch, das auf Kohlen gebraten wird. Dieser besondre Fehler der Alten, öfnet den kleinen Witzlingen, die wohl über einen Uebelstand lachen, aber das Erhabne in dieser Art Schriften nicht fühlen können, ein weites Feld. Der jetzige Kaiser von Persien nennt sich, dieser morgenländischen Art zu denken gemäß, unter sehr vielen andern prächtigen Titeln, auch die Sonne der Herrlichkeit, und die Muskatnuß der Wonne. Kurz, um allen Spöttereyen gegen die Alten, besonders gegen die, welche ein wärmeres Klima bewohnten, und mehr Feuer und Leben in ihrer Einbildungskraft hatten, als wir, den Mund zu stopfen, sollten wir bedenken, daß die Regel, welche die Beobachtung dessen, was die Franzosen Bienseance nennen, in einem Gleichnisse fordert, erst vor wenig Jahren ausfündig gemacht worden, und zwar in einem kältern Klima, wo wir unsern Mangel an Kraft und Geist gern durch eine skrupulöse Delikatesse und Genauigkeit in unsern Arbeiten einigermaßen gut machen möchten. *) Unser Landsmann

*) Vielleicht wird man diesen vermeintlichen Fehler der Alten noch weniger finden, wenn man bedenkt,

mann Shakespear war ein merkwürdiges Beyspiel dieser ersten Art des großen Genies. *)

Ich kann diesen Punkt nicht verlassen, ohne zu bemerken, daß Pindar auch ein großes Genie von der ersten Klasse war, der durch sein natürliches Feuer und seinen ungestümen Geist zu erstaunlich großen Ideen und zu den erhabensten Flügen der Einbildungskraft fortgerissen wurde. Zu gleicher Zeit aber, kann wohl etwas lächerlicher seyn, als daß Leute von nüchterner und temperirter Fantasie dieses Dichters Schreibart in den monstruösen Dingern, die unter dem Nahmen Pindarischer Oden so gemein sind, nachahmen wollen? Wenn ich Leute Werke kopi-

denkt, daß Manches uns unanständig vorkommen kann, das zu ihren Zeiten sehr anständig war. Wie groß ist nicht die Verschiedenheit der Begriffe vom Anständigen und Unanständigen selbst unter neuern, und unter diesen selbst unter den polirtesten Nationen! Wie sehr muß der Franzose Homeren beschneiden und poliren, wenn er ihn erträglich finden will; da der Deutsche ihn Gott Lob! noch meist so lassen kann, wie er ist! Der Ueb.

*) Jetzt würde Addison den bewundernswürdigen Ossian gewiß vor allen andern genannt haben. Der Ueb.

ren sehe, die, wie Horaz sie geschildert hat, ganz einzig in ihrer Art, und unnachahmlich sind; wenn ich Leute Unregelmäßigkeiten durch Regeln nachjagen, und durch die kleinen Kniffe der Kunst den gränzenlosesten Flügen der Natur nachflattern sehe: so kann ich mich nicht enthalten, folgende Stelle aus dem Terenz auf sie anzuwenden:

— Incerta haec, si tu postules
Ratione certa facere, nihilo plus agas,
Quam si des operam, vt cum ratione insanias.

„Gedenkst du dergleichen ungewisse Dinge durch deine Vernunft gewiß zu machen, so ist das gerade eben so viel, als gäbest du dir Mühe, mit gesundem Verstande zu rasen.„

Kurz, ein neuerer Pindarischer Dichter, mit Pindarn selbst verglichen, ist eben so viel als eine Kamisarden-Schwester *) in Vergleichung mit Virgils Sibylle: dieselbe Verdrehung, Grimasse, äußere Gestalt, aber nicht von jenem göttlichen Feuer, welches den Geist über sich selbst erhebt, und die Sprache mehr als menschlich macht.

Es

*) Kamisards nannte man eine Sekte Fanatiker, die im Anfange dieses Jahrhunderts in Frankreich Aufstand und viel Unfug anrichtete.

Es giebt noch eine Art von großen Genies, die ich in eine zweyte Klasse setzen will, nicht weil ich sie für geringer halte, sondern nur des Unterschiedes wegen, da sie von anderer Art sind. Diese zweyte Klasse großer Genies besteht aus denen, die sich durch Regeln gebildet, und die Grösse ihrer natürlichen Talente der Korrektion und Einschränkung der Kunst unterworfen haben. Dergleichen waren unter den Griechen Plato und Aristoteles, unter den Römern Virgil und Cicero; unter den Engländern Milton und Franz Bakon.

Das Genie in diesen beiden Klassen von Schriftstellern kann gleich groß seyn, aber es zeigt sich auf eine verschiedne Art. In der ersten gleicht es einem fruchtbaren Boden in einem glücklichen Klima, welcher eine ganze Wildniß edler Pflanzen hervorbringt, die in tausend schönen Landschaften, aber ohne gewisse Ordnung oder Regelmäßigkeit aufwachsen. In der andern ist es derselbe fruchtbare Boden unter demselben glücklichen Klima, der aber durch die Kunst des Gärtners in Spaziergänge und Gartenstücke angelegt, und in Ordnung und Schönheit geformt worden.

Die große Gefahr für diese letztere Art Genies ist, daß sie ihre Talente nicht zu sehr durch Nachahmung fesseln und sich ganz nach andern Mustern

bilden, ohne ihren eignen natürlichen Gaben freyes Spiel zu lassen. Nachahmung der besten Schriftsteller ist nichts gegen ein gutes Original; und wir werden, dünkt mich, bemerken, daß sehr wenig Schriftsteller eine außerordentliche Figur in der Welt machen, die nicht etwas in ihrer Art zu denken und sich auszudrücken haben, daß ihnen allein eigenthümlich und ganz ihr eigen ist.

Ueber nichts muß man sich so sehr wundern, als wenn man sieht, welch großes Genie zuweilen bloß auf nichtswürdige Kleinigkeiten verschwendet wird.

Ich sah einmahl einen Schäfer, sagt ein berühmter Italienischer Schriftsteller, der sich in seiner Einsamkeit die Zeit damit zu vertreiben pflegte, daß er Eyer in die Höhe warf, und sie wieder fing, ohne sie zu zerbrechen: er hatte es hierin zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, daß er mit vieren auf einmahl einige Minuten lang spielen konnte, so daß sie wechselsweise in die Luft flogen und ihm in die Hand fielen. Mich dünkt, sagt dieser Schriftsteller, ich habe nie eine größere Ernsthaftigkeit gesehen, als in dem Gesicht dieses Mannes; denn seine wunderbare Beharrlichkeit und Applikation hatte ihm das strenge und gravitätische Ansehen eines geheimen

Raths gegeben, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß derselbe Fleiß und dieselbe Aufmerksamkeit, wenn er sie besser angewandt hätte, ihn vielleicht zu einem grössern Mathematiker, als Archimedes, gemacht haben würde.

C.

Sechs und neunzigstes Stück. (161)

Beschreibung einer ländlichen Lustbarkeit.

Ipſe dies agitat feſtos: fuſusque per herbam,
Ignis vbi in medio et Socii cratera coronant,
Te libans, Lenaee, vocat: pecorisque magiſtris
Velocis jaculi certamina ponit in vlmo,
Corporaque agreſti nudat praedura palaeſtra.
Hanc olim veteres vitam coluere Sabini,
Hanc Remus et Frater: ſic fortis Etruria creuit,
Scilicet et rerum facta eſt pulcherrima Roma.

VIRG.

Es freut mich, daß mein neulicher Aufenthalt auf dem Lande die Anzahl meiner Korrespondenten vermehrt hat: einer derselben schreibt mir Folgendes:

„Mein

„Mein Herr,

„Ungeachtet es Ihnen beliebt hat, uns so bald wieder zu verlassen und in die Stadt zurückzukehren, so hoffe ich doch, Sie werden unsre ländlichen Angelegenheiten künftig Ihrer Aufsicht nicht ganz unwürdig halten. Ich hatte die Ehre Ihr kurzes Gesicht bey Hrn. Roger von Koverley zu sehen, und habe seitdem immer beides, Ihre Person und Ihre Schriften, als etwas ausserordentliches betrachtet. Wären Sie noch einige Tage länger da geblieben, so würden Sie eine Wache *) gesehen haben, ein ländliches Fest, welches, wie Sie wissen werden, in den meisten Theilen von England der heilige Abend der Einweihung unsrer Kirchen ist. Ich wohnte in letzter Woche einer von diesen Zusammenkünften bey, die in einem benachbarten Kirchspiel gehalten wurde. Hier fand ich den grünen Rasen mit einer vermischten Menge Menschen jedes Alters und jedes Geschlechts bedeckt, die einander den folgenden Theil des Jahrs über mehr oder weniger hochschätzen,

*) Ich habe dieß Wort beybehalten, weil es in Westphalen, wo ich zu Hause bin, noch von dergleichen Veilles gebräuchlich ist. Man nennt sie nähmlich in unsrer Sprache Waken.
Der Ueb.

schätzen, je nachdem sie sich an diesem Tage her-
vorthun. Die ganze Gesellschaft war in ihren
Sontagskleidern, und theilte sich in verschiedne
Haufen, welche sich alle in der Art von Geschick-
lichkeiten, worin sie es am weitesten gebracht hat-
ten, hervorzuthun, und den Beyfall der Zuschauer
zu erlangen strebten.„

„Ein Haufen von Knüttelspielern zerschlugen
einander die Köpfe, um auf die Herzen ihrer Ge-
liebten Eindruck zu machen. Unter andern be-
merkte ich einen lustigen und muthigen jungen
Kerl, der das Unglück hatte, daß ihm der Sche-
del zerschlagen wurde, den aber seine Wunde nicht
halb so sehr schmerzte, als die Anmerkung eines
alten Mannes, der den Kopf schüttelte und sagte,
**Er zweifle jetzt sehr, ob die schwarze Käthe
ihn nun in drey Jahren zum Manne nehmen
würde.** Ich hätte diesen Kämpfern gern länger
zugesehen, wenn nicht eine Partie Fußballspieler
an der andern Seite des Angers meine Aufmerk-
samkeit angezogen hätte. Hier that ein gewisser
Hans Kurz sich sehr hervor, daß die meisten Zu-
schauer eins waren, **er könne unmöglich bis
zur nächsten Wache ein Junggesell bleiben.**
Da ich selbst dieß Spiel sehr oft mitgemacht habe,
so würde ich ihm noch länger zugesehen haben, hätte

ich

ich nicht ein Landmädchen bemerkt, das in einiger Entfernung von mir auf einer Anhöhe stand, und so viel wunderliche Grimassen machte, und seinen Körper auf eine so seltsame Art krümmte und drehte, daß ich sehr neugierig wurde zu erfahren, was das bedeuten sollte. Da ich zu ihr hinauf kam, fand ich, daß sie einem Haufen Ringer zusah, und daß ihr Schatz, ein Mensch von kleiner Statur, sich mit einem großen baumstarken Kerl herumbalgte, der den kleinen Mann so gewaltig drillte und schüttelte, daß die geheime Sympathie der Herzen jene heftigen Bewegungen alle bey seiner Geliebten hervorbrachte, die sich gewiß, gleich der Celia beym Shakespear in demselben Falle, gern unsichtbar gemacht hätte, um den starken Kerl beym Beine zu packen. Der Edelmann des Kirchspiels bewirthet die ganze Gesellschaft allemahl mit einem Stückfaß Doppelbier, und setzt einen Bieberhut zum Preise für den aus, der die meisten niedergeworfen hat. Dieß hat eine so große Nacheiferung unter den jungen Leuten des Dorfs erweckt, daß einige es außerordentlich weit in dieser Geschicklichkeit gebracht haben; und ich erstaunte oft, einen Kerl durch einen Stoß mit dem Fuße stürzen zu sehen, der ihm so behende beygebracht wurde, daß ich ihn

kaum

kaum bemerken konnte. Ich fand, daß die alten Ringer sich selten eher einließen, als bis jemand sich durch ein Paar Siege furchtbar gemacht hatte; sie hielten sich gleichsam in einem Korps de Reserve, um den Hut zu vertheidigen, welcher immer von dem, der ihn gewinnt, in einem Theile des Hauses, wo er am besten in die Augen fällt, aufgehängt wird, und in den Augen der ganzen Familie ein grösseres Ehrenzeichen ist, als ein Wapen. Unter andern bemerkte ich einen Kerl, der so geschäftig war, alle Ceremonien anzuordnen, und sich ein solches Air von Wichtigkeit gab, daß ich mich nicht enthalten konnte zu fragen, wer er sey? worauf man mir zur Antwort gab: er bilde sich nicht umsonst so viel ein; denn er und seine Voraltern hätten so viel Hüte gewonnen, daß sein Besuchzimmer nicht anders, wie eine Hutmacherbude aussähe. Diese Ruhmbegierde, welche sie alle beseelte, war Ursach, daß, so lange ich da war, noch keiner für den Ueberwinder erklärt wurde, wenn er auch schon mehr als drey niedergeworfen hatte."

"Die Mädchen waren auch nicht bloß Zuschauerinnen bey diesen Leibesübungen, sondern hatten ihre eignen Spiele unter sich; und da ich einen Pachters Sohn aus meinem Kirchspiel fragte, wor-

wornach er denn da so aufmerksam hinguckte, sagte er mir, er sähe zu, ob Lieschen Welsch, die, wie ich wußte, sein Liebchen war, nicht zuerst das Ziel erreichen würde.„

„Kurz, ich fand, daß die Mannspersonen den Frauenspersonen zu zeigen suchten, daß sie keine feige Memmen wären, und daß die ganze Gesellschaft sich einer dem andern durch Proben ihrer vollkommnen Gesundheit, und ihrer Geschicklichkeit zu den beschwerlichsten körperlichen Arbeiten, zu empfehlen bemüht war.„

„Ihr Urtheil über diese Art von Liebesbewerbung und Galanterie, wie sie jetzt unter uns auf dem Lande getrieben wird, würde sehr verbinden

„Ihren ꝛc.

Wollte ich hier den Gelehrten und Politiker machen, so könnte ich meinen Lesern sagen, wie diese Leibesübungen oder Spiele vormahls in allen Griechischen Staaten öffentlich angestellt und aufgemuntert worden; woher die Römer nachmahls ihr Pentathlum borgten, welches aus Laufen, Ringen, Springen, Werfen und Faustkämpfen bestand, ungeachtet die gewöhnlichen Preise nichts mehr waren, als ein Kranz von Zypressen oder Epheu, denn Hüte waren damahls noch nicht

Mode;

Mode; daß es ein altes Landesgesetz gibt, welches jeden Mann in England, der so und so viel im Vermögen hat, verbindet, einen langen Bogen zu führen und sich im Schießen mit demselben zu üben; wodurch denn unsre Vorfahren alle andern Nationen im Gebrauch dieses Gewehrs übertrafen, und wir alle Vortheile, ohne die Nachtheile, einer stehenden Armee hatten; und daß ich einmahl irgendwo ein Buch voller Projekte gesehen, dessen Verfasser, in Betracht der edlen Zwecke, worauf der Geist der Nacheiferung, der sich unter unserm gemeinen Volk bey diesen Wachen so deutlich offenbart, geleitet werden könnte, den Vorschlag thut, man sollte, zur Beförderung und zum Besten unsrer Handwerke und Gewerbe, einen jährlichen Preis für diejenigen aussetzen, die es in ihren verschiednen Künsten zur größten Vollkommenheit brächten. Aber alle diese politischen Betrachtungen, die mich nur über die Gränzen meines Blatts hinreißen möchten, bey Seite gesetzt, muß ich gestehen, daß der größte Vortheil und Nutzen, den ich in diesen ländlichen Festen finden kann, darin besteht, daß sie junge Leute zusammenbringen, und ihnen Gelegenheit geben, sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Ein junger Bauer, der seinen Nebenbuhler zu Boden wirft, hat gemei-





niglich eben so viel Glück bey ihrer gemeinschaftlichen Geliebten; gleichwie nichts gewöhnlicher ist, als daß eine schnellfüßige Dirne, zu gleicher Zeit mit dem zum Preise aufgesetzten Hemde, auch einen Mann gewinnt. Liebe und Heurathen sind die natürlichen Wirkungen dieser jährlichen Zusammenkünfte. Ich muß daher die Art, wie bey denselben jedes Geschlecht sich dem andern zu empfehlen sucht, sehr billigen, da nichts wahrscheinlicher eine gesunde Nachkommenschaft und eine glückliche Ehe zu versprechen scheint. Und ich glaube meinen ländlichen Freund versichern zu können, daß es manche Hofdame gibt, die wohl gern ihren gebrechlichen jungen Gemahl mit einem Hans Kurz vertauschen möchte, und manchen vornehmen Herrn, der wohl gern seine zärtliche Ehegattinn für die schwarze Käthe hingäbe.

Es gefällt mir um so mehr, daß Liebe der Hauptzweck dieser Zusammenkünfte ist, da dieß der Absicht, in welcher sie zuerst eingeführt worden, am gemäßesten zu seyn scheint; wie wir von dem gelehrten Doktor Kennet erfahren, mit dessen Worten ich dieß Blatt schließen will.

„Diese Wachen, sagt er, waren eine Nachahmung der alten αγαπαι, oder Liebesfeste; und wurden in England zuerst durch den Papst Gregorius

gorius den Großen eingeführt, welcher in einem Briefe an den Abt Melitus Befehl gab, daß sie in Hütten oder Lauben, die man um die Kirche herum von Baumzweigen und Gesträuchen errichtete, gehalten werden sollten.„

„Diese löbliche Gewohnheit bestand viele Jahrhunderte hindurch, bis die skrupulösen Puritaner dagegen, als ein Ueberbleibsel des Papstthums, zu eifern anfingen; und nachher wurde diese Grille so allgemein, daß endlich der Lord Oberrichter Walter auf einem Landgericht in Exeter Befehl gab, daß alle Wachen abgestellt werden sollten. Da aber der Bischof Laud sich über diese Neuerungssucht beschwerte, ließ der König den Befehl widerrufen.„

X.

Sieben und neunzigstes Stück. (162)

Ueber die Unbeständigkeit.

— Seruetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.
HOR.

Nichts, was nicht ein wahres Verbrechen ist, macht einen Menschen so verächtlich und klein in den Augen der Welt, als Unbeständigkeit, besonders in Ansehung der Religion oder einer einmahl gewählten Partey. In beiden dieser Fälle, sollte man auch vielleicht in dem Uebergange von der einen auf die andre Seite nur seine Pflicht thun, macht man sich nicht nur verhaßt bey denen, die man verließ, sondern wird auch selten bey denen, zu welchen man übergeht, aufrichtig hochgeschätzt.

In diesen beiden wichtigen Punkten also muß unsre Ueberzeugung sehr stark, und wo möglich die Umstände so beschaffen seyn, daß zeitliche Vortheile keinen Einfluß auf dieselbe zu haben scheinen,

wenn

wenn die argwöhnische Welt nicht glauben soll, daß wir, nicht aus Grundsätzen, sondern aus Leichtsinn oder eigennützigen Absichten übergehen. Proselyten und Renegaten aller Art sollten sichs besonders angelegen seyn lassen, der Welt zu zeigen, daß sie nach löblichen Bewegungsgründen handeln; sonst können sie versichert seyn, daß sie, trotz alles Beyfalls ihres eignen Gewissens und alle Lobsprüche derer, mit denen sie umgehen, ein Gegenstand der Verachtung aller guten Menschen, und das öffentliche Ziel des Schimpfs und der Verspottung seyn werden.

Unentschlossenheit in Ansehung der Wahl der Lebensarten, die sich uns darbiethen, und Unbeständigkeit in Befolgung des gewählten Plans, sind die größten und allgemeinsten Ursachen unsrer Gemüthsunruhe und Unglückseligkeit. Wo der Ehrgeiz diesen, der Eigennutz jenen, die Neigung einen dritten, und die Vernunft vielleicht einen ganz andern Weg treibt, als alle, da muß der Mensch, der so vielen verschiednen Parteyen gefällig seyn will, aller Wahrscheinlichkeit nach seine Zeit sehr übel zubringen. Wenn die Seele sich von so vielen verschiednen Gegenständen anlocken läßt, und beständig von einem zum andern hin und her schwankt, so thäte man wahrlich viel besser,

irgend eine Lebensart, ist sie auch nicht die beste, die wir hätten wählen können, zu ergreifen und ihr getreu zu bleiben, als alt zu werden ohne irgend eine Wahl getroffen zu haben, und aus der Welt zu gehen, wie die meisten Menschen, ehe man sich entschlossen hat, wie man in derselben leben will. Es giebt nur Ein Mittel, in diesem Stücke zur Ruhe zu kommen, und dieß ist, daß wir Einen großen Zweck, als das Haupt- und End-Ziel aller unsrer Bestrebungen standhaft verfolgen. Sind wir fest entschlossen, den Vorschriften der Vernunft, ohne alle Rücksicht auf Reichthum, Ruhm und dergleichen, außer in so fern es mit unsrer Hauptabsicht zusammen trifft, gemäß zu leben, so können wir mit Sicherheit, Stätigkeit und Vergnügen die Bahn des Lebens durchwandeln: handeln wir aber nach verschiednen, zerstückten Absichten, und wollen nicht nur tugendhaft, sondern auch reich, beliebt, und alles seyn, worauf die Welt einen Werth setzt, so werden wir in Elend und Reue leben und sterben.

Wir sollten uns billig mehr als gewöhnliche Mühe geben, uns gegen diese besondre Unvollkommenheit zu verwahren, weil sie gerade die ist, zu welcher wir von Natur einen sehr starken

Hang

Hang haben; denn erforschen wir uns bis auf den Grund, so werden wir finden, daß es keine veränderlichere Geschöpfe in der Welt gibt, als uns. In Betracht unsers Verstandes ergreifen und verwerfen wir oft gerade dieselben Meinungen; da hingegen die Wesen über und unter uns vermuthlich gar keine Meinungen haben, oder wenigstens in denen, die sie haben, nicht schwankend und ungewiß sind. Höhere Wesen werden durch Anschauen, und geringere durch Instinkt gelenckt. In Ansehung unsers Willens verfallen wir in Verbrechen und erheben uns wieder aus denselben, machen uns bald liebenswürdig, bald verhaßt in den Augen unsers großen Richters, und bringen unser ganzes Leben damit hin, ihn zu beleidigen und um Verzeihung zu bitten. Im Gegentheil sind die Geschöpfe unter uns nicht fähig zu sündigen, und die Höheren nicht fähig zu bereuen. Für jene ist schlechterdings keine Pflicht möglich, und diese stehen unwandelbar fest in ewiger Ausübung des Lasters oder der Tugend.

Es gibt kaum einen Stand des Lebens, oder einen Auftritt in demselben, welcher nicht Veränderungen und Revolutionen in der Seele des Menschen hervorbrächte. Unsre Gedankensysteme in der Kindheit verliehren sich in den Gedanken-

systemen der Jugend; und diese nehmen wieder eine andre Wendung in den männlichen Jahren, bis das hohe Alter uns oft in unsre vorige Kindheit zurückführt. Ein neuer Titel, oder ein unerwartetes gutes Glück setzt uns außer uns selbst, und zerstöhrt gewissermaßen unsre Identität. Ein bewölkter Himmel, oder ein wenig Sonnenschein haben einen eben so großen Einfluß auf manche Leibesbeschaffenheiten, als das wahreste Glück oder Unglück. Ein Traum gibt uns ein anderes Daseyn, und verändert unsern Zustand, so lange er dauert; und jede Leidenschaft (der Gesundheit und Krankheit, und der größern Veränderungen in Seele und Körper nicht zu gedenken,) macht uns fast zu andern Geschöpfen. Wenn nun der Mensch überhaupt sich vor andern Wesen durch diese Schwachheit so sehr auszeichnet, was sollen wir denn von denen denken, die sich durch dieselbe sogar unter ihrer eignen Gattung merkwürdig machen? Es ist doch ein sehr nichtswürdiger Charakter, eins der veränderlichsten Geschöpfe unter der veränderlichsten Gattung von Wesen zu seyn, besonders wenn wir bedenken, daß Er, der das große Muster der Vollkommenheit ist, keinen Schatten von Wechsel in sich hat, sondern Derselbe ist gestern und heute und in Ewigkeit.

Da

Da diese Veränderlichkeit der Gemüthsart, dieser Widerspruch mit uns selbst, die größte Schwachheit der menschlichen Natur ist, so macht sie den, der sich besonders durch dieselbe auszeichnet, lächerlicher, als irgend eine andre Schwachheit, da sie ihn auf viel mannichfachere Art in ein närrisches Licht setzt, und ihn durch einen Gegensatz buntscheckiger Charakter von sich selbst unterscheidet. Der launigste Charakter, den Horaz gezeichnet hat, gründet sich auf diese Ungleichheit des Temperaments und Unregelmäßigkeit des Verhaltens.

Omnibus hoc vitium est cantoribus, inter amicos
Ut nunquam inducant animum cantare rogati;
Injussi nunquam desistant. Sardus habebat
Ille Tigellius hoc. Caesar, qui cogere posset,
Si peteret per amicitiam patris atque suam, non
Quicquam proficeret; si collibuisset, ab ovo
Usque ad mala citaret: Jo Bacche! modo summa,
Voce modo hac, resonat quae chordis quattuor
ima.
Nil aequale homini fuit illi: saepe velut qui
Currebat fugiens hostem; persaepe velut qui
Junonis sacra ferret; habebat saepe ducentos,
Saepe decem servos; modo reges atque tetrar-
chas,

Omnia magna, loquens; modo: Sit mihi mensa
tripes, et
Concha salis puri, et toga quae defendere
frigus,
Quamvis crassa, queat. Decies centena dedisses
Huic parco paucis contento, quinque diebus
Nil erat in loculis. Noctes vigilabat ad ipsum
Mane, diem totum stertebat. Nil fuit unquam
Sic impar sibi. —

Alle Sänger haben den Fehler: Gebeten von
Freunden,
Singen sie niemahls, und ungebeten, wissen sie
niemahls
Aufzuhören. Tigell, der berufne Sardinier, war von
Solchem Schlage. Wenn diesen Augustus, der
ihn doch hätte
Zwingen können, bey seines Vaters *) Freund-
schaft und seiner
Eignen ersuchte, gewann er nichts; so bald es
ihm selber
Einfiel, sang er vom Ey bis zum Obst: O
Evohe! Evan! **)
Bald nach der höchsten und bald nach der tief-
sten Saite der Leyer.
Nie

*) Julius Cäsars.

**) Vom Anfange der Tafel bis zum Ende ein
Lied, das sich anfing: O Evohe! Evan!

Nie war der Mann sich ähnlich. Oft schritt er, als jagten ihn Feinde,
Oft, als trüg' er die Heiligthümer der Juno; bald hatt' er
Zehn und bald zweyhundert Sklaven; nun sprach er von lauter
Königen und Tetrarchen und hohen Dingen; dann hieß es:
Mir genügt ein hölzernes Tischchen, ein reinliches Salzfaß,
Und ein Mantel, so grob er sey, mich vor Kälte zu schützen.
Schenktest du diesem zufriedenen, sparsam lebenden Manne
Hundert Tausende: nach fünf Tagen war nichts mehr im Beutel.
Ganze Nächte lang wacht' er bis an den Morgen, am Tage
Schnarcht' er. Niemand war je so von sich selber verschieden.

Einen ähnlichen Charakter schildert Dryden so meisterhaft, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn als ein Seitenstück des Horazischen, gleichfalls herzusetzen.

Den ersten Rang hat Zimri. Dieser ist
So mannichfach, daß er nicht Einer, nein,

Ein kurzer Auszug aller Menschen scheint.
Nichts bleibt er lang', ist alles auf den Sturz;
Nur auf verkehrte Meinung hält er steif.
Er war, eh noch der Mond den Lauf vollbracht,
Chymist und Geiger, Staatsmann und Hans Wurst,
Ein Weibling, Mahler, Reimer, und zuletzt
Ein Säufer. Tausend Grillen ungezählt,
Die im Entstehn verschwanden. Seligster
Der Aberwitzigen, der stündlich sich
Durch neue Wünsche neue Güter schafft!

C.

Acht und neunzigstes Stück. (164)

Konstantia und Theodosius.

Illa, quis et me, inquit, miseram, et te perdidit, Orpheu?
Iamque vale: feror ingenti circumdata nocte,
Inualidasque tibi tendens, heu! non tua, palmas.

VIRG.

Als ich in Frankreich war, hörte ich eine sehr merkwürdige Geschichte zweyer Liebenden, die ich hier der Länge nach erzählen will, nicht, weil die

die Umstände derselben außerordentlich sind, sondern weil sie die Kraft der Religion zu Milderung der Qualen trostloser Liebe zeigt, welche so manches zärtliche Herz zernagen. Ein Priester, mit dem ich auf der Postkutsche reiste, erzählte mir die Geschichte. Ich will mich, so viel ich mich besinnen kann, seiner eignen Worte bedienen, und nur noch vorher erinnern, daß, wenn sich aus einer fehlerhaften Religion und irre geleiteten Andacht Trost schöpfen läßt, derselbe nothwendig viel natürlicher aus einer solchen Religion und Frömmigkeit entspringen muß, die sich auf Vernunft und gesunden Verstand gründen.

Konstantia war ein Frauenzimmer von seltnem Verstande und ausnehmender Schönheit, hatte aber zum Unglück einen Vater, der sich durch seine Industrie große Reichthümer erworben hatte, und an nichts, als seinem Gelde, Vergnügen fand. Theodosius war der jüngere Sohn einer heruntergekommenen Familie; er besaß vortreffliche Naturgaben und viel Gelehrsamkeit, die durch eine feine und tugendhafte Erziehung ausgebildet waren. Im zwanzigsten Jahr seines Alters lernte er Konstantien kennen, die damahls noch nicht über funfzehn war. Da er nicht weit von ihres Vaters Hause wohnte, hatte er oft Gelegen-

legenheit, sie zu sehen; und machte durch seine wohlgebildete Person, seine liebenswürdigen Eigenschaften und seinen angenehmen Umgang, einen so tiefen Eindruck in ihr Herz, daß keine Zeit ihn je auszutilgen vermochte: er selbst war nicht weniger von Konstantien bezaubert. Bey längerer Bekanntschaft entdeckten sie einer an dem andern immer neue Liebenswürdigkeiten, und so entstand in ihnen nach und nach die wechselseitige Leidenschaft, die auf ihr folgendes Leben so starken Einfluß hatte. Zum Unglück eräugnete es sich, daß mitten unter diesem Liebes- und Freundschafts-Verkehr des Theodosius und der Konstantia ein unversöhnlicher Streit zwischen ihren Vätern ausbrach, deren der eine sich zu viel auf seine Geburt, und der andre zu viel auf seine Güter einbildete. Konstantiens Vater war so erbittert gegen den Vater des Theodosius, daß er einen sehr unbilligen Haß auf den Sohn warf, ihm sein Haus verboth, und seiner Tochter bey ihrer Pflicht anbefahl, ihn nie wieder zu sehen. Um unterdessen den beiden Liebenden alle Gemeinschaft gänzlich abzuschneiden, da er wußte, sie unterhielten geheime Hoffnungen einer günstigen Gelegenheit, die sie zusammenbringen würde, so suchte er einen jungen Herrn von gutem Vermögen

mögen und angenehmer Person auf, und bestimmte denselben zum Manne seiner Tochter. Er brachte die Sache bald so weit in Richtigkeit, daß er Konstantien sagte, er sey willens, sie an den und den Herrn zu verheurathen, und habe den und den Tag zu ihrer Hochzeit bestimmt. Konstantia, durch die Autorität ihres Vaters in Furcht gesetzt, und unfähig, gegen eine so vortheilhafte Partie irgend etwas einzuwenden, hörte den Antrag mit tiefem Stillschweigen an, welches ihr Vater als die anständigste Art auslegte, wie ein Mädchen in einem solchen Antrag willigen könnte. Theodosius erfuhr das Gerücht von dieser vorhabenden Heurath bald; nach einem langen Tumult von Leidenschaften, die in solchem Falle natürlicherweise in dem Herzen eines Liebhabers aufsteigen, schrieb er folgenden Brief an Konstantien:

„Der Gedanke an meine Konstantia, welcher seit einigen Jahren her meine einzige Seligkeit war, macht mir jetzt größre Qual, als ich zu tragen vermag. So muß ich es denn erleben, Sie eines Andern zu sehen? Die Bäche, die Felder und Wiesen, wo wir uns so oft zusammen unterhielten, sind mir jetzt unerträglich; das Leben selbst ist mir eine Last. Möchten Sie lange glück-

lich seyn auf Erden! aber vergessen Sie, daß es je einen solchen Menschen in der Welt gab, als

Ihren

Theodosius.

Dieser Brief wurde Konstantien noch denselben Abend gebracht; sie fiel in Ohnmacht, als sie ihn las. Den folgenden Morgen aber ängstete sie sich noch weit mehr, als zwey oder drey Bothen einer nach dem andern nach ihres Vaters Hause kamen, und sich erkundigten, ob sie nichts vom Theodosius gehört hätten, der, wie es schiene, mitten in der Nacht von seinem Zimmer gegangen, und nirgends zu finden wäre. Die tiefe Melancholie, die schon einige Zeit her seine Seele bewölkt hatte, ließ sie das Schlimmste befürchten. Konstantia, welche wußte, daß nichts, als das Gerücht von ihrer Heurath, ihn auf dieses Aeußerste habe treiben können, war untröstbar. Sie machte sich nun heftige Vorwürfe, daß sie einem andern Heurathsantrage so geduldig Gehör gegeben, und betrachtete den neuen Liebhaber, als den Mörder ihres Theodosius: kurz, sie entschloß sich, lieber die äußersten Wirkungen des väterlichen Zorns zu erdulden, als in eine Heurath zu willigen, die ihr so strafbar und abscheulich vorkam. Ihr Vater, der sich jetzt vom Theodosius gänzlich befreyt sah,

und

und auch von dem ansehnlichen Brautschatz, den er seiner Tochter hätte mitgeben müssen, nicht gern geschieden wäre, bekümmerte sich nicht sehr über die hartnäckige Weigerung seiner Tochter; er fand es auch nicht schwer, sich dieserwegen gegen seinen bestimmten Schwiegersohn zu entschuldigen, der Konstantien auch mehr aus Konvenienz, als aus Liebe gewählt hatte. Konstantia fand jetzt keinen andern Trost, als in ihren Andachten und Religionsübungen, denen ihre Trübsale ihre Seele so ganz unterwarfen, daß sie, nachdem einige Jahre die Heftigkeit ihres Kummers gemildert, und ihre Gedanken zu einer Art von Ruhe gebracht hatten, sich entschloß, den Rest ihrer Tage in einem Kloster zuzubringen. Ihr Vater hatte nichts gegen einen Entschluß, der seiner Familie Geld ersparte, und willigte mit Vergnügen ein. Im fünf und zwanzigsten Jahr ihres Alters also, mitten in der höchsten Vollkommenheit und Blüthe ihrer Schönheit brachte er sie in eine benachbarte Stadt, um ein Nonnenkloster für seine Tochter auszusuchen. An diesem Orte befand sich in einem gewissen Kloster ein Vater, der wegen seiner Frömmigkeit und seines exemplarischen Lebens in großem Rufe stand; und wie es in der Römischen Kirche gewöhnlich ist, daß Leute, die unter großen Trübsalen oder An-

Anfechtungen leiden, sich an den vornehmsten Beichtvater zu wenden pflegen, um Vergebung und Trost zu erlangen, so ergriff unsre schöne Andächtige die Gelegenheit, bey diesem berühmten Vater zu beichten.

Wir müssen jetzt zum Theodosius zurückkehren. Er begab sich an demselben Morgen, da man die obgedachten Nachsuchungen seinetwegen anstellte, in ein Kloster eben der Stadt, wo Konstantia sich jetzt aufhielt, und ließ sich, nachdem er die Väter desselben um die Verschwiegenheit und Geheimhaltung, die in außerordentlichen Fällen sehr gewöhnlich ist, gebeten hatte, in den Orden aufnehmen, mit dem geheimen Gelübde, sich nie nach Konstantien zu erkundigen; denn er zweifelte nicht, daß sie an dem Tage, welcher, dem allgemeinen Gerücht zufolge, zur Hochzeit bestimmt war, seinem Nebenbuhler übergeben worden. Da er es in seiner Jugend schon weit in der Gelehrsamkeit gebracht hatte, so ließ er sich, um sich desto völliger der Religion zu widmen, in den Priesterstand aufnehmen, und wurde in wenig Jahren sehr berühmt wegen der Heiligkeit seines Lebens, und der frommen Gesinnungen, die er allen, welche mit ihm umgingen, einflößte. Dieser heilige Mann war es, welchen Konstantia zu ihrem Beichtvater gewählt

wählt hatte, wiewohl so wenig sie, als sonst jemand, außer dem Prior des Klosters, von seinem Nahmen oder seiner Familie das geringste wußte. Der muntre, liebenswürdige Theodosius hieß jetzt Vater Franciskus, und war durch seinen langen Bart, seinen geschornen Kopf und sein Ordenskleid so sehr verstellt, daß es unmöglich war, den Weltmann in dem ehrwürdigen Klosterbruder zu erkennen.

Als er eines Morgens in seinem Beichtstuhl eingeschlossen war, kniete Konstantia vor ihm nieder, und eröffnete ihm den ganzen Zustand ihrer Seele. Sie erzählte ihm die Geschichte eines Lebens voll Unschuld, und brach dann in Thränen aus, als sie auf den Theil derselben kam, woran er selbst so großen Antheil hatte. Mein Betragen, sagte sie, ist, fürchte ich, Schuld an dem Tode eines Mannes, der keinen andern Fehler hatte, als den, daß er mich zu sehr liebte. Nur der Himmel weiß es, wie theuer er mir war, so lange er lebte, und wie bitter sein Andenken seit seinem Tode mir gewesen ist. Hier schwieg sie, und blickte mit ihren von Thränen überfließenden Augen zu dem Vater auf, der durch das Mitgefühl ihres Kummers so tief bewegt war, daß er seine Stimme, die durch Seufzer und Schluchzen

unterbrochen wurde, kaum so weit in seiner Gewalt hatte, um ihr zu sagen, sie möchte nur fortfahren. Sie gehorchte, und goß in einer Fluth von Thränen ihr Herz vor ihm aus. Der Vater konnte sich nicht enthalten laut zu weinen, so daß in der heftigen Erschütterung seines Grams der Stuhl unter ihm bebte. Konstantia, die sich einbildete, der gute Mann sey durch Mitleiden gegen sie und durch Entsetzen vor ihrem Verbrechen so sehr gerührt, fuhr mit äußerster Zerknirschung fort, ihm zu entdecken, daß sie jetzt im Begriff sey, das Gelübde einer ewigen Keuschheit abzulegen, als das beste Mittel ihre Sünden wieder gut zu machen, und das einzige Opfer, welches sie dem Andenken ihres Theodosius darbringen könne. Der Vater, welcher sich eben etwas gefaßt hatte, brach wieder in Thränen aus, als er den Nahmen hörte, an welchen er so lange nicht mehr gewohnt war, und diesen Beweis einer beyspiellosen Treue von einer Person erhielt, die er schon einige Jahre im Besitz eines Andern geglaubt hatte. Immer von seiner heftigen Betrübniß unterbrochen, war er nur eben im Stande, seiner Bußfertigen, die er unter ihrem Gram fast erliegen sah, zu sagen, sie möchte sich beruhigen — ihre Sünden wären ihr vergeben — ihre Strafbarkeit

barkeit sey nicht so groß, als sie sich einbildete — sie sollte sich nicht übermäßig grämen, und so weiter. Hierauf sammelte er sich so weit, daß er ihr förmlich die Absolution ertheilen konnte. Zugleich sagte er ihr, sie möchte den folgenden Tag wiederkommen, damit er sie in dem frommen Entschluß, welchen sie gefaßt hätte, noch mehr bestärken, und ihr dienliche Ermahnungen wegen ihres Verhaltens in denselben ertheilen könnte. Konstantia entfernte sich, und kam den folgenden Morgen wieder. Theodosius, welcher unterdeß seine Seele durch zweckmäßige Gedanken und Ueberlegungen ermannet hatte, that bey dieser Gelegenheit alles, was er nur vermochte, Konstantien zu der Lebensart, welche sie anzutreten willens war, aufzumuntern, und alle die grundlosen Besorgnisse und Beängstigungen, die sich ihrer Seele bemächtigt hatten, aus derselben zu verbannen. Er schloß mit dem Versprechen, daß er von Zeit zu Zeit seine guten Ermahnungen fortsetzen wollte, so bald sie erst den heiligen Schleyer genommen hätte. Unsre Ordensregeln, sagte er, erlauben nicht, daß ich Sie dann sehe; aber Sie können versichert seyn, daß Sie nicht nur einen Platz in meinem Gebeth haben, sondern auch schriftlich öftere Belehrungen von mir erhalten

 wer=

werden. Gehen Sie mit frohem Muth auf der angetretenen Bahn fort, so werden Sie bald den Frieden und die Seelenruhe finden, welche die Welt nicht zu geben vermag.

Konstantiens Herz war durch die Reden des Vater Franciskus so sehr emporgehoben, daß sie gleich den folgenden Tag ihr Gelübde ablegte. So bald die Feyerlichkeiten der Aufnahme vorüber waren, begab sie sich, wie gewöhnlich, mit der Aebtissinn in ihr Zimmer.

Die Aebtissinn war den Abend vorher von allem dem benachrichtigt, was zwischen ihrer jungen Nonne und dem Vater Franciskus vorgegangen war; und übergab ihr jetzt folgenden Brief desselben.

„Ein Erstling der Freuden und Tröstungen, die Sie von dem Leben, welches Sie jetzt angetreten, zu erwarten haben, soll die Nachricht seyn, daß Ihr Theodosius, dessen Tod ihre Seele so tief niederbeugt, noch lebt; und daß der Vater, dem Sie gebeichtet haben, ehemals der Theodosius war, den Sie so sehr bedauren. Die Liebe, die wir für einander gehegt haben, wird uns in ihrer Vereitelung glücklicher machen, als sie bey ihrem glücklichsten Erfolge hätte thun können. Die Vorsehung hat zu unserm Vortheil, wenn

schon nicht nach unsern Wünschen, über uns gewaltet. Betrachten Sie Ihren Theodosius noch immer als todt, aber seyn Sie versichert, daß einer lebt, der nie aufhören wird für Sie zu beten als Vater

Franciskus.

Konstantia sah, daß die Handschrift den Inhalt des Briefes bestätigte; und als sie über die Stimme, die Person, das Betragen, und besonders die heftige Gemüthsbewegung des Vaters während ihrer Beichte nachdachte, erkannte sie ihren Theodosius in jedem Umstande. Sie vergoß Freudenthränen, und sagte endlich: Nun habe ich genug; Theodosius ist nicht todt! Nun werde ich mit Beruhigung leben, und in Frieden sterben.

Die Briefe, welche der Vater nachmahls an sie schrieb, werden in dem Nonnenkloster, wo sie sich damahls befand, noch aufbewahrt, und oft den jungen Nonnen vorgelesen, um ihnen gute Entschließungen und tugendhafte Gesinnungen einzuflößen. Nachdem Konstantia etwa zehn Jahre in dem Kloster gelebt hatte, brach in der Stadt ein heftiges Fieber aus, welches eine Menge von Menschen, und unter andern auch den Theodosius wegraffte. Auf seinem Todbette schickte er

in den rührendsten Ausdrücken seinen Segen an Konstantien, welche damahls an derselben tödtlichen Krankheit darnieder lag, und schon ihren Verstand verlohren hatte. In der Zwischenzeit von Vernunft, welche bey Krankheiten dieser Art gewöhnlicher Weise vor dem Tode hergeht, sagte ihr die Aebtissinn, da die Aerzte sie schon ganz aufgegeben hatten, Theodosius sey ihr eben in die Wohnungen des Friedens vorangegangen, und habe ihr in seinen letzten Augenblicken seinen Segen geschickt. Konstantia empfing ihn mit großer Freude: Und nun, sagte sie, wenn ich nicht etwas Ungeziemendes begehre, so lassen Sie mich mit Theodosius in Einem Grabe ruhen. Mein Gelübde erstreckt sich nicht weiter, als bis zum Grabe. Was ich bitte, ist hoffentlich keine Verletzung desselben. — Sie starb bald darauf, und ward, ihrer Bitte gemäß, zum Theodosius ins Grab gelegt.

Ihr Grabmahl ist noch zu sehen, mit einer kurzen Lateinischen Aufschrift folgendes Inhalts:

Hier ruhen die Leichname des Vaters Franciskus und der Schwester Konstantia. Liebenswürdig waren sie in ihrem Leben, und selbst im Tode nicht getrennt.

C.

Neun

Neun und neunzigstes Stück. (166)

Unsterblichkeit der Schriftsteller.

— — Quod nec Iouis ira, nec ignis,
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas.
OVID.

Aristoteles sagt, die Welt sey eine Kopie oder ein Abdruck der Ideen des ersten Wesens, und die Ideen in der Seele des Menschen seyen eine Kopie der Welt. Diesem Gedanken können wir hinzufügen, Worte seyen die Kopie der Ideen in der Seele des Menschen, und die geschriebne oder gedruckte Schrift sey die Kopie der Worte.

Wie das höchste Wesen seine Ideen in der Schöpfung ausgedrückt und gleichsam abgedruckt hat, so drücken die Menschen ihre Ideen in Büchern aus, welche vermittelst dieser großen Erfindung der neuern Zeiten vielleicht eben so lange, als Sonne und Mond, dauern, und erst in dem allgemeinen Schiffbruch der Natur vergehen werden. So sagt Kowley in seinem Gedicht über die Auferstehung sehr vortrefflich:

Nun wird das allweite Gewölbe des Himmels,
Und alle harmonischen Welten dort oben,
Und Marons heiliges Werk vergehn!

Wir haben kein andres Mittel, die Gedanken festzuhalten, die in der Seele des Menschen entstehen und verschwinden, und sie den spätesten Zeiten zu überliefern; kein andres Mittel, unsern Ideen Dauer zu verschaffen, und die Erkenntnisse irgend einer besondern Person aufzubewahren, wenn ihr Körper schon längst mit der allgemeinen Masse der Materie vermischt, und ihre Seele in die Welt der Geister übergegangen ist. Bücher sind die Vermächtnisse, die ein großes Genie den Menschen hinterläßt, die als Geschenke, von Generation zu Generation, der Nachkommenschaft derer überliefert werden, die noch ungebohren sind.

Alle andern Künste unsre Ideen fortzupflanzen, erstrecken sich nur auf eine kurze Zeit. Statuen können nur einige tausend Jahre dauern, Gebäude noch kürzere Zeit, und Farben noch kürzere, als Gebäude. Michael Angelo, Fontana und Rafael werden künftig das seyn, was Phidias Vitruvius und Apelles jetzt sind; Nahmen großer Bildhauer, Baumeister und Mahler, deren Werke verlohren gingen. Die verschiednen Künste drücken sich in moderndem Materialien aus: die Natur ist zu

ohnmächtig für sie, und nicht im Stande, die Ideen, die ihr eingedrückt sind, unversehrt zu erhalten.

Der Umstand, welcher Schriftstellern einen Vortheil über alle diese großen Meister gibt, ist der, daß sie ihre Originale vervielfältigen, oder vielmehr so viel Kopien, als es ihnen nur beliebt, von ihren Werken machen können, welche eben so schätzbar seyn werden, als die Originale selbst. Dies gewährt einem großen Schriftsteller gewissermaßen eine Aussicht von ewiger Fortdauer seiner Werke, beraubt ihn aber zugleich anderer Vortheile, deren der Künstler genießt. Der Künstler findet ein größeres Einkommen von Gewinn, als der Schriftsteller von Ruhm. Welch einen unschätzbaren Preis würde man auf einen Homer oder Virgil, einen Aristoteles oder Cicero setzen, verhielte sichs mit ihren Werken, wie mit einer Statue, einem Gebäude oder Gemählde! oder wären sie bloß an Einem Orte befindlich, und das Eigenthum Einer Person!

Sind nun Schriften so dauerhaft, und können sie von dem einen Zeitalter zum andern durch den ganzen Lauf der Zeiten fortgehen, wie sorgfältig sollte dann nicht ein Schriftsteller sich hüten, etwas der Presse zu übergeben, was die Nachwelt verderben, und die Seelen der Menschen mit Laster

und

und Irrthum vergiften kann! Schriftsteller von großen Talenten, welche ihre Gaben dazu gebrauchen, Unsittlichkeit fortzupflanzen, und lasterhafte Gesinnungen mit Witz und Laune zu würzen, sind nicht anders zu betrachten, als eine Pest der Gesellschaft, und als Feinde des Menschengeschlechts. Sie lassen Bücher nach, (wie man von denen sagt, die an Krankheiten sterben, welche Menschenhaß in ihnen erzeugen) um Ansteckung zu verbreiten, und ihre Nachkommenschaft zu zerstöhren. Sie thun gerade das Gegentheil von dem, was Konfucius und Sokrates thaten; und scheinen bloß in die Welt gesandt zu seyn, um die menschliche Natur zu erniedrigen, und sie in dem Zustand viehischer Brutalität herabzustürzen.

Einige römisch-katholische Schriftsteller sagen, lasterhafte Schriftsteller blieben so lange im Fegefeuer, als der Einfluß ihrer Schriften bey der Nachwelt daure: denn das Fegefeuer, sagen sie, ist nichts anders, als eine Reinigung von unsern Sünden, und diese können unmöglich ausgetilgt seyn, so lange sie fortfahren zu wirken und die Menschen zu verderben. Der lasterhafte Schriftsteller sündigt noch nach dem Tode, und so lange er zu sündigen fortfährt, so lange muß er

auch

auch erwarten Strafe zu leiden. Ungeachtet nun der papistische Begriff vom Fegefeuer wirklich sehr lächerlich ist, so kann man doch nicht anders, als glauben, daß, wenn unsre Seele nach dem Tode irgend etwas von dem weiß, was in dieser Welt vorgeht, ein unmoralischer Schriftsteller unendlich mehr Kummer darüber empfinden muß, daß er seine überlebenden Bewunderer zum Bösen verführt, als Vergnügen darüber, daß er ihnen so sehr gefällt.

Diese Betrachtung ist sehr ernsthaft und strenge. Um dieß gewissermaßen wieder gut zu machen, will ich dieß Blatt mit einer komischen Geschichte von einem gewissen atheistischen Schriftsteller beschließen. Dieser ließ in einer gefährlichen Krankheit einen benachbarten Geistlichen zu sich kommen, der ihn zum Tode bereiten sollte, und bekannte ihm mit großer Herzensangst und Zerknirschung, daß nichts ihm so schwer auf der Seele liege, als der Gedanke, daß er sein Zeitalter durch seine Schriften verführt hätte, und daß ihr böser Einfluß, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst nach seinem Tode noch fortdauern würde. Der Pfarrer, welcher bey fernerer Prüfung fand, daß der arme Sünder mit der größten Angst der Verzweiflung kämpfte, und welcher selbst ein Mann

von

von Gelehrsamkeit war, sagte ihm, er hoffe, daß sein Zustand nicht so verzweifelt sey, als er sich einbilde, weil er sein Vergehen so lebendig erkenne, und so aufrichtig bereue. Der Bußfertige aber führte dagegen immer an, daß sein Buch die böse Absicht habe, alle Religion über den Haufen zu werfen; und wie wenig Grund zur Hoffnung derjenige haben könne, dessen Schriften noch fortfahren würden, Unheil in der Welt zu stiften, wenn sein Körper längst in Staub zerfallen wäre. Der Pfarrer, der kein andres Mittel zu seiner Beruhigung fand, sagte ihm, er thue freylich sehr wohl, wegen der bösen Absicht, in welcher er sein Buch herausgegeben, bekümmert zu seyn; aber er sollte dem Himmel danken, und sich freuen, daß wirklich von dem Schaden, welchen er von denselben erwarte, nichts zu befürchten sey: denn seine Sache wäre so schlecht, und seine Gründe so schwach, daß er gar keine üble Wirkungen davon besorge; kurz, er sollte nur versichert seyn, daß sein Buch nicht mehr Unheil nach seinem Tode anrichten würde, als es bey seinem Leben angerichtet hätte. Zu seiner fernern Beruhigung setzte er noch hinzu, er glaube nicht, daß irgend jemand, außer seinen vertrauten Freunden und Bekannten, sich die Mühe genommen hätte es zu lesen, oder daß ir-

gend

gend jemand nach seinem Tode je darnach fragen würde. Der Sterbende hatte noch so viel von der allgemeinen Autorschwachheit an sich, daß ihm diese Trostgründe Dornen im Herzen waren; und daß er, ohne dem guten Mann zu antworten, seine umstehenden Freunde voller Bitterkeit fragte, wo sie doch den Dummkopf aufgetrieben hätten? und ob sie den für gut genug hielten, einem Manne in seinen Umständen beyzustehen? Da der Pfarrer sah, daß der Schriftsteller, nicht wie ein wahrhaftig und aufrichtig bußfertiger Sünder, sondern wie ein Sünder von Importanz behandelt seyn wollte, so gab er ihm noch einige kurze Erinnerungen und verließ ihn, in der gewissen Erwartung, daß er ihn wieder rufen lassen würde, wenn er erst alle Hoffnung der Genesung verlöhre. Allein der Schriftsteller wurde wieder gesund, und hat seitdem noch zwey oder drey andre Schriften in demselben Geist, und, zum Glück für seine arme Seele, von gleichem Werth herausgegeben.

C.

Hun=

Hundertstes Stück. (167)

Der Luftbaumeister.

— Fuit haud ignobilis Argis,
Qui se credebat miros audire Tragoedos,
In vacuo laetus sessor plausorque theatro;
Caetera qui vitae seruaret munia recto
More; bonus sane vicinus, amabilis hospes,
Comis in uxorem; posset qui ignoscere seruis,
Et signo laeso non insanire lagenae;
Posset qui rupem et puteum vitare patentem:
Hic vbi cognatorum opibus curisque refectus,
Expulit elleboro morbum bilemque meraco,
Et redit ad sese: Pol! me occidistis, amici,
Non seruastis, ait, cui sic extorta voluptas,
Et demptus per vim mentis gratissimus error.

HOR.

Die unglückliche Gewalt einer Einbildungskraft, die nicht durch den Zügel der Vernunft und Beurtheilung gelenkt wurde, war der Gegenstand einer meiner vorigen Betrachtungen. Der Leser wird sich vielleicht erinnern, in einem meiner Blätter die Klagen eines unglücklichen Herrn gelesen zu haben, der

der sich, wenn von irgend einer gewöhnlichen Begebenheit in seiner Gegenwart die Rede war, nicht halten konnte, einige Umstände von seiner Erfindung, zu Belebung der natürlich schlechten Erzählung hinzuzusetzen. Dieser Korrespondent war ein Mann von zu warmer Komplexion, als daß ihn die Dinge so, wie sie bloß in der Natur waren, hätten befriedigen können, und er schuf daher Vorfälle, die sich hätten zutragen sollen, um die Geschichte für ihn unterhaltend zu machen. Ebendieselbe unbändige Fantasie, welche jenen Korrespondenten trieb, troz seiner selbst, öffentlich notorische Unwahrheiten zu erzählen, treibt den Verfasser des nachstehenden Briefes, eben das für sich besonders zu thun; der eine ist ein plaudernder, der andre ein stillschweigender Lügner.

Die Irrthümer dieser beiden Helden haben wenig mehr zum Zweck, als augenblicklichen Zeitvertreib; aber die Thorheit dessen, der sich durch seine Fantasie, ungestöhrt und ununterbrochen, in entfernte Scenen versetzen läßt, ist doch der Thorheit dessen weit vorzuziehen, der immer Glauben erzwingen will, und seine Unwahrheiten mit neuen Erfindungen unterstützt. Doch ich eile, diesen Lügner im Selbstgespräch, der sich einen Luftbaumeister nennt, sich selbst mit eben so wenig Zu-

rückhaltung, als mein obgedachter vormahliger Korrespondent, schildern zu lassen. Wollte man ernsthaft über diese Materie sprechen, so könnte man denen, welche irgend etwas in diesem Leben verfolgen, woran sie ihr Herz zu hängen gedenken, sehr nachdrückliche Erinnerungen geben, und ihnen sagen, daß sie in der That nichts anders sind, als Luftbaumeister. Ansehen, Reichthum, Herrlichkeit und Ehre haben in der Aussicht etwas sehr angenehm täuschendes; wer aber eins oder mehr dieser Güter besitzt, wird finden, daß sie, in Ansehung der Glückseligkeit, nur als Ingredienzen vom zweyten Range betrachtet werden müssen; und daß sie, wenn man sie für Dinge vom ersten Range hält, eben so betrieglich sind, als irgend eins von den Fantomen in folgendem Briefe.

„Herr Zuschauer,

„Ich bin ein Mensch von sehr seltsamer Gemüthsbeschaffenheit, wie Sie aus der Folge ersehen werden; und halte mich für Narrn genug, um in Ihren Blättern eine Stelle zu verdienen. Zu meinem Unglück bin ich gewaltig aufs Bauen erpicht, und gehöre zu der Art Leuten, die man recht treffend Luftbaumeister nennt, die es für zu geringe halten, der Erde ihr Fundament verdanken zu müssen, oder in den Eingeweiden der-

selben

selben zu graben, um sich Materialien anzuschaffen, und daher ihre Gebäude in dem unstätesten aller Elemente, in der Luft aufführen, wobey bloß die Fantasie die Schnur zieht, den Umfang bestimmt und das Modell entwirft. Es würde schwer seyn, Ihnen zu erzählen, was für erhabne Palläste und prächtige Säulengänge unter meiner bildenden Einbildungskraft emporgestiegen, oder was für blühende Gefilde und schattige Haine durch das mächtige Werde meiner warmen Fantasie ins Daseyn hervorgegangen. Ein Luftbaumeister ist zugleich alles, was ihm nur beliebt, und als solcher habe ich also eingebildete Zepter geführt, unwiderrufliche Edikte gegeben, und auf einem Throne gesessen, dem überwundne Nationen in tiefer Unterwerfung huldigten. Ich habe, ich weiß nicht wie viel, Einfälle in Frankreich gethan, und das Herz dieses Königreichs verwüstet; ich habe im Louvre gespeist, und zu Versailles Champagner getrunken; und besonders müssen Sie bemerken, daß ich nicht nur im Stande bin, ein bereits gedemüthigtes und zur Flucht gewöhntes Volk zu besiegen, sondern ich könnte, gleich einem andern Almanzor, selbst den brittischen General aus dem Felde schlagen, wenn ich weniger ein Protestant, oder je von den Konföderirten beleidigt

leidigt wäre. Es gibt keine Kunst oder Profession, deren berühmteste Meister ich nicht verdunkelt hätte. Wo ich irgend die Menschen mit meiner heilvollen Gegenwart beglückte, da hörten heiße Fieber auf zu brennen, und kalte den menschlichen Körper zu erschüttern. So oft ein Paroxismus von Beredsamkeit mich befiel, da belebten die schicklichsten Gestus und der hinreißendste Numerus alles, was ich sagte; unzählige Haufen starrten mich an, und ihre Leidenschaften wurden durch meine Rede zur Wuth entflammt, oder zur tiefsten Ruhe besänftigt. Ich bin klein und nicht sehr wohl gebildet; aber bey Erblickung eines schönen Frauenzimmers, bin ich oft augenblicklich zur gehörigen Größe aufgeschossen, und habe mit meinem liebenswürdigen Wesen und meiner einnehmenden Miene getödtet. Dieß sind die schönen Fantome, die vor meinen wachenden Augen herumtanzen, und meine Träume bey hellen Tage ausmachen. Ich würde der zufriedenste, glücklichste Mann auf Erden seyn, wäre die schimärische Glückseligkeit, die aus Gemählden der Fantasie entspringt, weniger flüchtig und vergänglich. Aber ach! mit bekümmertem Herzen muß ichs Ihnen klagen, der kleinste Hauch des Windes hat oft meine prächtigen Gebäude zertrümmert, meine

Haine

Haine niedergerissen, und nicht mehr Spur von ihnen übriggelassen, als wären sie nie gewesen. Meine Schatzkammer versank und verschwand oft durch einen Schlag an meine Thür; der Gruß eines Freundes kostet mir ein ganzes Königreich, und in dem Augenblick, da ich am Aermel gezupft wurde, fiel meine Krone mir vom Kopfe. Die übeln Folgen dieser Träumereyen sind unbeschreiblich groß, da der Verlust eingebildeter Besitzungen nicht anders auf mich wirkt, als wahres Unglück. Ueberdem ist die schlechte Oekonomie der Baumeister unsichtbarer Wohnungen sichtbar und auffallend. Die Nachrichten meiner Pächter von Ruin und Zerfall bewölken oft meine Seele, selbst in dem Augenblick, da die Sonne in aller ihrer Pracht meine orientalischen Palläste vergoldet. Hierzu kömmt noch, daß die anstrengende Seelenarbeit des Bauens, und das beständige Häschen nach luftigen Kellen und Winkelmaßen die Seele zerrüttet und zerstreuet, und daß der hitzige Babelbauer oft mit einer unzusammenhangenden Gedankenverwirrung gestraft wird. Ich weiß nicht, an wen ich mich, um Hülfe gegen dieß fantastische Uebel, schicklicher wenden könnte, als an Sie; und ich bitte Sie daher aufs dringendste, mir ein Mittel vorzuschreiben, wie ich meinen Kopf in Ord-

nung bringen, und meinen Hirnschädel abkühlen kann. Eine Abhandlung über die Luftbaumeisterey würde nicht allein für mich, sondern auch für alle andern Architekten, die in dem dünnen Element ihre Kunst beweisen, sehr nützlich seyn. Diese Gewogenheit würde mich verbinden, mein nächstes Selbstgespräch nicht mit Verherrlichung meines theuren Selbsts, sondern des Herrn Zuschauers anzufüllen, und unaufhörlich zu seyn 2c.„

Vitruv.

T.

Hundert erstes Stück. (169)

Das gute Herz.

Sic vita erat: facile omnes perferre ac pati;
Cum quibus erat cunque una, his sese dedere,
Eorum obsequi studiis; aduersus nemini;
Nunquam praeponens se aliis: Ita facillime
Sine inuidia inuenias laudem. —

Ter.

Der Mensch ist, schon durch das allgemeine Loos der Menschheit, unzähligen Schmerzen, Sorgen und Bekümmernissen unterworfen, und doch,

gleich als ob die Natur das Leben nicht schon dick genug mit Uebeln besäet hätte, häufen wir beständig Gram auf Gram, und vermehren das gemeinschaftliche Elend durch die grausame Art, wie wir einander behandeln. Die natürliche Last von Trübsalen, die jeder Mensch zu tragen hat, wird noch drückender durch den Neid, die Bosheit, die Verrätherey oder Ungerechtigkeit seines Nächsten. Zu derselben Zeit, da der Sturm über dem ganzen Menschengeschlecht wüthet, fallen wir uns untereinander selbst an.

Die Hälfte des Elendes im menschlichen Leben würde verschwinden, wenn wir den allgemeinen Fluch, unter dem wir seufzen, durch wechselseitige gute Dienste, durch Mitleiden, Wohlwollen und Menschlichkeit zu erleichtern suchten. Nichts also sollten wir, bey uns selbst und bey andern, mehr aufzumuntern und zu befördern trachten, als diejenige Disposition und Stimmung der Seele, die wir gemeiniglich Gutherzigkeit nennen, und die ich zum Gegenstande meiner heutigen Betrachtung gewählt habe.

Gutherzigkeit ist weit angenehmer im Umgange, als Witz, und gibt dem Gesicht des Menschen eine gewisse Miene, die weit liebenswürdiger ist, als Schönheit. Sie zeigt die Tugend im schönsten

Licht, vermindert gewissermaßen die Häßlichkeit des Lasters, und macht so gar Thorheit und Unverschämtheit erträglich.

Ohne Gutherzigkeit, oder etwas, das den Schein derselben hat, und ihre Stelle ersetzen muß, kann keine Gesellschaft, kein Umgang in der Welt bestehen. Aus diesem Grunde haben die Menschen sich genöthigt gesehen, eine Art von künstlicher Menschenliebe zu erfinden; ich meine das, was wir gute Lebensart nennen. Denn untersuchen wir die Idee des Dinges, welches diesen Nahmen führt, bis auf den Grund, so finden wir, daß es nichts anders ist, als eine Nachahmung oder Nachäffung des guten Herzens, oder mit andern Worten, als Leutseligkeit, Gefälligkeit und Offenherzigkeit in eine Kunst gebracht.

Dieser äußere Schein und Anstrich von Menschenliebe macht einen Menschen außerordentlich beliebt und gelitten, wenn er sich auf wahre Gutherzigkeit gründet; ohne dieselbe aber gleicht er der Heucheley in der Religion, oder einer bloßen Form der Gottseligkeit, die, wenn sie entdeckt wird, einen Menschen abscheulicher macht, als offenbare Gottlosigkeit.

Das gute Herz wird gewöhnlicher Weise mit uns geboren: Gesundheit, Wohlfahrt, und gute Be-

gegnung von der Welt sind vortreffliche Pflegerinnen desselben, wo sie es finden; nichts aber ist im Stande es zu erzwingen, wo es nicht von selbst aufwächst. Es ist eine von den Beseligungen eines glücklichen Temperaments, welche die Erziehung vervollkommnen, aber nicht hervorbringen kann.

Xenophon, in dem Leben seines eingebildeten Fürsten, den er als ein Muster für die wirklichen beschreibt, preiset immer die Philanthropie, oder Gutherzigkeit, seines Helden. Er sagt, er habe dieselbe mit auf die Welt gebracht, und führt viele merkwürdige Beyspiele derselben, theils in seiner Kindheit, theils in den übrigen Theilen seines Lebens an. Ja, noch auf seinem Todbette läßt er ihn sich freuen, daß, unterdeß seine Seele zu ihrem Schöpfer zurückkehre, sein Leib mit der großen Mutter aller Dinge, der Erde, vermischen, und dadurch noch wohlthätig fürs Menschengeschlecht seyn würde. Weshalb er denn auch seinen Söhnen ausdrücklich befiehlt, ihn nicht in Gold oder Silber einzuschließen, sondern ihn, so bald das Leben von ihn gewichen, in die Erde zu legen.

Ein solches Beyspiel von Gutherzigkeit und überfließender Menschenliebe, wäre gewiß keinem Schriftsteller in den Sinn gekommen, der nicht

 selbst

selbst eine Seele voll großer Ideen, ein Herz voll allgemeines Wohlwollens gegen das menschliche Geschlecht gehabt hätte.

In der gepriesenen Stelle im Sallust, wo Cäsar und Kato in ein so schönes, aber kontrastirendes Licht gesetzt werden, besteht Cäsars Charakter vornehmlich aus Gutherzigkeit, wie sie sich in allen ihren Gestalten, gegen seine Freunde oder Feinde, seine Untergebnen oder Sklaven, gegen Strafbare oder Nothleidende, offenbarte. Kato's Charakter hingegen flößt mehr Ehrfurcht als Liebe ein. Gerechtigkeit scheint sich mehr für die Natur eines Gottes, und Erbarmen mehr für die Natur eines Menschen zu schicken. Ein Wesen, das sich selbst nichts zu verzeihen hat, kann Jedem vergelten nach seinen Werken; aber der, dessen beste Handlungen selbst mit dem Auge der Nachsicht betrachtet werden müssen, kann nicht zu gelinde, gemäßigt und vergebsam seyn. Aus diesem Grunde ist, unter allen monstruösen Charakteren in der menschlichen Natur, keiner so häßlich, und in der That so äußerst lächerlich, als harte, unerbittliche Strenge bey einem nichtswürdigen Menschen.

Indeß sollte dieser Theil der Gutherzigkeit, welcher in Verzeihung und Uebersehung der Fehler Andrer besteht, nur alsdann geübt werden,

wenn es darauf ankömmt, uns selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und dann doch nur im gemeinen Verkehr und Umgange, und bey gewöhnlichen Vorfällen des Lebens; denn in öffentlicher Verwaltung der Gerechtigkeit kann Gnade gegen den Einen leicht Grausamkeit gegen Andre seyn.

Es ist fast zur Maxime geworden, daß gutherzige Leute nicht immer die witzigsten sind. Diese Bemerkung aber hat, meiner Meinung nach, keinen Grund in der Natur. Die witzigsten Köpfe, mit denen ich umgegangen bin, sind Männer, die sich durch ihre Menschenliebe und Leutseligkeit besonders auszeichnen. Ich glaube also, daß diese Maxime aus einem gedoppelten Grunde entstanden. Erstlich, weil Bösherzigkeit bey gewöhnlichen Beobachtern für Witz passirt. Ein verächtliches oder beißendes Urtheil befriedigt so manche kleine Leidenschaft bey denen, die es hören, daß es gemeiniglich eine gute Aufnahme findet. Man lacht darüber, und hält den Mann, der es vorbringt, für einen scharfen Satiriker. Dieß mag Ein Grund seyn, warum so viel angenehme witzige Gesellschafter so unbegreiflich dumm erscheinen, so bald sie es versuchen, sich in Schriften lustig zu machen, und ihren Witz drucken zu lassen; denn das Publikum unterscheidet, was Witz und was

Bosheit ist, mehrentheils besser, als Klubs und Privatgesellschaften.

Ein andrer Grund, warum der Gutherzige vielleicht seinen Witz zuweilen verdächtig macht, ist wohl der, daß er leicht Mitleiden mit den Uebeln und Schwachheiten hat, die ein Andrer lächerlich machen, und sich dadurch in den Ruf eines witzigen Kopfes setzen würde. Der Bösherzige gibt, bey übrigens gleichen Gaben, seinem Witz einen viel größern Spielraum; er deckt diejenigen Gebrechen der menschlichen Natur auf, worüber jener einen Schleyer werfen würde, lacht über Fehler, welche jener entweder entschuldigt oder verbirgt, sagt Einfälle frey heraus, die jener unterdrückt, fällt ohne Unterschied über Freunde und Feinde her, spottet selbst dessen, dem er Dank schuldig ist, kurz, macht sich über nichts Bedenken, was nur seinen Ruf eines witzigen Kopfes befestigen kann. Kein Wunder also, wenn es ihm darin besser gelingt, als dem Manne voll Menschlichkeit und Güte des Herzens; so wie einer, der keine krummen Wege scheuet, viel leichter reich wird, als der, welcher immer ehrlich zu Werke geht.

L.

Hundert zweytes Stück. (170)

Von der Eifersucht.

In amore haec omnia insunt vitia: iniuriae,
Suspiciones, inimicitiae, induciae,
Bellum, pax rursum. —

TER.

Da ich eben die Briefe meiner Korrespondentinnen durchsehe, finde ich verschiedne von Frauen, die sich über eifersüchtige Ehemänner beklagen, zugleich ihre Unschuld betheuren, und mich um guten Rath bey solchen Umständen bitten. Ich will also diese Sache zum Gegenstande meiner heutigen Betrachtung machen; und das um desto williger, da ich finde, daß der Marquis von Hallifax, der in seinen Erinnerungen an eine Tochter sehr gute Lehren gibt, wie eine Frau sich gegen einen falschen, einen unmäßigen, einen jähzornigen, einen störrigen, einen geizigen, und einen einfältigen Mann betragen müsse, von einem eifersüchtigen kein Wort sagt.

Eifer=

Eifersucht ist der Schmerz, welchen man fühlt, wenn man besorgt, daß man von der Person, die man über alles liebt, nicht gleich stark wieder geliebt werde. Da nun unsre innern Leidenschaften und Neigungen sich nie sichtbar machen können, so ist es unmöglich, daß ein Eifersüchtiger je vollkommen von seinem Verdacht geheilt werde. Seine Gedanken schweben, aufs beste, in einem Zustande des Zweifels und der Ungewißheit; und sind nie einer vollkommnen Beruhigung fähig. Seine Nachforschungen fallen dann am befriedigendsten für ihn aus, wenn er nichts entdeckt; sein Vergnügen entspringt aus betrogenen Erwartungen, und er bringt sein Leben mit Ausforschung eines Geheimnisses hin, welches seine Glückseligkeit zerstöhrt, wenn er es entdeckt.

Heiße Liebe ist immer ein starkes Ingredienz dieser Leidenschaft; denn dasselbe Gefühl, welches die Begierden des Eifersüchtigen reizt, und der geliebten Person eine so schöne Figur in seiner Einbildungskraft gibt, macht ihn glauben, daß sie dieselbe Leidenschaft auch in andern entzünde, und allen, die sie sehen, eben so liebenswürdig erscheine. Da also die Eifersucht aus einer

ner

ner außerordentlichen Liebe entspringt, so ist sie so delikater Natur, daß sie es verschmäht, mit etwas geringerm, als einer gleichen Erwiederung der Liebe fürlieb zu nehmen. Die wärmsten Aeußerungen von Zärtlichkeit, die künstlichste und schmeichelhafteste Heucheley, sind nicht im Stande, uns einiges Vergnügen zu gewähren, wo wir nicht völlig überzeugt sind, daß die Liebe wahr, und das Vergnügen gegenseitig ist. Der Eifersüchtige wünscht eine Art von Gottheit für die Person zu seyn, die er liebt: er wäre gern die einzige Wollust ihrer Sinne, der beständige Gegenstand ihrer Gedanken, und er zürnt über alles, was ihr, außer ihm selbst, Vergnügen macht oder gefällt.

Des Phädria Bitte an seine Geliebte, da er sie auf drey Tage verlassen will, ist unnachahmlich schön und natürlich:

Cum milite isto praesens, absens vt sies;
Dies noctesque me ames; me desideres;
Me somnies; me expectes; de me cogites;
Me speres; me te oblectes; mecum tota sis;
Meus fac sis postremo animus, quando ego sum tuus.

Terent. Eun.

Sey

Sey so bey diesem Soldaten, als wärst du nicht
bey ihm;
Mich liebe Tag und Nacht, mich wünsche dir
allein;
Mich träume, mich erwarte, mich denke, mich
hoff', an mir
Ergetze dich, bey mir sey ganz; mich endlich laß
So deine Seele seyn, wie du die meine bist.

Die Krankheit des Eifersüchtigen ist von so bösartiger Natur, daß sie alles, was man dagegen gebraucht, nur in ihre eigne Nahrung verwandelt. Ein kaltes Betragen spannt ihn auf die Folter, und wird als ein Beweis von Widerwillen oder Gleichgültigkeit ausgelegt; ein zärtliches erregt seinen Argwohn, und sieht ihm der Verstellung und Arglist zu ähnlich. Ist die Person, die er liebt, aufgeräumt, so müssen ihre Gedanken sich mit einem Andern beschäftigen, und ist sie traurig, so denkt sie gewiß an ihn selbst. Kurz, kein Wort, keine Geberde ist so unbedeutend, daß sie ihm nicht neue Winke geben, seinen Argwohn vermehren, und ihm neuen Anlaß zu Untersuchungen darreichen sollte. Sieht man daher bloß auf die Wirkungen dieser Leidenschaft, so sollte man eher glauben, sie entspringe aus eingewurzeltem Haß, als aus übermäßiger Liebe; denn

wahr-

wahrlich kein Mensch kann mehr Ungemach und Plage ausstehen, als eines eifersüchtigen Mannes Frau, den eifersüchtigen Mann selbst ausgenommen.

Das größte Unglück dieser Leidenschaft aber ist, daß sie natürlicherweise die Wirkung hat, die Liebe, deren sie sich so ängstlich ganz zu bemächtigen wünscht, von sich abzuwenden; und zwar deswegen, weil sie den Worten und Handlungen der ihr verdächtigen Person einen zu großen Zwang anlegt, und dadurch zugleich zeigt, daß sie keine rühmliche Meinung von ihr hegt: beides starke Bewegungsgründe zum Widerwillen!

Doch ist dieß noch nicht die schlimmste Wirkung der Eifersucht; oft zieht sie eine Reihe von noch unseligern Folgen nach sich, und macht die Person, welche man im Verdacht hat, gerade eben der Verbrechen schuldig, die man so sehr befürchtet. Es ist sehr natürlich für diejenigen, welche übel behandelt und mit falschen Vorwürfen gequält werden, daß sie sich an einen vertrauten Freund wenden, der ihre Klagen anhört, an ihren Leiden Theil nimmt, und ihren geheimen Gram und Verdruß zu besänftigen und zu mildern sucht. Außerdem bringt die Eifersucht oft einer Frau etwas Böses in den Sinn, woran sie

sonst vielleicht nicht gedacht haben würde, und erfüllt ihre Einbildungskraft mit einer unglücklichen Idee, die ihr nach und nach geläufig wird, Begierde erregt, und alles Schändliche und Abscheuliche verliehrt, das vielleicht anfangs mit ihr verknüpft war. Auch ist es eben kein Wunder, wenn die, welche durch die Meinung ihres Mannes unschuldig leidet, und also in seiner Achtung nichts zu verliehren hat, sich entschließt, ihm Grund zu seinem Argwohn zu geben, und das Vergnügen des Verbrechens zu genießen, da sie den Schimpf desselben tragen muß. Dieß waren vermuthlich die Betrachtungen, die den weisen Sohn Sirachs zu dem guten Rath an Ehemänner veranlaßten: **Sey nicht eifersüchtig auf das Weib, so du lieb hast, und lehre sie nicht eine böse Lehre gegen dich selbst.**

Und hier können wir, unter andern Qualen, welche diese Leidenschaft hervorbringt, bemerken, daß keiner gemeiniglich heftiger sich grämt und ärger wehklagt, als ein eifersüchtiger Mann, wenn die Person, die seine Eifersucht reizte, ihm entrissen wird. Alsdann bricht seine Liebe wüthend aus, und stößt alle Beymischung von Verdacht und Argwohn, welche vormahls dieselbe verminderte und erstickte, von sich. Die schönsten Theile

des

des Charakters stellen sich in dem Gedächtniß des Eifersüchtigen voran, und machen ihm bittere Vorwürfe über die schlechte Behandlung eines so göttlichen Geschöpfs, das einst das seine war; da hingegen alle die kleinen Unvollkommenheiten, die ihn vorher so sehr plagten, aus seinem Andenken verschwinden und gar nicht mehr zum Vorschein kommen.

Aus dem, was ich gesagt habe, können wir sehen, daß Eifersucht bei Leuten von verliebtem Temperament die tiefsten Wurzeln schlägt; und unter diesen finden wir drey Arten, die am meisten damit behaftet sind.

Die ersten sind diejenigen, die sich irgend eines Gebrechens bewußt sind, es sey nun Leibesschwäche, Alter, Häßlichkeit, Unwissenheit, oder dergleichen. Diese Leute kennen den nicht liebenswürdigen Theil ihrer selbst so gut, daß sie sich keines Weges überreden können, daß sie wirklich geliebt werden; und sie hegen ein so großes Mißtrauen gegen ihre eigne Verdienste, daß alle Zärtlichkeit, die ihnen bezeugt wird, sie in Verlegenheit setzt, und ihnen als ein Spott über ihre Person vorkömmt. Sie werden schon argwöhnisch, so bald sie nur in einen Spiegel sehen, und beym Anblick einer Runzel entbrennt ihre Eifersucht.

Eine schöne Mannsperson macht ihnen gleich angst und bange, und alles, was nur jung oder lustig aussieht, lenkt ihre Gedanken auf ihre Frau.

Eine zweyte Art Menschen, die am meisten von dieser Leidenschaft auszustehen haben, sind Leute von arglistigem, vorsichtigem und mißtrauischem Temperament. Man hat den Geschichtschreibern, welche zugleich Politiker sind, mit Grunde den Fehler vorgeworfen, daß sie nichts dem Zufall oder der Laune überlassen, sondern jede Handlung aus einem ordentlich angelegten Entwurf herleiten, einen beständigen Zusammenhang von Ursachen und Erfolgen darstellen, und eine ununterbrochene Korrespondenz und Uebereinstimmung zwischen dem Lager und dem geheimen Kabinett unterhalten wollen. Eben so geht es Leuten von gar zu feiner Grübeley im Nachdenken über ihre Liebesangelegenheiten. Für jeden Blick finden sie eine Deutung, und in jedem Lächeln eine Absicht; allen Worten und Handlungen geben sie einen neuen Sinn, und quälen sich beständig mit Fantasien, die ganz ihr eignes Gemächte sind. Sie handeln gemeiniglich selbst verstellt, und wähnen daher, daß auch bey andern aller äußere Schein nur Heucheley sey; so daß, meiner Meinung nach, niemand weniger von der

Wahrheit und wirklichen Beschaffenheit der Dinge sieht, als diese großen Nachgrübler aller kleinen Umstände, die sich in ihrem Wahn so bewunderns-würdig fein und überweise dünken.

Was nun diese Leute durch Nachdenken von dem Frauenzimmer zu wissen meinen, das glauben liederliche und lasterhafte Leute durch die Erfahrung gelernt zu haben. Sie haben gesehen, wie der arme Ehemann durch allerley Kniffe und Kunstgriffe so jämmerlich bey der Nase herumgeführt wurde, und wie er sich mitten in seinen Untersuchungen in dem Labyrinth der Intrigue so ganz verirrte und verlohr, daß sie immer einen versteckten Plan in jeder weiblichen Handlung argwöhnen; und besonders, wenn sie irgend eine Aehnlichkeit in dem Betragen zweyer Personen wahrnehmen, sich gleich einbilden, es entspringe bey beiden aus eben derselben Absicht. Diese Leute also passen der verdächtigen Person scharf auf, verfolgen sie hitzig durch alle ihre Schliche und Wendungen, und verstehen sich zu gut auf die Jacht, als daß sie sich durch falsche Schritte oder Absprünge irre machen ließen. Ueberdem hat sich ihre Bekanntschaft und ihr Umgang nie weiter, als auf den lasterhaften Theil des weiblichen Geschlechts erstreckt, und es ist daher kein Wunder, daß sie

von allen ein gleiches Urtheil fällen, und das ganze Geschlecht für eine Gattung von Betriegerinnen ansehen. Können sie aber auch, ungeachtet ihrer Privaterfahrung, diese Vorurtheile überwinden, und von einigen Frauenzimmern eine günstige Meinung hegen, so werden doch ihre eignen unbändigen Begierden neue Besorgniße von einer andern Seite her erregen, und sie glauben machen, alle Mannspersonen seyen mit ihnen gleichen Neigungen unterworfen.

Es mögen nun übrigens diese oder andre Bewegungsgründe am meisten obwalten, so wissen wir, sowohl aus den neuesten Geschichten von Amerika, als aus unsrer eignen Erfahrung in unserm Theil der Welt, daß die Eifersucht keine modische Leidenschaft ist, sondern unter denen Nationen am meisten wüthet, die dem Einfluß der Sonne am nächsten liegen. Es ist ein Unglück für ein Frauenzimmer, zwischen den Wendezirkeln gebohren zu seyn; denn da liegen die heißesten Regionen der Eifersucht, die sich, so wie man weiter gegen Norden kömmt, zugleich mit dem Klima immer mehr abkühlt, bis man in dem Polarzirkel kaum noch eine Spur derselben findet. Unsre Nation hat in diesem Betracht, eine sehr gemäßigte Lage; und finden wir ja einige wenige, die an der

Wuth

Wuth dieser Leidenschaft krank liegen, so sind sie nicht eigentliches Gewächs dieses Landes, sondern liegen in ihrem Temperament der Sonne um viele Grade näher, als in ihrem Klima.

Nach dieser fürchterlichen Nachricht von der Eifersucht, und den Personen, die ihr am meisten unterworfen sind, ist es nun meine Pflicht zu zeigen, welches die besten Mittel sind, diese Leidenschaft zu dämpfen, und diejenigen, welche von ihr angesteckt sind, zu beruhigen. Andre Fehler gehören freylich nicht unter die Gerichtsbarkeit der Frau, und sollten, wo möglich, von ihr nicht bemerkt werden; aber Eifersucht fordert sie vornehmlich zu ihrer Kur auf, und verdient es, daß sie dabey alle ihre Kunst und allen möglichen Fleiß anwende. Ueberdem muß das eine große Aufmunterung für sie seyn, daß ihre Bemühungen immer angenehm seyn werden, und daß die Liebe ihres Mannes zu ihr in demselben Verhältniß immer zunehmen wird, wie seine Zweifel und Besorgniße abnehmen: denn es befindet sich, wie wir aus allem vohergehenden gesehen haben, ein so starker Zusatz von Liebe bey der Eifersucht, daß sichs wohl der Mühe verlohnt, beide zu scheiden. Doch dieß soll der Stoff meines nächsten Blattes seyn.

L.

Hundert drittes Stück. (171)
Fortsetzung des Vorigen.

Credula res amor est. —

Ovid.

Nachdem ich in meinem vorigen Blatt die Natur der Eifersucht gezeigt, und die Personen bezeichnet habe, welche ihr am meisten unterworfen sind, so muß ich mich hier an meine schönen Korrespondentinnen wenden, die mit ihrem eifersüchtigen Manne gut zu leben, und seine Seele von ihrem ungerechten Argwohn zu heilen wünschen.

Die erste Regel, die ich ihrer Beobachtung empfehlen will, ist die, daß sie nie über etwas an einem Andern Mißfallen bezeugen, was der eifersüchtige Mann selbst an sich hat, oder etwas bewundern und preisen, wodurch er sich nicht selbst besonders auszeichnet. Ein Eifersüchtiger ist sehr rasch in seinen Anwendungen, er weiß eine doppelte Schneide in dem Tadel, und eine Satire auf sich selbst in dem Lobe eines Andern zu finden. Er gibt sich nicht die Mühe, auf die Person zu

sehen, sondern deutet bloß den Charakter; und ist innerlich vergnügt oder bekümmert, je nachdem er mehr oder weniger von seinem eignen darin findet. Die Anpreisung irgend eines Dinges an einem Andern macht seine Eifersucht rege, da sie zeigt, daß Ihr auch Andre, außer ihm, schätzet; die Anpreisung dessen aber, was ihm selbst fehlt, entflammt ihn noch mehr, da sie beweist, daß Ihr ihm, in gewissem Betracht, Andre vorzieht. Horaz schildert die Eifersucht von dieser Seite ganz vortrefflich in seiner Ode an Lydien:

Quum tu, Lydia, Telephi
Ceruicem roseam, et cerea Telephi
Laudas brachia, vae meum
Feruens difficili bile tumet iecur:
Tunc nec mens mihi, nec color
Certa sede manet; humor et in genas
Furtim labitur, arguens
Quam lentis penitus macerer ignibus.

Wann du, Lydia, Telephus
Nacken rosenhaft nennst, Telephus Arme von
Wachs gegossen: o! dann empört
Sich mein schwellendes Herz, eiferer Galle voll;
Dann verlassen die Sinne mich
Und die Farbe; dann fällt heimlich ein Tropfen die
Wang' herab und verräth den Brand,
Der mir langsam das Mark in den Gebeinen frißt.

Der Eifersüchtige nimmt es euch freylich nicht übel, wenn ihr euer Mißfallen über einen Andern äußert; findet ihr aber Fehler an ihm, die sich auch in seinem eignen Charakter finden lassen, so bezeugt ihr nicht nur Mißfallen an einem Andern, sondern auch an ihm selbst. Kurz, er ist so gierig auf den Besitz eurer ganzen Liebe, daß er sich über den Mangel jedes kleinsten Reizes grämt, von dem er glaubt, daß er auf euer Herz zu wirken im Stande sey; und wenn er aus eurem Tadel Anderer findet, daß er in eurer Meinung nicht so liebenswürdig ist, als er seyn könnte, so schließt er natürlicher Weise, ihr würdet ihn mehr lieben, wenn er andre Eigenschaften besäße, und eure Zuneigung sey folglich nicht so groß, als sie seiner Meinung nach seyn sollte. Ist also sein Temperament ernsthaft oder finster, so müßt ihr nicht gar zu viel Gefallen an einem Scherz finden, oder euch durch etwas, das lustig und ergetzend ist, zu sehr hinreißen lassen. Ist seine Schönheit keine von den vorzüglichsten, so müßt ihr eine erklärte Bewunderinn der Klugheit oder irgend einer andern Eigenschaft seyn, die er entweder wirklich in vorzüglichem Grade besitzt, oder doch zu besitzen glaubt.

Hiernächst seyd ja frey und offenherzig in eurem Umgange mit ihm; verhehlt ihm keine eurer Handlungen, entwickelt ihm alle eure Absichten und Bewegungsgründe, und entdeckt ihm jedes Geheimniß, so unbedeutend oder gleichgültig es auch seyn mag. Ein eifersüchtiger Mann hat einen besondern Abscheu vor Winken, Nicken und Geflüster, und sieht er nicht jedem Dinge auf den Grund, so wird er gewiß in seiner Furcht und in seinem Argwohn mehr sehen, als im Grunde vorhanden ist. Er wird immer erwarten, euer Hauptvertrauter zu seyn, und wo er sich aus einem Geheimnisse ausgeschlossen findet, wird er glauben, es stecke mehr dahinter, als seyn sollte. Und hier kömmt viel darauf an, daß der Charakter eurer Aufrichtigkeit gleichförmig und aus Einem Stücke sey: denn findet er Einmahl, daß ihr einer einzigen Handlung einen falschen Anstrich gegeben habt, so werden ihm gleich alle übrigen verdächtig; seine geschäftige Einbildungskraft ergreift augenblicklich einen falschen Wink, und läuft mit demselben in verschiedne entfernte Folgen davon, bis er alles erschöpft hat, sich selbst durch die künstlichsten und sinnreichsten Erfindungen zu martern und elend zu machen.

Sollten

Sollten diese beiden Mittel fehlschlagen, so weiß ich euch nichts bessers zu rathen, als daß ihr ihm zeigt, wie sehr die schlechte Meinung, die er von euch hegt, und die Gemüthsunruhe, die er euretwegen aussteht, euch betrübt und niederschlägt. Es gibt viele, die an der Eifersucht derer, welche sie lieben, eine Art von barbarischem Vergnügen finden, die ein gequältes Herz übermüthig verhöhnen, und sich einen Triumph daraus machen, daß ihre Reize die Macht haben, solche Bekümmernisse hervorzubringen.

Ardeat ipsa licet, tormentis gaudet amantis.

JUVEN.

Glüht sie gleich selber vor Liebe, doch freut sie
die Quaal des Geliebten.

Aber diese treiben oft das Spiel so weit, daß ihre affektirte Kälte und Gleichgültigkeit alle Zärtlichkeit des Liebhabers völlig ertödtet, und daß sie dann auch von seiner Seite alle die Verachtung und allen den Hohn erfahren, der einem so übermüthigen Betragen gebührt. Im Gegentheil ist es sehr wahrscheinlich, daß ein melancholisches niedergeschlagenes Betragen, die gewöhnliche Wirkung gekränkter Unschuld, den eifersüchtigen Mann zum Mitleiden erweichen, ihm das Unrecht, welches er euch zufügt, fühlbar machen, und alle die

Besorg-

Besorgnisse und argwöhnischen Gedanken, die euch beiden das Leben verbittern, aus seiner Seele verbannen werde. Wenigstens wird es die gute Wirkung haben, daß er seine Eifersucht für sich selbst behalten, und sich ins geheim grämen wird, entweder weil er erkennt, daß es eine Schwachheit ist, und sie daher vor euch zu verbergen sucht, oder weil er die üble Wirkung davon befürchtet, daß es eure Liebe gegen ihn vermindern, oder sie auf einen Andern lenken werde.

Es giebt noch ein andres Geheimniß, welches nie seines Zwecks verfehlen wird, wenn ihr es glaublich machen könnt, und welches oft von Frauenzimmern gebraucht wird, die mehr Verschlagenheit als Tugend besitzen. Dieses besteht darin, daß ihr auf eine Zeitlang mit dem eifersüchtigen Manne die Rolle vertauscht, und seine eigne Leidenschaft gegen ihn selbst kehrt; daß ihr irgend eine Gelegenheit ergreift, eifersüchtig auf ihn zu werden, und das Beyspiel nachahmt, welches er euch selbst gegeben hat. Diese verstellte Eifersucht wird ihm ein großes Vergnügen machen, wenn er sie für wahr hält; denn er weiß aus der Erfahrung, wie viel Liebe mit dieser Leidenschaft verknüpft ist, und wird überdem noch etwas gleich der Befriedigung der Rache empfinden, wenn er

euch alle seine eignen Qualen erdulten sieht. Allein dieser Kunstgriff ist in der That so schwer, und zugleich so hinterlistig, daß er nie gebraucht werden sollte, als von denen, die Geschicklichkeit genug besitzen, den Betrug völlig zu verbergen, und Unschuld genug, ihn verzeihlich zu machen.

Ich will diesen Versuch mit der Geschichte des Herodes und der Mariamne beschließen, wie ich sie aus dem Josephus zusammengezogen habe, weil sie fast zu allem, was sich nur über diese Materie sagen läßt, ein Beyspiel abgibt.

Mariamne besaß alle die Reitze, welche Schönheit, Geburt, Witz und Jugend einem Frauenzimmer geben können, und Herodes fühlte alle Liebe für sie, welche solche Reitze in einem hitzigen und verliebten Temperament zu erregen vermögen. Mitten in dieser Zärtlichkeit für Mariamnen ließ er ihren Bruder, wie auch einige Jahre nachher ihren Vater, hinrichten. Das Barbarische dieser That wurde dem Markus Antonius vorgestellt, welcher alsobald dem Herodes den Befehl zuschickte, nach Aegypten zu kommen, um sich wegen des Verbrechens, das ihm dort zur Last gelegt worden, zu verantworten. Herodes schrieb diesem Befehl des Antonius der Begierde zu, sich der Mariamne zu bemächtigen, und gab

diesel-

dieselbe daher seinem Oheim Joseph in Verwahrung, mit dem geheimen Befehl, sie umzubringen, wenn etwa Antonius ihn selbst zum Tode verurtheilen sollte. Dieser Joseph fand ein großes Vergnügen in Mariamnens Umgange, und bemühte sich mit aller seiner Kunst und Beredsamkeit, ihr die Größe der Liebe des Herodes für sie vorzustellen. Da er sie aber immer kalt und ungläubig fand, entdeckte er ihr, unbedachtsamer Weise, als den stärksten Beweis von der Liebe ihres Herrn, den geheimen Befehl, welchen er ihm zurückgelassen, woraus, seiner Meinung nach, ganz deutlich erhelle, daß er ohne sie weder leben noch sterben könnte. Dieser barbarische Beweis einer wilden unvernünftigen Leidenschaft, vertilgte die kleinen Ueberbleibsel von Liebe, die sie noch für ihren Herrn hegte, auf eine Zeitlang gänzlich: ihre Gedanken waren so ganz voll von der Grausamkeit seines Befehls, daß sie dabey auf die Zärtlichkeit, die ihn veranlaßt hatte, nicht Rücksicht nehmen konnte, und ihn daher in ihrer Einbildungskraft mehr in der fürchterlichen Gestalt eines Mörders, als eines Liebhabers, erblickte. Herodes ward endlich vom Markus Antonius losgesprochen und entlaßen, und seine Seele war nun ganz in Flammen für seine Mariamne. Vor ihrer Zusammen-

kunft

kunft aber ward er durch das Gerücht von dem während seiner Abwesenheit gepflogenen häufigen Umgange und der Vertraulichkeit seines Oheims mit ihr nicht wenig beunruhigt. Dieß also war das erste Gespräch, womit er sie unterhielt, und sie fand es nicht leicht, seinen Argwohn zu beruhigen. Endlich aber schien er so überzeugt von ihrer Unschuld, daß er von Vorwürfen und Zank zu Thränen und Umarmungen überging. Beide weinten aufs zärtlichste bey ihrer Aussöhnung, und Herodes schüttete ihr in den wärmsten Betheurungen von Liebe und Beständigkeit, sein ganzes Herz aus; als sie, mitten unter seinen Seufzern und schmachtenden Liebkosungen, ihn fragte, ob denn der geheime Befehl, welchen er seinem Oheim Joseph hinterlassen, auch ein Beweis seiner feurigen Liebe sey? Der eifersüchtige König ward durch eine so unerwartete Frage augenblicklich aufgebracht, und schloß daraus, sein Oheim müsse viel zu vertraut mit ihr geworden seyn, daß er ihr ein solches Geheimniß habe entdecken können. Kurz, er ließ seinen Oheim hinrichten, und mit vieler Mühe vermochte er so viel über sich selbst, daß er Mariamnen am Leben ließ.

Einige

Einige Zeit nachher sah er sich zu einer zweyten Reise nach Aegypten genöthigt, und vertraute dieses Mahl seine Geliebte der Aufsicht eines gewissen Sohemus an, mit ebendemselben geheimen Befehl, den er vorhin seinem Oheim gegeben hatte, im Fall ihm ein Unglück widerfahren sollte. Unterdessen wußte Mariamne durch ihre Geschenke und ihr gefälliges Betragen den Sohemus so sehr zu gewinnen, daß sie das ganze Geheimniß ihm ablockte. Als daher Herodes zurückkehrte, und mit allem Entzücken der Freude und Liebe zu ihr flog, empfing sie ihn kalt mit Seufzern und Thränen, und allen Zeichen der Gleichgültigkeit und des Widerwillens. Dieser Empfang erregte seinen Unwillen so sehr, daß er sie gewiß mit eigner Hand ermordet hätte, wäre er nicht besorgt gewesen, er würde selbst am meisten dabey leiden müssen. Nicht lange nachher hatte er wieder einen heftigen Anfall von Liebe: er ließ daher Mariamnen zu sich hohlen, und suchte sie durch alle möglichen Liebkosungen zu besänftigen und auszusöhnen; aber sie verschmähte seine Umarmungen, und beantwortete alle seine Zärtlichkeit mit bittern Vorwürfen über den Tod ihres Vaters und ihres Bruders. Dieß Betragen machte den Herodes so zornig, daß er sich kaum enthalten konnte, sie zu schla-

schlagen: als mitten in der Hitze ihres Streits ein Zeuge hereinkam, der von einigen Feinden der Mariamne erkauft war, und sie bey dem Könige verklagte, daß sie Willens sey ihn zu vergiften. Herodes war jetzt vorbereitet, alles, was zu ihrem Nachtheil gereichte, anzuhören, und gab augenblicklich Befehl, ihren Bedienten auf die Folter zu spannen. Dieser bekannte in der höchsten Marter, daß die Abneigung seiner Gebieterinn gegen den König von etwas herrühre, das Sohemus ihr gesagt hätte; was aber ihr Vorhaben, ihn zu vergiften, beträfe, so betheuerte er aufs standhafteste, daß ihm nicht das geringste davon bekannt sey. Dieß Bekenntniß brachte dem Sohemus so gleich den Tod, weil er jetzt demselben Verdacht unterworfen war, wie Joseph vor ihm in gleichem Falle. Hierbey aber blieb Herodes nicht stehen, sondern beschuldigte sie mit großer Heftigkeit einer Absicht gegen sein Leben, und brachte es durch seine Autorität bey den Richtern dahin, daß sie öffentlich verurtheilt und hingerichtet wurde. Bald nach ihrem Tode aber ward er melancholisch und niedergeschlagen, entzog sich der öffentlichen Staatsverwaltung, und begab sich in einen einsamen Wald. Hier überließ er sich allen den schwarzen Betrachtungen, welche natürlicher Weise aus einer Lei-

denschaft entspringen, die aus Liebe, Gewissensangst, Mitleiden und Verzweiflung zusammengesetzt ist. Er raßte nach seiner Marianne, rief sie in seinen Anfällen von Wahnsinn bey Nahmen, und würde ihr aller Wahrscheinlichkeit nach bald gefolgt seyn, wären nicht seine Gedanken noch zu rechter Zeit durch öffentliche Stürme, die damahls über seinem Haupte schwebten, von einem so traurigen Gegenstande abgerufen worden.

L.

Hundert viertes Stück. (173)

Von einem Wettstreit im Gesichterschneiden.

— Remoue fera monstra, tuaeque
Saxificos vultus, quaecunque ea, tolle Medusae.

Ovid.

In einem meiner letzten Blätter erwähnte ich des Vorschlages eines sinnreichen Schriftstellers, daß man verschiedne Preise für unsre Handwerker aus-

setzen sollte, weil das vielleicht einen großen Einfluß auf die Verbesserung unsrer Fabriken und Manufakturen haben würde. Seitdem habe ich nicht ohne großes Erstaunen folgendes Avertissement gelesen, welches am 11ten dieses in unsern öffentlichen Blättern stand, und am 15ten nochmahls wiederhohlt wurde:

„Am 9ten des bevorstehenden Monaths Oktober wird auf der Koleshiller-Heide in Warwikshire um eine silberne Schüssel, sechs Guineen an Werth, ein Wettrennen gehalten werden, mit einem Pferde, (es sey ein Hengst, eine Stute oder ein Wallach) welches noch nicht über fünf Pfund an Werth gewonnen hat. Das gewinnende Pferd soll für zehn Pfund verkauft werden, und muß 10 Stein (140 Pfd.) Last tragen, wenn es 14 Hand hoch ist; ist es aber drüber oder drunter, nach Verhältniß mehr oder weniger. Man meldet sich Freytags, den 5ten vor 6 Uhr Abends im Schwan zu Koleshill.„

„Zu gleicher Zeit soll um ein silbernes Gefäß von geringerm Werth ein Wettrennen mit Eseln gehalten werden. Auch sollen an demselben Tage Mannspersonen ihre Kunst im Gesichterschneiden zeigen, und wird

derje-

derjenige einen goldnen Ring zum Preise erhalten, der am scheuslichsten grinsen kann.„

Das erste dieser öffentlichen Schauspiele, das Pferderennen nähmlich, mag vielleicht seinen Nutzen haben; die beiden letztern aber, wobey die Esel und Mannspersonen interessirt sind, kommen mir ganz außerordentlich und unerklärlich vor. Warum man in Koleshill Rennesel unterhält, oder wie Gesichterschneiden in Warwikshire einträglicher oder nützlicher seyn kann, als in einem andern Theile von England, ist mir unbegreiflich. Ich habe in allen Olympischen Spielen nachgesucht, und finde nichts, was mit einem Eselrennen, oder einem Wettstreit im Gesichterschneiden die geringste Aehnlichkeit hätte. Dem sey wie ihm wolle, ich habe gehört, daß schon eine ziemliche Menge Esel im vollen Reitzeuge gehalten werden, und alle Morgen auf der Heide schwitzen müssen, und daß alle Bauerkerle innerhalb zwey Meilen vom Schwan alle Morgen eine oder ein Paar Stunden vor ihrem Spiegel grinsen, um sich auf den 9ten Oktober vorzubereiten. Der Preis, um welchen man grinsen soll, hat unter dem gemeinen Volke einen so gewaltigen Ehrgeiz, einander durch Grimassen auszustechen, rege gemacht, daß manche verständige Leute bange sind,

 die

die meisten Gesichter in der Grafschaft werden dadurch von Grund aus verdorben werden; und man werde künftig einen Mann aus Warwikshire eben so gut an seinem Grinsen kennen, als einen aus Kent (wie die Katholiken sich einbilden) an seinem Schwanze. Der goldne Ring, der zum Preise der Häßlichkeit bestimmt wird, ist gerade das Widerspiel des goldnen Apfels, der vormahls der Preis der Schönheit war, und man sollte daher die alte Aufschrift also verändert, Detur tetriori hineinschneiden lassen: Oder, um es der Fähigkeit der Wettstreiter angemessener zu geben:

Der scheuslichste Greiner
Bemeistre sich meiner.

Mittlerweile wollte ich einem Holländischen Mahler rathen, diesem Gesichterstreit beyzuwohnen, um sich eine Sammlung der merkwürdigsten Fratzengesichter zu machen, die sich da präsentiren werden.

Ich darf hier die Beschreibung, die neulich ein gewisser Herr von einem solchen Wettstreit im Gesichterschneiden machte, nicht vorbeylassen. Er las eben das angeführte Avertissement in einem Kaffehause, und unterhielt darauf die Gesellschaft mit folgender Erzählung. Nach der Eroberung von Namur, wurde unter andern öffentlichen Freu-

dens-

densbezeugungen, die man bey der Gelegenheit anstellte, auch von einem gewissen Friedensrichter, der ein Whig war, ein goldner Ring zum Preise für den besten Gesichterschneider ausgesetzt. Der erste, welcher auf den Kampfplatz trat, war ein schwärzlicher Franzose, der von ungefähr des Weges vorbeykam, und da er von Natur ein hageres Gesicht und harte Züge hatte, so versprach er sich das beste Glück. Er mußte sich auf einen Tisch stellen, damit jedermann ihn sehen könnte; und nun sah er die Gesellschaft an, wie **Miltons** Tod, und

grinsete gräßlich mit schreckgespenstermäßigem Lächeln.

Seine Muskeln waren zu jeder Seite seines Gesichts so zusammengezogen, daß er in einem einzigen Grinsen wenigstens zwanzig Zähne zeigte, und die Landleute etwas besorgt machte, daß ein Ausländer die Ehre des Sieges davontragen möchte; bey genauerer Untersuchung aber fand man, daß er bloß im lustigen Grinsen Meister war.

Der zweyte, welcher den Tisch bestieg, war ein Mißvergnügter mit der damahligen Regierung, und ein großer Meister in der Gesichterschneidekunst; besonders aber that er sich in dem zornigen Grinsen hervor. Er spielte seine Rolle so gut,

daß wohl ein halb Dutzend Weiber darüber sollen mißgeboren haben; als aber der Richter von einem, der neben ihm stand, erfuhr, daß der Kerl, der ihm so fürchterlich ins Gesicht grinsete, ein Jakobit sey, und da er es unmöglich geschehen lassen konnte, daß ein Uebelgesinnter den Ring gewönne, und für den besten Gesichterschneider im Lande gehalten würde, so ließ er ihm, da er vom Tische stieg, den Eid der Treue abfordern, und da er den abzulegen sich weigerte, ward er als unqualificirt abgewiesen. Nun präsentirten sich noch verschiedne andre groteske Figuren, welche alle zu beschreiben zu langweilig seyn würde. Einen Bauern aber darf ich nicht übergehen, der in dem entferntesten Theile der Grafschaft lebte, und, da er das Glück hatte, ein Paar lange Laternenmäßige Kinnbacken zu besitzen, sein Gesicht in eine so entsetzliche Grimasse verzog, daß jedes Lineament desselben sich in einer besondern Verzerrung zeigte. Die ganze Gesellschaft war vor Erstaunen über ein so komplicirtes Grinsen außer sich, und schon im Begriff, ihm den Preis zuzuerkennen, hätte nicht einer seiner Gegner bewiesen, daß er sich schon einige Tage vorher mit unreifen Obst exercirt hätte; wie man denn noch wirklich einen Holzapfel bey ihm fand; worauf denn die besten Richter der Kunst zu

Grin-

Grinsen ihre Meinung dahin erklärten, daß er nicht als ein ehrlicher Gesichterschneider anzusehen sey, und ihn also als einen Betrüger abwiesen.

Der Preis fiel endlich einem Schuflicker Jobst Gorgon zu, der verschiedne ganz neue Fratzengesichter von seiner eignen Erfindung producirte, indem er sich schon viele Jahre lang über seinem Leisten im Gesichterschneiden geübt hatte. Gleich beym ersten Grinsen verstieß er jeden menschlichen Zug aus seinem Gesichte, beym zweyten ward er der Kopf einer Wasserröhre, beym dritten ein Pavian, beym vierten der Kopf einer Baßgeige, und beym fünften ein Nußknacker. Die ganze Versammlung bewunderte seine Vollkommenheiten, und erkannte ihm einmüthig den Ring zu; was ihm aber schätzbarer war, als alles übrige: ein Landmädchen, nach der er schon über fünf Jahre vergebens gefreyet hatte, wurde von seinen Fratzengesichtern, und dem lauten Beyfall, den man ihm von allen Seiten zuklatschte, so sehr bezaubert, daß sie ihn in der folgenden Woche heurathete; und bis auf den heutigen Tag trägt sie noch den Preis auf ihrem Finger, da der Schuflicker ihn zum Trauringe gebraucht hat.

Dieß Blatt würde meinen Lesern vermuthlich sehr ungereimt vorkommen, wenn es am Ende

noch ernsthaft würde. Indeß möchte ich es doch gern noch dem Nachdenken derer, welche Begünstiger dieser monstruösen Geschicklichkeit sind, anheim geben, ob sie sich nicht gewisser Maßen einer Beschimpfung des Menschengeschlechts schuldig machen, wenn sie das göttliche Antlitz des Menschen auf diese Weise behandeln, und denjenigen Theil von uns, dem Gottes Bild eingeprägt ist, in das Bild eines Affen verwandeln? ob nicht die Erregung solcher albernen Wettstreite unter den Unwissenden, das Aufsetzen eines Preises auf solche unnütze Geschicklichkeiten, die Entzündung eines so sinnlosen Ehrgeizes in dem Kopfe gemeiner Leute, und die Einflößung solcher ungereimten Ideen von Vorzug und Vortrefflichkeit, etwas eben so unmoralisches als lächerliches an sich hat?

L.

Hundert fünftes Stück. (174)

Der Landjunker und der Kaufmann.

Haec memini et victum frustra contendere Thyrsin.

VIRG.

Nichts ist gemeiner als feindselige Gesinnungen zwischen Parteyen, die doch nicht anders, als durch ihre Eintracht, bestehen können. Eine vortreffliche Schilderung dieses Uebels ist der Aufruhr der verschiednen Glieder des menschlichen Körpers in der alten Römischen Fabel. Sehr oft ist dieß der Fall in kleinern verbündeten Staaten gegen eine höhere Macht; es kostet große Mühe, daß sie fest zusammenhalten, ungeachtet ihre Einigkeit zu ihrer gemeinschaftlichen Erhaltung nothwendig ist; und immer ist es der Fall zwischen dem güterbesitzenden und handeltreibenden Theil Großbrittanniens: der Handelsmann nährt sich mit den Produkten des Landes, und der Gutbesitzer könnte sich ohne die Geschicklichkeit des Handelsmanns nicht kleiden; und doch ist immer Ein Interesse mit dem andern im Streit.

Wir

Wir hatten vorigen Winter ein Beyspiel hie-
von in unsrer Gesellschaft an Hrn. Roger von
Koverley und Hrn. Andreas Freeport, die sich,
wiewohl auf eine freundschaftliche Art, fast immer
in ihren Meinungen zuwider sind. Wir sprachen
von einer historischen Sache, und einer aus der
Gesellschaft bemerkte, daß Karthager-Treue
zum Sprichwort geworden, und so viel als Bund-
brüchigkeit bedeute. Herr Roger sagte, es könne
auch schwerlich anders seyn: die Karthager wären
die größten Handelsleute in der Welt gewesen; und
da Gewinst der Hauptzweck eines solchen Volks
sey, so sey es auch nie auf etwas anderes bedacht.
Die Mittel dazu, sagte er, kommen nie in Be-
trachtung; trifft sichs eben, daß man auf eine ehr-
liche Art Geld verdienen kann: gut! wo nicht, so
macht man sich kein Gewissen daraus, sich durch
Betrug oder Unterschleife zu bereichern. Und in
der That, was ist der ganze Gegenstand der Rech-
nungen eines Kaufmanns anders, als Andre, die
sich auf ihr Gedächtniß verlassen, zu übertölpeln?
Wäre das aber auch nicht, was läßt sich
wohl Großes und Edles von einem Men-
schen erwarten, dessen Aufmerksamkeit bestän-
dig blos auf die Bilanz seiner Rechnungsbü-
cher und auf den Ertrag seiner Anlagen gerichtet
ist?

ist? Und, zugegeben höchstens, daß Frugalität und Sparsamkeit die Tugenden des Kaufmanns sind, wie weit steht nicht immer sein pünktliches Verfahren unter eines Landedelmanns Mildthätigkeit gegen die Armen, oder Gastfreyheit gegen seine Nachbarn!

Der Hauptmann Sentry bemerkte, daß Herr Freport Herrn Rogern sehr aufmerksam und mit etwas spöttischer Miene zuhörte, und suchte daher dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, indem er überhaupt bemerkte, daß es, von den höchsten bis zu den geringsten Klassen der menschlichen Gesellschaft, etwas sehr Gewöhnliches wäre, auf eine geheime, aber sehr ungerechte Art, aus natürlichem Hange zur Bösartigkeit und zum Neide unsre eigne Lebensart mit der Lebensart eines andern zu vergleichen, und es unserm Nächsten zu mißgönnen, daß er sich unsrer Glückseligkeit zu nähern suche. Auf der andern Seite, sagte er, murret derjenige, welcher in weniger gemächlichen Umständen lebt, über den andern, der, seiner Meinung nach, unverdienter Weise glücklicher ist, als er. So sehen die Civil- und Militär-Bedienten einander mit scheelen Augen an: der Soldat beneidet dem Hofmann seine Gewalt, und der Hofmann spottet über die Ehre

des Soldaten; oder, daß ich mich geringerer Beyspiele bediene, die Gemeinen unter der Reuterey und dem Fußvolk einer Armee, die Fuhrleute und Kutscher auf den Gassen, betrachten einander gegenseitig mit Feindseligkeit und Mißgunst, wenn sie, wegen der Quartiere oder des Weges, einander in die Quere kommen.

Sehr wohl, guter Herr Hauptmann, unterbrach ihn Hr. Freeport: Sie mögen das Gespräch zu lenken suchen, wie es Ihnen gut dünkt; vorher aber werden Sie mir erlauben, ein Paar Worte mit Hrn. Roger zu sprechen, der, wie ich sehe, mir eins abgegeben, und dem Kaufmann einen recht derben Hieb versetzt zu haben glaubt. Ich will jetzt, fuhr er fort, Herrn Roger nicht an die großen und edlen Denkmähler von Wohlthätigkeit und Patriotismus erinnern, die seit der Reformation von Kaufleuten errichtet worden, sondern für dießmahl mich an dem begnügen, was er uns zugesteht, Sparsamkeit und Frugalität. Vertrüge es sich mit dem Stande eines so alten Baronets, als Herr Roger ist, Rechnungen zu führen, oder die Dinge auf die unfehlbarste Art, nähmlich durch Zahlen, zu messen, so würde er gewiß unsre Sparsamkeit seiner Gastfreyheit vorziehen. Wenn so und so viel Oxhofte zusammen austrinken Gastfreyheit ist, so

streben

streben wir freylich nicht nach dem Ruhm dieser Tugend; aber es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, ob so viele Künstler und Handwerker, denen ich auf zehn Tage Arbeit gebe, oder so viele Bauern, die sich auf Hrn. Rogers Kosten lustig machen, die grössere Wohlthat empfangen? Ich glaube, die Familien der Künstler und Handwerker werden mir mehr danken, als die Haushaltungen der Bauern Herrn Roger. Herr Roger gibt seinen Leuten; ich aber setze die meinigen über die Nothwendigkeit hinaus, mir für meine Güte verbunden zu seyn. Das Römische Sprichwort von den Karthagischen Handelsleuten ist mir sehr gleichgültig; die Römer waren ihre geschwornen Feinde. Es thut mir nur Leid, daß keine karthagische Geschichtschreiber mehr übrig sind; sie hätten uns vielleicht einige Sprichwörter gegen die römische Großmuth und Freygebigkeit lehren können, welche sich um andrer Leute Güter schlug und sie wegschenkte. Da aber Herr Roger aus einem alten Sprichwort Anlaß genommen hat, den Kaufleuten zu Leibe zu gehen, so wird er mirs nicht übel nehmen, wenn ich dagegen ein anderes, nicht völlig so altes, zu ihrer Vertheidigung anführe. Wenn in Holland jemand Bankerut macht, so sagt man von ihm, er habe nicht richtig Rechnung

gehal-

gehalten. Diese Redensart würde bey uns vielleicht für eine gelinde oder launige Art sich auszudrücken gehalten werden, aber bey einer so pünktlichen Nation, wie die Holländische, enthält sie den härtesten Vorwurf; denn daß ein Mensch sich in der Berechnung seiner Anlagen, in seiner Fähigkeit künftigen Nachforderungen Genüge zu thun, irret, oder unbesonnener Weise zu viel wagt und seinen Kredit aufs Spiel setzt, wird bey ihnen für eben so schimpflich gehalten, als bey lebhafteren Nationen Mangel an Tapferkeit oder gemeiner Ehrlichkeit.

Zahlen sind so sehr das Maß jedes schätzbaren Dinges, daß es nicht möglich ist, den Erfolg irgend einer Handlung, oder die Klugheit irgend eines Unternehmens, ohne dieselben zu beweisen. Ich sage dieß zu Beantwortung dessen, was Herr Roger zu sagen beliebte, daß wenig warhaftig edles sich von dem erwarten lasse, der immer über seinem Kassabuch liege, oder seine Rechnungen bilanzire. Wenn meine Rückfrachten eingelaufen sind, so kann ich, durch Hülfe der Zahlen, bis auf einen Schilling bestimmen, wie viel ich bey meinem Unternehmen gewinne oder verliere; ich muß aber auch im Stande seyn, zu zeigen, daß ich Grund zu diesem Unternehmen hatte, entweder

aus

aus meiner Erfahrung, oder aus der Erfahrung Andrer, oder aus einer vernünftigen Voraussetzung, daß meine Rückfrachten hinreichend seyn werden, meine Kosten und mein Risiko aufzuwiegen; und dieß ist wieder ohne Zahlenkunst unmöglich. Will ich, zum Beyspiel, nach der Türkey handeln, so muß ich erst wissen, sowohl wie stark dort die Nachfrage nach unsern Manufakturen, als auch wie stark in England der Absatz der dortigen Seide ist, und zu welchem gewöhnlichen Preise beides dort und hier bezahlt wird. Ich muß nothwendig vorher eine genaue Kenntniß von diesen Dingen haben, damit ich wisse, wie viel und was für Rückfracht ich haben muß, um die Kosten meiner abzusendenden Waaren, die Fracht und Assekuranz hin und her, die Zölle und Abgaben, die Interessen meines hineingesteckten Kapitals, und über das alles noch einigen billigen Profit für mich, herauszubringen. Was ist denn nun wohl Anstößiges in dieser Kunst? Was hat der Kaufmann gethan, daß er bey Hrn. Roger so wenig in Gnaden steht? Er ruinirt keines Menschen Umzäunungen und zertritt keines Menschen Korn; er entzieht dem fleißigen Landbauer nichts; er bezahlt dem armen Handwerker seine Arbeit; er theilt andern Menschen seinen Profit mit. Durch

die Zubereitung seiner abzusendenden Waaren, und die Verarbeitung seiner Rückfrachten, gibt er mehrern Menschen Beschäftigung und Unterhalt, als der reichste Edelmann; und selbst der Edelmann ist ihm Dank schuldig, weil er fremde Märkte zum Absatz seiner Produkte aufsucht, und dadurch seine Renten um ein Ansehnliches vermehrt; und doch ist es gewiß, daß nichts von allem dem, ohne Gebrauch der Zahlenkunst, geschehen könnte.

Dieß ist die Oekonomie des Kaufmanns: und das Verhalten des Edelmanns muß eben dasselbe seyn, wenn nicht, weil es ihm zu klein ist, Verwalter zu seyn, der Verwalter Edelmann seyn soll. Der Edelmann ist so wenig, als der Kaufmann, im Stande, ohne Hülfe der Zahlen, von dem Erfolg irgend einer Handlung, oder der Klugheit irgend eines Unternehmens, Rechenschaft zu geben. Ist, zum Beyspiel, die Jacht sein einziges Gewerbe, so besteht sein ganzer Gewinst in den Hirschgeweihen an den Wänden des großen Saals und in den Fuchsschnauzen an der Stallthür. Ohne Zweifel kennt Herr Roger den ganzen Werth dieser Waare; und hätte er vorläufig die Kosten der Jacht berechnet, so würde er, bey seiner vernünftigen Denkungsart, gewiß alle seine Hunde aufgehängt, nie so viel schöne Pferde auf den Schind-

anger

anger gebracht, und nie so oft, gleich einem Ungewitter, die Kornfelder verwüstet haben. Wäre dieß auch das Verhalten aller seiner Vorfahren gewesen, so hätte er sich bis auf den heutigen Tag mit Wahrheit rühmen können, daß der alte Adel seiner Familie nie durch einen Handel befleckt worden; es würde nie einem Kaufmann gelungen seyn, sich mit allem seinem Reichthum einen Platz für sein Porträt in der Gallerie der Koverleye zu erkaufen, oder sich zu rühmen, daß er von einem gebornen Fräulein von Koverley abstamme. Doch dieß ist nur ein kleines Unglück gegen das Schicksal mancher andern Edelleute, die den Familiensitz ihrer Vorfahren mit dem Rücken ansehen müssen, um solchen neuen Herren Platz zu machen, welche besser Rechnung geführt haben, als sie selbst; und gewiß verdient der das Gut weit eher, der es durch seine Industrie erworben, als der, welcher es durch seine Nachläßigkeit verlohren hat.

T.

Hundert sechstes Stück. (176)

Schreiben eines Weibermannes.

Parvula, pumilio, χαριτων μια, tota merum sal.

LUCR.

Folgender Brief enthält Dinge, von denen man nicht erwarten kann, daß ich, als ein Junggesell, mich darauf verstehen sollte; ich maße mirs daher nicht an, so lange ich die Sache nicht näher untersucht habe, mich darüber zu erklären, und überlasse es dem Verfasser des Briefes, seinen Zustand auf seine eigne Weise zu schildern.

„Herr Zuschauer,

„Ich läugne nicht, daß Sie in manchen Ihrer Blätter das menschliche Leben recht gut zu kennen scheinen; es gibt aber sehr viel Dinge, von denen Sie im ehelosen Leben unmöglich einen richtigen Begriff haben können; ich meine solche, die den Ehestand betreffen. Anders kann ichs nicht erklären, daß Sie bisher eine sehr gute Art von Leuten, die man gemeiniglich spottweise Weiber-

män-

männer nennt, gänzlich übersehen haben. Sie müssen wissen, daß ich selbst einer von den unschuldigen Sterblichen bin, die unter diesem Nahmen verspottet werden, weil ich mich durch die beste Frau von der Welt regieren lasse. Es verlohnte sich wohl der Mühe, wenn sie einmahl über die Natur der Liebe selbst nachdächten, und uns, als ein so scharfsinniger Philosoph, sagten, woher es kömmt, daß unsre lieben Weibchen mit uns machen können, was sie wollen; daß sie bald grämlich, störrig und übermüthig sind, bald weinen, bald schelten, bald ohnmächtig, bald wieder lebendig werden, mit allem nur möglichen Wortflusse uns die Ohren voll deklamiren, und dann wieder hinsinken, und das alles, weil sie besorgen, wir lieben sie nicht genug; das heißt, die armen Dinger lieben uns so herzlich, daß sie es für unmöglich halten, daß wir fähig seyn könnten, sie in eben so hohem Grade zu lieben; und darum geberden und haben sie sich denn so. Ich sage, mein Herr. ein wahrhaftig gutherziger Mann, welchen liederliche Kerle und Taugenichts einen **Weibermann** nennen, schickt sich in alle diese verschiednen Launen seines allerliebsten Schatzes, sieht auch deutlich genug ein, daß sie bloß mit Fleiß angenommen sind; und ist doch nicht so

 harther-

hartherzig, dem theuren süßen Geschöpf zu sagen, daß sie eine Heuchlerin ist.„

„Dieser guten Leute gibt es unter uns eine Menge, und sie sind eigentlich die wahren und echten Weibermänner. Diese sanftmüthigen Geschöpfe können über ihre Gutherzigkeit nicht so viel erhalten, daß sie mit der zärtlichen Seele zur Erklärung kommen, und fahren daher lieber immer fort, sie zu trösten, wenn ihr nichts fehlt, sie zu besänftigen, wenn sie nicht zornig ist, und ihr den Geldschrank zu übergeben, wenn sie wissen, daß sie kein Geld braucht, als daß sie einen ganzen Monath lang ihretwegen bekümmert seyn sollten, welches, nach der Berechnung hartherziger Männer, gerade der Zeitraum ist, welchen eine eigensinnige Frau gebraucht, um wieder zu sich selbst zu kommen, wenn man den Muth gehabt hat, es mit ihr aufzunehmen.„

„Es giebt noch verschiedne andre Arten von Weibermännern, und meiner Meinung nach sind sie insgesammt unstreitig die besten Unterthanen der Königinn; und aus diesem Grunde halte ichs für Ihre Pflicht, mein Herr, uns vor Verachtung zu schützen.„

„Ich weiß nicht, ob ich mich in der Beschreibung eines weibermännischen Lebens werde

ver=

verständlich genug machen können: doch will ich mir die Freyheit nehmen, Ihnen von mir selbst und meiner Gattinn einige Nachricht zu ertheilen. Sie müssen also wissen, daß man mich für nichts weniger, als einen Tropf hält; man hat mich bey verschiednen Gelegenheiten auf die Probe gestellt, ob ich solche Begegnung auf mir sitzen lasse, und der Erfolg ist ganz zu meinem Vortheil ausgefallen: und doch gibt es keinen unterthänigern Sklaven in der Türkey, als ich gegen mein liebes Weibchen bin. Sie besitzt eine gute Portion Witz, und ist, was man ein sehr niedliches allerliebstes Weib nennt. Ich bin vollkommen in sie vernarrt, und meine Liebe zu ihr macht mir alle nur ersinnlichen Bekümmernisse, die Eifersucht ausgenommen. Dieß mein völliges Zutrauen zu ihr halte ich, so viel ich von meinem eignen Herzen urtheilen kann, für den Grund, daß alles, was sie thut, wäre es auch noch so sehr gegen meine Neigung, wenigstens durch die Manier, womit sie es thut, mir liebenswürdig ist. Sie sieht zuweilen mit einer angenommenen Grösse auf mich herab, und thut, als sey sie ungehalten, daß ich ihr in dem und dem Falle in Gesellschaft nicht Ehrerbiethung genug bewiesen. Ich kann mich nicht enthalten, über den allerliebsten Zorn, wo-

ein sie sich zeigt, zu lächeln, und dann beschwert sie sich, daß ich sie wie ein Kind behandle. Mit Einem Wort, unser großer Streit ist, wer von uns beiden den Vorzug an Verstand habe. Gegen jeden Satz, den ich vorbringe, kömmt sie gleich mit ihren Gegengründen angezogen; worauf ich gemeiniglich ganz nachläßig antworte: Du bist ein allerliebstes Geschöpf. Hierauf versetzt sie: Alle Welt, außer dir, glaubt, ich hätte eben so viel Verstand, wie du. Ich wiederhohle noch einmahl: In der That, mein Schatz, du bist ganz allerliebst. Nun vergeht ihr alle Gedult; sie wirft alles um sich her auf die Erde, stampft mit den Füßen, und reißt sich ihren Kopfputz ab. Pfuy! mein Schaz, sag' ich, wie kann ein Frauenzimmer von deinem Verstande sich in eine so ausschweifende Wuth setzen lassen? Dieß ist ein Argument, welches mir nie fehlschlägt. — Wahrhaftig, mein Kind, sagt sie, du machst mich auch zuweilen toll mit der einfältigen Art, wie du mir als einer hübschen Idiotinn begegnest. Und damit ists dann gut. Was habe ich nun aber damit gewonnen, daß ich sie wieder in gute Laune gesetzt habe? Nichts, als daß ich sie durch mein Verhalten von meiner guten Meinung von ihr überzeugen muß; und dann muß ich sie in den Besitz

meiner

meiner ganzen kleinen Kasse setzen, und auf einen oder zwey Tage nachher alles mißbilligen, was sie mißbilligt, und alles erheben, was ihren Beyfall hat. Ich bin so ganz in diesen Liebling meines Herzens vernarret, daß ich selten einen meiner Freunde besuche, in allen Gesellschaften unruhig bin und Langeweile habe, bis ich sie wiedersehe; und wenn ich zu Hause komme, ist sie übel aufgeräumt, weil sie, wie sie sagt, gewiß weiß, daß ich nur deswegen so früh komme, weil ich sie für schön halte. Ich wage es in diesem Falle nicht, zu lachen; sondern sehe mich genöthigt, ungeachtet ich einer der eifrigsten Tories im Königreich bin, auf die jetzigen Zeiten zu schelten, weil sie ein sehr hitziger Whig ist. Hierauf schwatzen wir denn so lange von politischen Sachen, bis sie überzeugt ist, daß ich sie ihrer Weisheit wegen küsse. Es ist ein gewöhnlicher Kunstgriff von mir, daß ich sie um irgend etwas frage, das unsre Brittische Staatsverfassung betrifft, welches sie mir gemeiniglich aus **Harringtons** Oceana beantwortet; dann rühme ich ihr außerordentliches Gedächtniß, und augenblicklich ist ihr Arm um meinen Nacken geschlungen. So lange ich sie bey dieser guten Laune erhalte, tändelt sie vor mir herum, tanzt und hüpft bald mitten im Zimmer, spielt bald ein

Stückgen auf ihrem Spinet, zeigt sich mir in so abwechselnden Stellungen und Reizen, daß ich ein unterbrochenes Vergnügen genieße: kurz, sie macht den Narren, wenn ich ihr zugebe, daß sie weise ist; so bald sie aber argwöhnt, daß sie mir wegen ihrer Tändeleyen gefällt, wird sie gleich ernsthaft.„

„Dieß sind die Arbeiten, die mir auferlegt sind, und ich trage meine Sklaverey so gut, als die meisten Männer. Meine Bitte an Sie aber betrifft die *Weibermänner* überhaupt, und ich wünsche eine Abhandlung von Ihnen zu unsrer Vertheidigung. Sie haben, wie man mich versichert, sehr gute Autoritäten für uns, und ich hoffe, Sie werden nicht ermangeln, des berühmten Sokrates und seiner philosophischen Unterwerfung unter seiner Frau Xantippe zu gedenken. Für die ganze Welt würde dieß ein sehr guter Dienst seyn, denn die *Weibermänner* sind mächtig an Stande und Zahl, nicht nur in Städten, sondern auch an Höfen; an den letztern sind sie immer die folgsamsten, dienstwilligsten, und in den erstern die reichsten aller Menschen. Wenn Sie nun erst den Ehestand selbst recht gründlich untersucht haben, so müssen Sie sich auch in den Vorstädten

der

der Ehe umsehen, und uns von der Sklaverey gefälliger Mätressenhalter und unentschlossener Liebhaber Nachricht geben: ich meine die Mätressenhalter, die ihre Schönen nicht verlassen können, ungeachtet sie ihren herannahenden Ruin vor Augen sehen; und die Liebhaber, die es nicht wagen können, zu heurathen, ungeachtet sie wissen, daß sie ohne die Geliebten, die sich auf keine andre Bedingungen ihnen ergeben wollen, nie glücklich seyn werden.»

Was aber Ihrer Abhandlung eine besondre Zierde geben wird, ist, daß Sie Beyspiele genug von übermüthigen, stolzen, unbändigen und eigensinnigen Männern finden werden, welche alle insgeheim Erzsklaven ihrer Weiber oder Mätressen sind. Schließlich muß ich Sie bitten, besonders den Satz auszuführen, daß die Weisesten und Tapfersten aller Zeiten Weibermänner gewesen sind; und daß die rohen groben Temperamente, welche keine Sklaven der Liebe sind, diese Ausnahme bloß dem verdanken, daß sie die Fesseln des Ehrgeizes, der Habsucht, oder irgend einer andern unedleren Leidenschaft tragen. Ich hätte Ihnen noch tausenderley mehr zu sagen, aber meine Frau sieht] mich schreiben, und wird,

ihrer Gewohnheit gemäß, zu Rathe gezogen seyn wollen, wenn ich dieß nicht augenblicklich zusiegle.

Der Ihre,

Nathanael Hühnerstange.

T.

Hundert siebendes Stück. (177)

Das gute Herz, als eine moralische Tugend betrachtet.

— Quis enim bonus, aut face dignus
Arcana, qualem Cereris vult esse sacerdos,
Vlla aliena sibi credat mala?

JUVEN.

In einem meiner letzten Blätter betrachtete ich das gute Herz, in so fern es die Wirkung des Temperaments ist; jetzt will ich es als eine moralische Tugend betrachten. Das erstere kann wohl einen Menschen in sich selbst vergnügt und heiter, und

bey andern beliebt machen, setzt aber bey dem, der es besitzt, kein Verdienst voraus. Man verdient dieserwegen so wenig Lob, als wegen eines regelmäßigen Pulses oder einer guten Verdauung. Indessen ist diese Temperaments-Gutherzigkeit, die Herr Dryden irgendwo eine Milchigkeit des Bluts nennt, eine vortreffliche Grundlage zu der andern. Um also zu erfahren, ob unser gutes Herz aus dem Körper oder aus der Seele entspringt, ob es in dem thierischen oder in dem vernünftigen Theil unsrer Natur seinen Grund hat; kurz, ob es von der Art ist, daß es, außer der innern Beruhigung und Heiterkeit, die ihm wesentlich ist, und der guten Aufnahme, die es uns in der Welt verschafft, noch eine andre Belohnung verdient, müssen wir es nach folgenden Regeln prüfen.

Erstlich, ob sichs unter allen Umständen, in Krankheit wie in Gesundheit, im Unglück wie im Glück, immer gleichförmig und auf dieselbe Weise äußert; wo nicht, so darf mans für nichts mehr halten, als eine Aufhellung und Erwärmung der Seele durch irgend einen neuen Zufluß von Lebensgeistern, oder eine günstigere Zirkulation des Geblüts. Bakon erwähnt eines verschlagenen Anwalds, der nie einen Großen vor

Tische

Tische um eine Gewogenheit ansprach, sondern immer die Zeit in Acht nahm, da der Herr, dem er sein Ansuchen vorbringen wollte, von Sorgen frey und bey guter Laune war. Eine solche vorübergehende, kurz währende Gutherzigkeit, wie diese, ist nichts weniger, als jene Philanthropie, jene allgemeine Menschenliebe, die den Nahmen einer moralischen Tugend verdient.

Das zweyte Mittel, sein gutes Herz auf die Probe zu stellen, besteht darin, daß man Acht gibt, ob es den Regeln der Vernunft und Pflicht gemäß wirkt: denn wenn es, seines allgemeinen Wohlwollens gegen die Menschen ungeachtet, keinen Unterschied zwischen seinen Gegegenständen macht, wenn es sich ohne Ueberlegung gegen den Unwürdigen, wie gegen den Würdigen, äußert, wenn es dem Müßigänger und dem Dürftigen auf gleiche Weise beyspringt, wenn es sich dem ersten dem besten, der es anspricht, hingibt, kurz, sich mehr durch Zufall als durch Wahl in seinen Wohlthaten regieren läßt, so mag es immer für einen liebenswürdigen Instinkt gehalten werden, aber den Nahmen einer moralischen Tugend darf sichs nicht anmaßen.

Die dritte Probe des guten Herzens ist, daß wir uns selbst prüfen, ob wir fähig oder unfähig

sind,

sind, es zu unserm eignen Nachtheil zu äußern, und es an würdigen Gegenständen thätig zu beweisen, ungeachtet etwas Beschwerlichkeit, Mangel oder Ungemächlichkeit für uns daraus entstehen mag: kurz, ob wir willig sind, einen Theil unsers Vermögens, unsrer Ehre, unsrer Gesundheit oder Bequemlichkeit, zum Nutzen der Menschen aufzuopfern. Unter allen diesen Aeußerungen des guten Herzens, will ich jetzt bloß die ausheben, die den allgemeinen Nahmen Mildthätigkeit führt, weil sie in Erleichterung der Dürftigkeit besteht; denn diese ist eine Probe des guten Herzens, die sich fast zu jeder Zeit und an jedem Orte uns darbiethet.

Ich möchte es Jedem, der ein Auskommen hat, welches über die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens hinausreicht, zur Regel empfehlen, einen gewissen Theil seines Einkommens für die Armen bey Seite zu legen. Dieß würde ich als ein Opfer an den betrachten, der ein Recht aufs Ganze hat, zum Nutzen derer, die er, in der am Ende dieses Blatts angeführten Stelle, als seine Repräsentanten auf Erden beschreibt. Zu gleicher Zeit aber sollten wir von unsrer Mildthätigkeit einen so klugen und behutsamen Gebrauch machen, daß wir keine Ungerechtigkeit gegen unsre Freunde

und

und Verwandten begehen, indem wir denen Gutes thun, die uns fremd sind.

Dieß läßt sich vermuthlich besser durch ein Gleichniß, als durch eine Regel ins Licht setzen.

Eugenius ist ein Mann von allgemeiner Gutherzigkeit, und über sein Vermögen freygebig; dabey aber so klug in der Oekonomie seiner Angelegenheiten, daß er alles das, was er an Werken der Mildthätigkeit aufwendet, durch gute Haushaltung wieder ersetzt. Eugenius hat zweyhundert Pfund jährlicher Einnahme; er schätzt sich aber nie reicher, als hundert und achtzig Pfund, weil er glaubt, er habe kein Recht auf den zehnten Theil, welchen er ein für alle Mahl zu Liebeswerken bestimmt hat. Diese Summe vermehrt er noch, so oft er kann, so daß er in guten Jahren, (dafür hält er nähmlich die, in welchen er im Stande gewesen, größere Wohlthaten als gewöhnlich, auszutheilen) wohl noch einmahl so viel an Arme und Kranke gegeben hat. Eugenius schreibt sich daher viele besondre Fasttage, Enthaltsamkeiten und Einschränkungen vor, um seine Armenkasse zu vermehren, und setzt das, was er damit erspart, zu Wohlthaten und Allmosen aus. Er geht oft zu Fuß dahin, wo er zu thun hat, und giebt am Ende seines Weges den Schilling, welchen er

er sonst für die Miethkutsche hätte bezahlen müssen, dem ersten Dürftigen, der ihm aufstößt. Ich weiß, daß er manchmahl, wenn er eben in eine Komödie oder Oper gehen wollen, das dazu bestimmte Geld an einen Gegenstand des Mitleidens, welchen er in der Gasse angetroffen, verwandt, und nachher den Abend in einem Kaffehause oder an dem Kamin eines guten Freundes, viel innerlich vergnügter zugebracht, als das vortrefflichste Schauspiel ihn hätte machen können, auf diese Weise ist er freygebig, ohne sich selbst arm zu machen, und genießt seines Vermögens dadurch, daß er es zum Eigenthum Andrer macht.

Wenig Leute leben in so knappen Umständen, daß sie nicht auf diesen Fuß, ohne den geringsten Nachtheil für sich oder ihre Familien, mildthätig seyn könnten. Es ist ja weiter nichts, als daß man zuweilen eine Ergetzlichkeit oder Bequemlichkeit den Armen aufopfert, und den gewöhnlichen Strom seiner Ausgaben in einen bessern Kanal leitet. Dieß ist, dünkt mich, nicht nur die klügste und bequemste, sondern auch die verdienstlichste Art von Mildthätigkeit, die wir ausüben können. Wir theilen dadurch gewisser Maßen die Noth mit den Armen, zu eben der Zeit, da wir sie erleichtern, und machen uns nicht nur zu ihren

Wohlthätern, sondern auch zu ihren Leidensgenossen.

Thomas Brown erwähnt in dem letzten Theil seiner Religio medici, wo er die Mildthätigkeit des Arztes in verschiednen heroischen Beyspielen, und mit einem edlen Feuer der Empfindung beschreibt, des Verses in Salomons Sprüchen: **Wer dem Armen gibt, leihet dem Herrn.** „In diesem einen Spruche, sagt er, ist mehr Beredsamkeit, als in einer ganzen Bibliothek von Predigten. Und in der That, würden diese Sprüche nach dem ganzen Gehalt und Nachdruck, welchen sie in der Seele des Verfassers hatten, verstanden, so bedürften wir jener vielen Bände von Lehren nicht, sondern könnten in wenig Worten den ganzen Inbegriff unsrer Pflichten beysammenfinden.„

Diese Stelle der Schrift hat freylich eine sehr große Ueberredungskraft; meinem Gefühl nach aber, wird derselbe Gedanke im Neuen Testament noch viel dringender ans Herz gelegt, wenn unser Heiland sagt, wenn wir den Nackten kleideten, den Hungernden speiseten und den Gefangenen besuchten, so wolle er das in jenem Leben als Dienste ansehen, die ihm selbst gethan worden, und es dem gemäß vergelten. In dem Sinne dieser

Stellen

Stellen der heiligen Schrift, habe ich irgendwo eine Grabschrift eines Mildthätigen gefunden, die mir sehr gefallen hat. Ich erinnere mich der Worte nicht mehr, ihr Inhalt aber war folgender: Was ich verzehrte, verlohr ich; was ich besaß, hinterließ ich andern; nur was ich weg gab, bleibt ewig mein.

Da ich so unvermerkt auf die heilige Schrift gekommen bin, kann ich mich nicht enthalten, verschiedne Stellen aus dem Hiob herzusezen, die ich immer mit großem Vergnügen gelesen habe. Es ist die Beschreibung, die dieser heilige Mann von seinem Verhalten während seines Wohlstandes macht, und die, auch bloß als ein menschliches Werk betrachtet, ein schöneres Gemählde von einem mildthätigen und gutherzigen Manne darstellt, als man in irgend einem andern Schriftsteller findet.

„O, daß ich wäre, wie in den vorigen Monden, in den Tagen, da mich Gott behütete; da seine Leuchte über meinem Haupte schien, und ich bey seinem Lichte durch die Finsterniß ging; da der Allmächtige noch mit mir war, und meine Kinder um mich her waren; da ich meinen Fuß in fetter Milch wusch, und in Oehlbäche der Fels mir zerfloß!„

„Wessen Ohr' mich hörete, der pries mich selig, wessen Auge mich sah, der rühmte

 mich;

mich; Denn ich errettete den Armen, der da schrie, und den Waisen, der keinen Helfer hatte. Der Segen derer, die verderben solten, kam über mich, und ich machte, daß das Herz der Wittwe jauchzete. Ich war des Blinden Auge, und des Lahmen Fuß. Ich war dem Dürftigen ein Vater, und untersuchte die Klagen dessen, der mir unbekannt war. Ich weinte mit dem Unglücklichen, und meine Seele jammerte des Armen. So wäge mich Gott auf richtiger Wage, und er wird meine Redlichkeit erkennen. Habe ich das Recht meines Knechtes oder meiner Magd verachtet, wenn sie wider mich selbst eine Klage hatten? Was würde ich thun, wenn Gott auftreten wollte? und was würde ich antworten, wenn Er untersuchte? Hat er in dem Mutterleibe, in welchem er mich machte, nicht auch ihn gemacht: hat nicht einerley Eingeweide uns umschlossen? Habe ich dem Nothleidenden versagt, wornach er sich sehnete, und die Augen der Wittwe verschmachten lassen? Habe ich meinen Bissen allein gegessen? und aß der Waise nicht auch davon? Habe ich jemand umkommen sehen, weil er kein Kleid hatte? und ließ ich den Armen ohne Decke gehn? Haben mich nicht seine Seiten gesegnet, wann er von der Wolle meiner Lämmer erwärmet ward? Hat meine Hand

den

den Waisen gedrückt, weil ich der Hülfe im Gerichte versichert war: so falle meine Schulter von der Achsel, und das Gebein zerbreche mir in den Armen. Habe ich mich gefreuet, wenn es meinem Feinde übel ging; und gefrohlockt, wenn ihn ein Unfall traf? Ich ließ meinen Mund so nicht sündigen, seine Seele mit einem Fluch zu verwünschen. Draußen muste der Fremdling nicht übernachten; meine Thür stand dem Wanderer offen. Wird mein Land wider mich schreyen, und werden seine Furchen mit einander weinen; habe ich seinen Segen unbezahlt genossen, und das Leben den Ackersleuten sauer gemacht: so müssen mir Disteln für Waitzen wachsen, und Dornen anstatt der Gerste.„

L.

Hundert achtes Stück. (178)

Klagen einer eifersüchtigen Frau.

Comis in vxorem. —

Hor.

Ich kanns nicht verschieben, folgenden Brief bekannt zu machen.

„Herr Zuschauer,

„Ich bin nur zu sehr im Stande, über Ihre beiden neulichen Blätter von der Eifersucht zu urtheilen; sie sind ein Meisterstück: aber es befremdet mich sehr von Ihnen, daß Sie von dieser Qual in dem Herzen eines Mannes reden, und nicht auch der Schmerzen derselben in dem Busen einer Frau erwähnen. Mit vieler Beurtheilungskraft und möglichstem Scharfsinn haben Sie diese Leidenschaft von der Seite betrachtet, da die Frau die Ursach des Mißtrauens ist: aber kein Wort von einem Manne gesagt, der so unbarmherzig ist, daß er Eifersucht in seiner Frau erregt, und sich nicht bekümmert, ob sie eifersüchtig ist oder nicht. Es ist möglich, daß Sie vielleicht glauben, es gebe keine solche Tyrannen in der Welt: aber ach! ich kann Ihnen von einem Mann erzählen, der in der Gesellschaft seiner Frau immer verdrießlich und bey übler Laune, und an jedem andern Orte der aufgeweckteste, angenehmste Mann von der Welt ist; zu Hause, wenn er von keinem, als seiner Familie gesehen wird, ganz schlotterig und schmutzig hergeht, anderswo aber aufs sauberste und anständigste gekleidet erscheint. Ach! mein Herr, ist es wohl natürlich, daß ein honetter Mann, in dessen Gewalt eine Frau sich gänzlich dahingegeben

ben hat, ohne Möglichkeit, an ein anderes Gericht, als sein eignes Nachdenken zu appelliren, sich so wenig dafür verbunden glaubt, daß er sich für beleidigt halten und in Wuth gerathen kann, weil ihr schwellendes Herz ihr Thränen in die Augen preßt, wenn sie ihn in finstrer Laune sieht? Dieß ist mein Fall. Ich verlange von Niemanden Hülfe, und hoffe von Niemanden Erleichterung, als von ihm selbst; und doch bedenkt er, der in andern Dingen so vernünftig und billig ist, nie, daß es nothwendig die Eifersucht einer zärtlichen Frau erregen muß, wenn er nur nach Hause kömmt, um einen Rausch auszuschlafen, und alle Zeit, die er da ist, so zubringt, als wäre sie ihm zur Strafe aufgelegt. Er verläßt immer sein Haus, als ginge er nach Hofe, und kehrt nicht anders darein zurück, als wäre es ein Kerker. Ich könnte noch hinzusetzen, daß er sich, seiner Gesellschaft und seinen gewöhnlichen Gesprächen nach zu urtheilen, nichts daraus macht, für einen liederlichen Mann gehalten zu werden. Ihre eigne Einbildungskraft wird Ihnen besser, als ichs könnte, sagen, wie ich, als seine Frau, bey diesen Umständen daran seyn muß; und ich wünsche sehr, Sie wären so gütig, und stellten ihm vor, denn er ist nicht hartherzig und liest Sie fleißig, daß ich in dem Au-

genblick, da ich ihn die Hausthür hinter sich zumachen höre, mich auf mein Bette werfe, und das Kind, welches er so lieb hat, mit Thränen überströme, und oft durch mein lautes Weinen erschrecke; daß ich mein Daseyn verwünsche; daß ich, ganz mit Thränen überschwemmt, zu meinem Spiegel laufe, und meiner innern Qual und Angst durch den Anblick meines Elendes, wie es durch die Augen hervorzuströmen strebt, Luft zu machen suche. Dieß sieht freylich einem bloßen Gemählde der Fantasie ähnlich; aber ich versichre Sie, daß es mein gewöhnlichster Zeitvertreib ist. Bisher habe ich Ihnen nur von meiner Gemüthsverfassung im Allgemeinen gesagt; aber wie soll ich Ihnen die Zerrüttung derselben beschreiben? Könnten Sie sich nur vorstellen, wie grausam ich in dem einem Augenblicke der Erbitterung gegen ihn bin, und wie mitleidig dann wieder in der nächsten Minute, wenn ich ihn in dem Zustande denke, worein mein Zorn ihn versetzen möchte, so würden Sie einigen Begriff davon haben, wie elend ich bin, und wie wenig ichs verdiene. Wenn ich ihm mit der größten Sanftmuth, die mir nur möglich ist, vorstelle, wie viel auch auf Vermeidung eines schlechten äußerlichen Scheins ankömmt, und daß auch verheurathete Personen gewissen Regeln unterworfen

sind,

sind; wenn er in der besten Laune von der Welt ist, dieß anzunehmen, so antwortet er mir bloß, ich würde meine eigne Ehre Preis geben und meinen Verstand verdächtig machen, wenn ich zeigte, daß ich eifersüchtig sey. Ich bitte Sie, mein Herr, überlegen Sie diese Sache einmal recht ernstlich, und belehren Sie Männer und Frauen, wie sie sich gegen einander verhalten sollten. Ihre Gedanken über diese wichtige Materie werden Ihnen den größten Lohn verschaffen, den Lohn derer, welche die Trübsale der Leidenden fühlen, und ihnen abzuhelfen suchen. Erlauben Sie mir, mich zu unterschreiben

Ihre unglückliche Freundinn,
Celinda.

Ich hatte mir schon vor dem Empfange des Briefes dieser Dame vorgenommen, diese fürchterliche Leidenschaft in dem Herzen einer Frau zu betrachten; und die Quaal, welche sie von derselben auszustehen scheint, mindert meine Neigung gewiß nicht, den Männern ein regelmäßigeres Verhalten zu empfehlen, als das ist, wodurch sie denen, welche sie lieben, ja deren Leiden bloß aus ihrer Liebe zu ihnen entspringen, die höchsten Martern verursachen.

Man muß erstaunen, wenn man bemerkt, wie wenig man sich aus dieser unaussprechlichen Ungerechtigkeit macht, und wie leicht Ehemänner in die Gewohnheit verfallen, da am wenigsten einnehmend und liebenswürdig zu seyn, wo sie es am meisten zu seyn verbunden sind. Aber dieß ist eine Materie, die eine besondre Abhandlung verdient, und ich will erst einige Tage das Verhalten zweyer oder dreyer glücklicher Paare, mit denen ich bekannt bin, beobachten, ehe ichs wage, ein System ehelicher Moralität zu entwerfen. Fürs erste gedenke ich einen guten Freund auf dem Lande nicht weit von der Stadt zu besuchen, welcher in seinem Betragen alle liebenswürdigen Eigenschaften eines feinen Herrn mit der Pflicht eines Ehemannes verbindet. Als er noch unverheurathet war, machten seine vielen Geschäfte ihn besonders nachläßig im Anzuge; jetzt aber kann kein junger Liebhaber grössere Sorgfalt auf seine Person wenden, als er. Einer, der ihn fragte, warum er sich so lange den Mund ausspühle, und in der Wahl seiner Wäsche so ekel sey, erhielt die Antwort: Weil es ein würdiges Frauenzimmer gibt, welches verbunden ist, mich freundlich zu empfangen, und ichs daher für meine Pflicht halte, alles mögliche zu thun, daß ihre Neigung mit ihrer Pflicht übereinstimme.

Wollte

Wollte ein Mann sich die Mühe geben, nur ein wenig nachzudenken, so würde er nicht so unbillig seyn zu erwarten, daß Liederlichkeit und Unschuld zusammen in gutem Vernehmen leben können; oder zu hoffen, Fleisch und Blut sey einer so strengen Treue fähig, daß ein schönes Frauenzimmer sich zu der Güte und Leidenschaftslosigkeit eines Engels vervollkommnen sollte, bloß um einem Vieh oder einem Satyr nicht ungetreu zu werden. Die Dame, die mich gebethen hat, ihrer Tugend zu Liebe eines meiner Blätter mit folgendem Briefe zu endigen, hält zuverläßig eine solche Beständigkeit für nichts weniger als leicht.

„Mann!

„Bleib mehr zu Hause! Ich weiß, wo Du letzten Donnerstag Abends um sieben Uhr gewesen bist. Der Oberste, den Du mir anbefohlen hast, nicht mehr zu sehen, ist jetzt in der Stadt!

Marta Hausmannin.

T.

Hun=

Hundert neuntes Stück. (172)

Kein Talent ist löblich, wenn es nicht gut angewandt wird.

Non solum Scientia, quae est remota a Iustitia, Calliditas potius quam Sapientia est appellanda; verum etiam animus paratus ad periculum, si sua cupiditate, non utilitate communi, impellitur, Audaciae potius nomen habeat, quam Fortitudinis. — —

PLATO APUD TULLIUM.

Nichts kann nachtheiliger für die menschliche Gesellschaft seyn, als daß man gute Talente als etwas Rühmliches für diejenigen, die sie besitzen, betrachtet, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, wie sie angewandt werden. Naturgaben, oder erworbene Kunstvollkommenheiten sind nur in so fern schätzbar, als sie zu Beförderung der Tugend gebraucht, oder durch die Gesetze der Ehre gelenkt werden. Wir sollten uns so lange enthalten, bey der Betrachtung irgend einer Vollkommenheit an denen, mit welchen wir umgehen,

zu verweilen, bis wir ihre Denkungsart und Gesinnungen ausgeforscht, oder durch glaubwürdige Zeugnisse kennen gelernt haben; sonst wird eine schöne Person, oder ein einnehmender Witz uns leicht hinreißen, daß wir Leute lieben und hochschätzen, von denen unsre Vernunft uns sagt, daß wir sie verabscheuen sollten.

Lassen wir uns solcher Gestalt durch bloße Schönheit oder bloßen Witz einnehmen, so wird Omniamante, bey allen ihren Lastern, einen eben so großen Theil unsers Wohlwollens davon tragen, als das unschuldigste Mädchen oder die rechtschaffenste Matrone; und es gibt keine verächtlichere Sklaverey in der Welt, als etwas zu lieben, wovon wir selbst glauben, daß wir es verdammen sollten. Gleichwohl muß dieß in allen Theilen des Lebens unser Fall seyn, wenn wir uns erlauben, irgend etwas zu billigen, das nicht zu Beförderung dessen, was gut und wahrhaftig rühmlich ist, abzweckt. Gäben wir uns recht ernstliche Mühe, alle Dinge in dem Licht der Vernunft und Gerechtigkeit zu betrachten, so würden wir Männer, selbst in der höchsten Blüthe der Jugend und verliebter Neigungen, eine Kokette mit gleicher Verachtung oder Gleichgültigkeit betrachten, wie einen eingebildeten Stutzer unsers eignen Geschlechts.

schlechts. Das freche Betragen eines Frauenzimmers würde sie um die Bewunderung bringen, nach welcher sie strebt; und der eitle Putz, oder die albernen Reden eines Mannes würden die schöne Bildung seiner Gestalt oder die Güte seines Verstandes zernichten. Ich sage, die Güte seines Verstandes; denn es ist nicht weniger gemein, verständige Mannspersonen eitle Gecken, als schöne Frauenzimmer Koketten werden zu sehen. In beiden Fällen sollte die Gunst, die wir ihren natürlichen guten Eigenschaften zu erweisen geneigt sind, verhältnißmäßig abnehmen. Allein, so gerecht und billig es ist, den Werth der Menschen nach der Anwendung ihrer Talente, und nicht nach der Größe derselben, ohne Rücksicht auf ihren Gebrauch, zu messen, so gerecht und billig, sage ich, diese Art zu urtheilen ist, so hat doch in allen Zeiten, so wohl als in den jetzigen, der große Haufen der Menschen immer auf die entgegengesetzte Art geurtheilt. Wie viele liederliche, verführerische Bilder hat man nicht von einem Jahrhundert zum andern sorgfältig aufbewahrt, die, so bald sie gemacht waren, wieder untergegangen seyn würden, wenn man Mahler und Bildhauer eben so sehr nach dem Zweck, als nach der Ausführung ihrer Werke geschätzt hätte! Züchtige

und wohlgeordnete Fantasien haben hiedurch die Darstellungen vieler tausend Schildereyen verlohren, die sonst mit Bildern angebohrner Wahrheit, edles Eifers, muthiges Glaubens und zärtlicher Menschenliebe angefüllt gewesen seyn würden; statt deren jetzt Satyrn, Furien und Ungeheuer durch diese Künste einer schimpflichen Ewigkeit empfohlen werden.

Der allgemeine Wahn der Menschen duldet die verkehrte Anwendung trefflicher Talente nicht nur in solchen Fällen, deren ich hier einige erwähnt habe, sondern selbst in Dingen, welche Angelegenheiten des gemeinen Lebens betreffen. Würde ein Rechtsgelehrter nur in so fern hochgeschätzt, als er seine Talente gebrauchte, für die Gerechtigkeit zu kämpfen, und würde er alsobald verächtlich, wenn er eine Sache verföchte, deren Ungerechtigkeit er nothwendig einsehen müßte, wie ehrwürdig würde nicht sein Charakter seyn! Und wie ehrwürdig ist nicht wirklich der Charakter derer unter uns, die von ihrer Profession keinen andern Gebrauch machen, als den Unschuldigen zu schützen, den Unterdrücker niederzuschlagen, den verschwendrischen Schuldner festzusetzen, und dem mühseligen Handwerker Recht zu verschaffen. Aber viele von diesem vortrefflichen Charakter werden

von der viel größern Anzahl derer über die Achseln angesehen, die eine schwache Seite in den Ansprüchen ihres Klienten zu verdecken, den Lauf einer Untersuchung abzulenken, oder verschlagene Ausflüchte zu Beschönigung einer Unwahrheit ausfindig zu machen wissen. Gleichwohl rühmt man die Geschicklichkeit und Beredsamkeit der letztern, ungeachtet sie so verkehrt angewandt wird: aber die Entschlossenheit eines Meuchelmörders ist in den Augen der Vernunft eben so löblich, als Erkenntniß und Weisheit, die zu Vertheidigung einer schlechten Sache gebraucht wird.

Sähe man unverrückt bloß auf die Absicht, als Maasstab des Beyfalls, so würden Betrug und Falschheit bald allen Kredit verlieren; und Geschicklichkeit die Menschen zu hintergehen, würde in dem einen Stande des Lebens so verächtlich seyn, als in dem andern. Ein Paar Hofleute, die sich einander ihrer Hochachtung versichern, würden nach gebrochnem Versprechen dieselbe Figur machen, wie ein Paar gedungene Zeugen, die des Meineids überführt wären. Aber die Gesellschaft der Menschen ist in Ansehung der Moralität so tief herunter gesunken, daß, so wie man im Handel sagt, da sehe der Käufer selbst zu! so auch in der Freundschaft derjenige Gefahr läuft,

der am leichtesten trauet; derjenige am meisten bey der Verbindung leidet, der sie gleich mit der Gefälligkeit anfängt, daß er am bereitwilligsten dazu ist.

Aber nur diejenigen sind wahrhaftig groß, die ihren Ehrgeiz mehr darein setzen, sich das Bewußtseyn verdienstlicher Unternehmungen zu erwerben, als in die Aussicht auf den Ruhm, der sie begleitet. Diese erhabnen Geister würden lieber insgeheim Urheber von Dingen seyn wollen, die dem Menschengeschlecht nützlich sind, als den öffentlichen Ruhm derselben haben, ohne es wirklich zu seyn. Wird also ein vorzügliches Verdienst seines Lohns durch Arglist oder Verleumdung beraubt, so wächst es durch solche Bemühungen seiner Feinde nur noch mehr, und das ohnmächtige Bestreben, es zu beflecken, oder es zu Beeinträchtigung einer einzigen Person unter einen großen Haufen zu vertheilen, wird natürlicher Weise die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen; die Flamme wird ausbrechen, und alle diejenigen verbrennen, die das zu dämpfen suchen, was sie nicht auslöschen können.

Nur eins ist nothwendig, um den Besitz wahrer Ehre zu behaupten, und dieß besteht darin, daß man die Widersacher derselben geduldig schmä-

hen läßt, und der Tugend treu bleibt, wodurch sie erworben ward. Ist ein Mann vollkommen überzeugt, daß er nichts bewundern, wünschen oder zu erlangen suchen sollte, als was ihm im strengsten Verstande seine Pflicht erlaubt, so steht es in keiner Zeiten, keiner Menschen oder Zufälle Gewalt, seinen Werth zu schmählern. Nur der ist ein großer Mann, der den Beyfall der Menge geringschätzen, und in sich selbst, unabhängig von ihrer Gunst, froh seyn kann. Dieß ist freylich ein schweres Ding; aber es sollte einen erhabnen Geist trösten, daß es die höchste Stufe ist, zu der die menschliche Natur sich emporschwingen kann. Triumph, Zujauchzen und Beifallklatschen sind der Seele des Menschen theuer; aber ein unendlich größeres Vergnügen ist es, zu sich selbst sagen zu können: du hast recht gethan! als sich von dem ganzen Menschengeschlecht preisen und verherrlichen zu hören, wenn man mit seinem Gewißen nicht einstimmen kann. Eine solche unwandelbare und gleichförmige Seele wird vielleicht von kleinen modischen Bewunderern und Anhängern wieder verlassen, aber Seelen, die ihr gleichen, werden sie immer mit Ehrfurcht betrachten. Die Zweige der Eiche dauern jede Jahrszeit aus, wiewohl ihre Blätter im Herbst

abfal-

abfallen; und auch diese grünen aufs neue mit dem wiederkehrenden Frühlinge.

T.

Hundert zehntes Stück. (179)

Von einem Wettstreit im Pfeifen.

Centuriae seniorum agitant expertia frugis:
Celsi praetereunt austera poemata Rhamnes.
Omne tulit punctum, qui miscuit vtile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

HOR.

Ich kann meine Leser unter zwey Hauptklassen bringen, die merkurialischen und die saturninischen. Die erstern machen den lustigen Theil meiner Jünger aus, und verlangen lauter witzige und launige Aufsätze; die andern sind Leute von einer feyerlichern und gesetztern Denkungsart, und finden an nichts Geschmack, als an Moral und gesunder Vernunft. Die erstern nen-

nen alles, was ernsthaft ist, dumm; die letztern finden alles, was spaßhaft ist, abgeschmackt. Wäre ich immer ernst, so würde die eine Hälfte meiner Leser von mir abfallen; wäre ich immer lustig, so würde ich die andre verliehren. Ich bemühe mich daher, Unterhaltungen beiderley Art ausfindig zu machen, und sorge dadurch für das Beste beider Theile vielleicht mehr, als ich thun würde, wenn ich immer nach dem besondern Geschmack des einen von beiden schriebe. Da sie beide nicht im voraus wissen, was ich auftischen werde, so wird der muntre Leser, der mein Blatt in der Absicht sich zu vergnügen in die Hand nimmt, oft unversehens auf eine Reihe ernsthafter und heilsamer Gedanken geleitet; so wie hingegen der Nachdenkliche, der vielleicht etwas Gründliches voll tiefer Bemerkungen zu finden hoffte, sich oft unvermerkt in eine aufheiternde lustige Laune frohlocken läßt. Mit Einem Wort, der Leser setzt sich an meine Tafel hin, ohne etwas vom Küchenzettel zu wissen, und hat daher wenigstens das Vergnügen zu hoffen, es werde sich auch wohl ein Gericht für seinen Gaumen finden.

Ich muß gestehen, wäre ich mir selbst überlassen, so würde ich mehr zu unterrichten, als zu belustigen suchen; aber wenn wir der Welt nützen

wollen, so müssen wir sie nehmen, wie wir sie finden. Schriftsteller von erklärter Ernsthaftigkeit und Strenge, schrecken den freyern, ungebundnern Theil der Menschen ab, ihre Schriften nur anzusehen. Ein Mensch muß schon Tugend in sich haben, ehe er daran geht, einen Seneka oder Epiktet zu lesen. Der bloße Titel: Moralische Abhandlung, hat für sorglose und unbedachtsame Leute schon was finstres und anstößiges.

Aus diesem Grunde finden sich verschiedne gedankenlose Leute bey mir ein, die auf Lehren, welche man ihnen, mit religiösem Ernst oder philosophischer Gravität vortrüge, gewiß nicht achten würden. Sie fassen Grundsätze der Weisheit und tugendhafte Gesinnungen auf, ohne daß sie selbst daran denken; und wenn sie auf solche Art nur zu dem Grade von Ueberlegung gelangen, daß sie geneigt werden, durchgedachtern und ausgearbeitetern Schriften Gehör zu geben, so werde ich meine flüchtigen Betrachtungen nicht für unnütz halten. Ich könnte auch bemerken, daß der Trübsinn, welcher zuweilen die Seele der besten Menschen bewölkt, sehr oft solcher kleinen Reizungen zur Lustigkeit und zum Lachen bedarf, die geschickt sind, die Melancholie zu zerstreuen, und unsre Geistesfähigkeiten in gute Laune zu se-

gen. Diesem werden einige vielleicht noch hinzu- fügen, daß das brittische Klima, mehr als irgend ein andres, Aufheiterungen von dieser Art gewisser Maßen nothwendig macht.

Wenn das, was ich hier gesagt habe, die Abwechselung, die in meinen Blättern herrscht, nicht empfiehlt, so wird es sie doch wenigstens entschuldigen. Ich möchte nicht gern anders lachen, als in der Absicht, zu belehren, oder träfe es sich auch einmahl, daß ich mich in diesem Stück verginge, so soll doch meine Lustigkeit, wenn sie aufhört lehrreich zu seyn, nie aufhören unschuldig zu seyn. Ein gewissenhaftes Verhalten in diesem Punkt hat vielleicht mehr Verdienst, als die meisten Leser sich wohl einbilden. Wüßten sie, wie viel Gedanken einem bey lustiger Laune einfallen, die ein behutsamer Schriftsteller aus Bescheidenheit oder Sittsamkeit unterdrückt; wie viel satirische und scherzhafte Züge sich anbiethen, die gewiß dem gewöhnlichen Geschmack der Menschen gefallen würden, die aber wegen irgend einer entfernten Gefahr, daß sie die Seele derer, die sie lesen, verderben könnten, in der Geburt erstickt werden; wüßten sie, wie viel lieblose Seitenblicke oder Anzüglichkeiten man sorgfältig vermeidet, aus Furcht, dem guten Nahmen eines andern zu

schaden,

schaden, so würden sie gewiß geneigt seyn, gütig von den Schriftstellern zu urtheilen, die sich bemühen unterhaltend zu seyn, ohne der Sittlichkeit zu schaden. Man kann auf diese Schriftsteller folgende Stelle aus Wallern anwenden:

Halb mißt der Dichter den verdienten Preis,
Weil niemand was er klüglich ausstrich weiß.

Wie nichts leichter ist, als mit allen den eben erwähnten Freyheiten ein witziger Kopf zu seyn, so gehört schon etwas Genie und Erfindung dazu, wenn man es ohne dieselben seyn will.

Alles dieß ist nicht nur in Rücksicht auf das Publikum, sondern mit einem Auge auf den besondern Korrespondenten gesagt, der mir nachstehenden Brief geschickt hat, den ich aus diesen Gründen hin und wieder etwas beschnitten habe.

„Mein Herr,

„Ich habe vor kurzem ihr Blatt über einen Wettstreit im Gesichterschneiden gelesen, und kann mich nicht enthalten, Ihnen eine Nachricht von einem Wettstreit im Pfeifen zu geben, womit ich, außer vielen andern, vor etwa drey Jahren zu Bath unterhalten wurde. Der Preis war eine Guinee, die der geschickteste Pfeifer erhalten sollte, das heißt, derjenige, der am hellesten pfeifen, und

sein Stück zu Ende bringen konnte, ohne zu lachen, wozu er während des Pfeifens beständig durch die lächerlichen Posituren eines Hans Wurst gereizt wurde, welcher auf der Bühne stand, und vor den Augen des Virtuosen seine Sprünge und Grimassen machte. Drey Nebenbuhler bewarben sich um den Preis. Der erste war ein Bauer von vielversprechendem Ansehen: seine Gesichtszüge waren fest, und ruheten in einer so unbiegsamen Stupidität, daß jedermann, so bald er sich sehen ließ, die Guinee für verloren gab. Der Pickelhäring fand indeß doch das Mittel, ihn aus seiner Fassung zu bringen; denn da er einen Baurentanz pfiff, tanzte der Possenreißer dazu mit so mannichfaltigen Verdrehungen und Grimassen, daß der Bauer sich nicht enthalten konnte zu lächeln; wodurch er dann sein Pfeifen verdarb, und den Preis verlohr.„

„Der zweyte, welcher die Bühne betrat, war ein gemeiner Bürger von Bath, ein Mann, der sich unter dem geringen Volke dieses Orts durch seine Weisheit und durch seine breite Halskrause auszeichnete. Er spitzte sein Maul mit vieler Gravität, und um sein Gemüth in eine ernsthaftere Fassung zu setzen, fing er die Melodie der Ballade von den Kindern im Walde an. Er hatte

auch

auch schon einen Theil derselben glücklich zurückge- legt, als auf einmahl der witzige Kopf an seiner Seite, der sich eine Zeitlang ganz außerordentlich gravitätisch und aufmerksam bewiesen hatte, ihm einen Klapps auf die linke Schulter gab, und ihm dann mit einem so bezaubernden Grinsen ins Gesicht starrte, daß der Pfeifer seine Fibern in ein kleines Lächeln verzog, und endlich in ein lautes Gelächter ausbrach. Der dritte, welcher den Kampfplatz betrat, war ein Lakey, welcher, dem Hanswurst und allen seinen Künsten zum Trotz, ein Schottisches Lied und eine Italienische Sonate mit einem so gesetzten Gesichte pfiff, daß er, zur großen Bewunderung einiger hundert Personen, die, sowohl als ich, bey dieser öffentlichen Probe von Geschicklichkeit zugegen waren, den Preis davon trug. Nun, mein Herr, halte ich in aller Demuth dafür, (Sie mögen nun in Ansehung der Gesichterschneider beschlossen haben, was Sie wollen) daß die Pfeifer allerdings Aufmunterung verdienen, nicht nur weil ihre Kunst ohne Verzerrung des Gesichts ausgeübt wird, sondern auch weil sie zur Verbesserung der Musik auf dem Lande etwas beyträgt, die Ernsthaftigkeit befördert und gemeine Leute lehrt, Herr über ihr Gesicht zu seyn, und nicht gleich mit Lachen herauszuplatzen,

wenn sie an Vornehmen etwas lächerliches bemerken. Ueberdem scheint dieser Zeitvertreib für Bath besonders angemessen zu seyn, indem ja auch ein Reiter seinem Pferde etwas vorzupfeifen pflegt, wenn er will, daß es sein Wasser lassen soll. Ich bin ꝛc.„

Nachschrift.

„Wenn Sie diese beiden wichtigen Punkte, das Gesichterschneiden und Pfeifen, ins Reine gebracht haben, so hoffe ich, werden Sie die Welt auch mit einigen Betrachtungen übers Gähnen verbinden, so wie ichs am Ende des vorigen Jahrs unter andern Christnachtsspielen in dem Hause eines sehr würdigen Landjunkers gesehen habe, welcher seinen Heuersleuten um diese Zeit des Jahrs allerley Lust zu machen pflegt. Man gähnt da um einen Chesterkäse, und fängt um Mitternacht an, wenn die ganze Gesellschaft schon etwas schläfrig ist. Wer mit der größten Aufsperrung des Mauls, und zugleich so natürlich gähnt, daß er die meisten Zuschauer auch zum Gähnen hinreißt, trägt den Käse nach Hause. Wenn Sie diese Materie gehörig zu behandeln wissen, so zweifle ich nicht Ihr Blatt wird das halbe Königreich zum Gähnen bringen; doch glaube ich, Ihnen versprechen zu können, daß kein Mensch dabey einschlafen wird.“ L.

Hundert

Hundert eilftes Stück. (181)

Von Verheurathung der Kinder wider den Willen der Aeltern.

His lacrymis vitam damus, et miserescimus vltro.

VIRG.

Ein bloß witziger Brief, wäre er auch ein Meisterstück seiner Art, ist mir bey weitem nicht so viel werth, als einer, der die Sprache des Herzens und der Natur redet. Folgender scheint mir von dieser letzten Art zu seyn.

„Mein Herr,

„Unter allen Uebeln und Leiden, die sich in Familien eräugnen, besinne ich mich nicht, daß Sie je etwas über die Verheurathung der Kinder, ohne Einwilligung ihrer Aeltern, gesagt hätten. Ich bin eine von diesen Unglücklichen. Ich war etwa funfzehn Jahr alt, als ich mir die Freyheit nahm, für mich selbst zu wählen; und habe seitdem immer unter der Ungnade eines unerbittlichen Vaters seufzen müssen, der, ungeachtet er

mich

mich im Besitz des besten der Männer glücklich, und mit sehr liebenswürdigen Kindern gesegnet sieht, doch durch nichts in der Welt zu bewegen ist, mir zu verzeihen. Er war vor dieser unglücklichen Begebenheit so gütig gegen mich, daß dieß freylich mein Vergehen gewissermaßen unverzeihlich macht; zu gleicher Zeit aber eine so große Zärtlichkeit in mir gegen ihn erregt, daß ich ihn über Alles liebe, und gern sterben wollte, wenn ich ihn dadurch aussöhnen könnte. Ich habe mich zu seinen Füßen geworfen, und ihm mit Thränen geflehet, mir zu verzeihen: aber er hört mich nicht, und stößt mich immer von sich. Ich habe verschiedne Briefe an ihn geschrieben, aber er will sie nicht einmahl annehmen, geschweige sie lesen. Vor zwey Jahren schickte ich meinen kleinen Sohn, aufs feinste geputzt, zu ihm; aber das Kind kam weinend zurück, weil sein Großpapa, wie es sagte, es nicht sehen wollte, und es hätte aus dem Hause jagen lassen. Meine Mutter habe ich auf meine Seite gebracht, aber aus Furcht meinen Vater aufzubringen, wagt sie es nicht mit ihm von mir zu reden. Vor einem Monathe war er krank, und in Lebensgefahr: diese Nachricht durchbohrte mir das Herz, und ich konnte mich

nicht

nicht enthalten, hinzugehen, und mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Meine Mutter ergriff diese Gelegenheit, für mich zu sprechen: sie sagte ihm unter vielen Thränen, ich sey gekommen, ihn zu sehen, ich könne vor Weinen kein Wort vorbringen, und mein Herz würde mir gewiß brechen, wenn er sich in diesen Umständen weigerte mir seinen Segen zu geben, und sich mit mir auszusöhnen. Er war aber so weit entfernt, sich gegen mich erweichen zu lassen, daß er ihr befahl kein Wort weiter von mir zu sagen, wenn sie ihn nicht noch in seinen letzten Augenblicken stöhren wollte; denn sie müssen wissen, mein Herr, daß er den Ruhm eines rechtschaffenen und gottesfürchtigen Mannes hat, welches mein Unglück um desto größer macht. Gott sey gedankt, daß er jetzt wieder hergestellt ist: aber seine harte Begegnung hat mir einen so herben Stoß versetzt, daß ich bald unter demselben erliegen werde, wenn er sich nicht etwa durch die Lesung dieses Briefes in Ihren Blättern bewegen läßt, mir zu verzeihen."

Ich bin 2c.

Unter allen Herzenshärtigkeiten ist keine so unverzeihlich, als die von Aeltern gegen ihre Kinder.

der. Ein hartnäckiges, unbiegsames, unvergebsames Temperament ist in allen Fällen häßlich: in diesem aber ist es widernatürlich. Die Liebe, die Zärtlichkeit und das Mitleiden, die so leicht gegen die, welche von uns abhangen, in unserm Herzen rege werden, sind gerade das, wodurch die ganze lebendige Welt besteht. Das höchste Wesen breitet, vermöge der überschwenglichen Vortrefflichkeit und Güte seiner Natur, sein Erbarmen über alle seine Werke aus; und weil seine Geschöpfe kein solches freywilliges Wohlwollen und Mitleiden gegen diejenigen haben, die unter ihrer Vorsorge und ihrem Schutze stehen, so hat er ihnen einen Instinkt eingepflanzt, der die Stelle dieser wesentlich eigenthümlichen Güte vertritt. Ich habe diese Art des Instinkts in vorigen Blättern erläutert, und gezeigt, daß er sich durch alle Gattungen von Thieren erstreckt, wie denn wirklich die ganze thierische Schöpfung durch denselben besteht.

Bey den Menschen ist dieser Instinkt allgemeiner und unbeschränkter, als bey den Thieren, weil die Vorschriften der Vernunft und Pflicht ihn erweitern. Denn betrachten wir uns selbst mit Aufmerksamkeit, so werden wir finden, daß wir nicht nur diejenigen zu lieben geneigt sind,

die von uns abstammen, sondern auch eine Art von ϛοϱγη oder natürlicher Neigung, für alles das hegen, was sich in Ansehung seines Wohls und seiner Erhaltung auf uns verläßt. Abhängigkeit ist eine beständige Aufforderung der Menschlichkeit, und ein stärkerer Reiz zur Zärtlichkeit und zum Mitleiden, als jeder andre Bewegungsgrund, welcher Art er auch sey.

Der Mensch also, welcher demungeachtet, irgend einer Leidenschaft oder Erbitterung wegen, diesen mächtigen Instinkt besiegen, und die natürliche Neigung austilgen kann, erniedrigt seine Seele selbst unter das Vieh, vereitelt, so viel an ihm liegt, den großen Zweck der Vorsehung, und reißt einen der göttlichsten Grundtriebe aus, der seiner Natur eingepflanzet ist.

Unter unzähligen Gründen, die ich gegen ein so unvernünftiges und unbilliges Verfahren anführen könnte, will ich mich jetzt nur bey Einem aufhalten. Wir machen es zur Bedingung der göttlichen Vergebung, daß wir Andern vergeben. Selbst in unsern Gebethen verlangen wir nicht mehr, als daß wir nach dieser Art von Wiedervergeltungsrecht behandelt werden. Der Fall also, den wir jetzt vor uns haben, scheint, wie man es nennt, ein **völlig gleichlautender Fall** zu seyn; denn

das

das Verhältniß zwischen dem Kinde und dem Vater kömmt dem Verhältniß zwischen einem Geschöpf und seinem Schöpfer am nächsten. Ist der Vater unerbittlich gegen das Kind, welches sich vergangen hat, sey auch das Verbrechen noch so groß, wie kann er sich an das höchste Wesen unter dem zärtlichen Nahmen eines Vaters wenden, und die Vergebung von ihm verlangen, die er selbst zu ertheilen sich weigert?

Diesem könnte ich noch viele andre Bewegungsgründe, nicht nur aus der Religion, sondern auch aus Rücksichten menschlicher Klugheit hergenommen beyfügen; allein wenn der angeführte nicht wirkt, so verzweifle ich, daß irgend ein andrer etwas ausrichten werde, und will daher dieß Stück mit einer sehr merkwürdigen Geschichte beschließen, die Freher, einer von Deutschlands Geschichtschreibern, erzählt.

Eginhart, Karls des Großen Sekretär, machte sich durch sein Verhalten in diesem Posten ausnehmend beliebt. Seine großen Fähigkeiten erwarben ihm die Gunst seines Herrn und die Achtung des ganzen Hofes. Emma, die Tochter des Kaisers fand so viel Geschmack an seiner Person und seinem Umgange, daß sie sich in ihn verliebte. Da sie eine der größten Schönheiten ihrer Zeit

war

war, so erwiderte Eginhart ihre Liebe mit mehr als gleicher Wärme. Sie unterdrückten ihre Leidenschaft auf eine Zeit lang, aus Furcht vor den gefährlichen Folgen, die sie haben könnte. Endlich entschloß sich Eginhart, lieber Alles zu wagen, als länger ohne eine Person zu leben, an der sein Herz so sehr hing. Er ging daher eines Abends spät zu dem Zimmer der Prinzessinn, klopfte sanft an die Thür, und wurde unter dem Vorwande, daß er im Nahmen des Kaisers etwas mit ihr zu reden habe, eingelassen. Er brachte also den größten Theil der Nacht mit ihr allein zu; da er aber bey Anbruch des Tages wieder weggehen wollte, bemerkte er, daß während seines Aufenthalts bey der Prinzessinn ein starker Schnee gefallen war. Dieß setzte ihn in große Verlegenheit, weil er besorgte, seine Fußstapfen im Schnee möchten dem Kaiser, welcher oft seine Tochter früh Morgens zu besuchen pflegte, etwas verrathen. Er entdeckte der Prinzessinn Emma seine Furcht; und diese beredte ihn, nach einigen Berathschlagungen, daß er sich von ihr auf den Schultern durch den Schnee tragen ließ. Es trug sich zu, daß der Kaiser, welcher die Nacht nicht schlafen konnte, schon aufgestanden war, und in seinem Zimmer auf und nieder ging. Da er nun ans Fenster kam, sah

er, wie seine Tochter unter ihrer Bürde schwankte, und seinen ersten Minister durch den Schnee trug, worauf sie gleich mit größter Eile in ihr Zimmer zurückkehrte. Der Kaiser erstaunte und beunruhigte sich nicht wenig über diesen Vorfall, entschloß sich aber, nicht eher etwas davon zu sagen, als bis sich eine schickliche Gelegenheit fände. Unterdeß faßte Eginhart, der wohl einsah, daß das, was er gethan, nicht lange ein Geheimniß bleiben könnte, den Entschluß, sich vom Hofe zu entfernen, und bat daher den Kaiser, daß er die Gnade haben möchte, ihm seinen Abschied zu geben; wobey er eine Art von Mißvergnügen vorwandte, weil er für seine langen Dienste nicht belohnt worden wäre. Der Kaiser gab ihm keine bestimmte Antwort auf sein Ansuchen, sondern sagte nur, er wollte die Sache überlegen, und bestimmte einen gewissen Tag, da er Bescheid haben sollte. Hierauf ließ er die treuesten seiner Räthe zusammen kommen, entdeckte ihnen Eginharts Verbrechen, und fragte sie um ihre Meinung in einer so kitzeligen Sache. Die meisten erklärten sich dahin, daß der Mann, welcher solcher Gestalt seinen Herrn entehrt hätte, nicht hart genug bestraft werden könne. Am Ende der ganzen Untersuchung aber erklärte der Kaiser, er sey der Meinung,

zung, Eginharts Bestrafung würde die Schande seiner Familie eher vermehren, als vermindern; und er halte es daher fürs rathsamste, das Andenken der That dadurch zu tilgen, daß er ihn mit seiner Tochter verheurathete. Eginhart ward also vorgerufen, und der Kaiser machte ihm bekannt, daß er jetzt nicht länger einen Vorwand haben sollte, sich über schlechte Belohnung seiner Dienste zu beklagen, denn er wollte ihm die Prinzessinn Emma mit einem ihrem Stande angemessenen Brautschatz, zur Gemahlinn geben; welches denn auch bald nachher wirklich geschah.

L.

Hundert zwölftes Stück. (183)

Etwas über die Fabel. Vergnügen und Schmerz, eine Allegorie.

ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,

ἴδμεν δ᾽ εὖτ᾽ ἐθέλωμεν ἀληθέα μυθήσασθαι.

HESIOD.

Fabeln waren die ersten Werke des Witzes, die in der Welt zum Vorschein kamen, und haben

 seit-

seitdem immer, nicht nur in Zeiten der größten Simplicität, sondern auch in den aufgeklärtesten und polirtesten Jahrhunderten, in ausnehmendem Ansehen gestanden. Jothams Fabel von den Bäumen ist die älteste von allen, die noch vorhanden sind, und so schön, als irgend eine, die seitdem gemacht worden. Nathans Fabel von dem armen Manne, ist gleichfalls älter als eine, die wir außer der eben gedachten, noch haben, und that eine so gute Wirkung, daß sie einer guten Lehre Eingang bey einem Könige verschaffte, ohne ihn zu beleidigen, und den Mann nach dem Herzen Gottes zur richtigen Erkenntniß seines Verbrechens und seiner Pflicht zurückbrachte. Aesop lebte in den ältesten Zeiten Griechenlandes; und gleich nach der Entstehung der Römischen Republik, sehen wir, wie ein Aufruhr unter dem Volk durch eine Fabel von dem Bauch und den Gliedern gestillt wird: eine Fabel, die ausnehmend geschickt war, die Aufmerksamkeit eines erbitterten Pöbels anzuziehen, welcher zu derselben Zeit vielleicht jeden in Stücken zerrissen haben würde, der ihm dieselbe Lehre auf eine unverhüllte und direkte Art gepredigt hätte. Ungeachtet nun die Fabeln in der ersten Kindheit der Wissenschaften ihren Ursprung nahmen, so blüheten sie doch nie mehr,

als

als wann die Gelehrsamkeit ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Zum Beweise dieses Satzes will ich meine Leser nur an den Horaz, den witzigsten Kopf und größten Kunstrichter in dem Zeitalter des Augustus, und an Boileau, den korrektesten Dichter unter den Neuern, erinnern; des la Fontaine nicht zu gedenken, der sich durch seine reizende, naive Art zu erzählen zum Lieblingsschriftsteller unsrer Zeiten gemacht hat.

Die Fabeln, deren ich hier erwähnt habe, sind alle von Thieren und Pflanzen hergenommen, unter welche man dann und wann auch Menschen, wenn die Moral es so erforderte, gemischt hat. Außer dieser Art von Fabeln aber gibt es noch eine andre, wo Leidenschaften, Tugenden, Laster, und andre dergleichen eingebildete Wesen die handelnden Personen sind. Einige alte Kunstrichter wollen behaupten, Homers Iliade und Odyssee wären Fabeln dieser Art; und die verschiednen Nahmen von Göttern und Helden wären nichts anders, als Gemüthsbeschaffenheiten, in sichtbare Gestalt und Charakter gebracht. So sagen sie, zum Beyspiel, Achilles, im ersten Buch der Iliade, stelle den Zorn, oder den irascibeln Theil der menschlichen Natur vor; da, wo er in öffentlicher Versammlung sein Schwerdt gegen seinen Obern

 zieht,

zieht, sey Pallas nur ein andrer Nahme für die Vernunft, die ihn bey der Gelegenheit zurückhalte, und eines bessern belehre; und sie berühre ihm, gleich bey ihrer Erscheinung, den Kopf, weil dieser Theil des Menschen für den Sitz der Vernunft gehalten wird. Und so mit dem Uebrigen des Gedichts. Was die Odyssee betrifft, so scheint es mir klar, daß Horaz sie für eine solche allegorische Fabel gehalten, weil er die Moral verschiedner Theile derselben erklärt. Die größten Genies der Italiener haben sich in dieser letztern Art von Fabeln hervorgethan; so wie auch Spensers Feyenköniginn, vom Anfang bis zu Ende dieses bewundernswürdigen Werks, eine ununterbrochene Reihe derselben ist. Sehen wir uns in den feinsten prosaischen Schriftstellern des Alterthums um, im Plato, Xenophon, Cicero und vielen andern, so werden wir finden, daß dieß gleichfalls ihre Lieblingsart von Fabeln war. Ich will nur ferner hierbey bemerken, daß die erste Fabel dieser Art, welche sich berühmt gemacht hat, die vom Herkules in Gesellschaft der Wollust und Tugend ist, welche Prodikus erfand, der noch vor dem Sokrates, und in der ersten Morgendämmerung der Philosophie lebte. Er pflegte bloß auf Empfehlung dieser Fabel in Griechenland

herum-

herumzureisen, und sie verschaffte ihm in allen Städten und Flecken eine gute Aufnahme, wo er nie sie zu erzählen ermangelte, so bald sich eine Anzahl Zuhörer um ihn versammelt hatte.

Nach dieser kurzen, und aus den Materialien, welche mein Gedächtniß mir jetzt eben darbiethet, zusammengesetzten Vorrede zu einer Fabel dieser Art, womit ich heute den Leser zu unterhalten gedenke, muß ich erst kürzlich erzählen, was mich dazu veranlaßt hat.

In der Nachricht, die Plato uns von den Unterredungen und dem Betragen des Sokrates an dem Morgen da er sterben sollte gibt, erzählt er folgenden Umstand.

Als man dem Sokrates die Fesseln abgenommen hatte, (wie an dem Tage der Hinrichtung eines Verurtheilten immer zu geschehen pflegte) und er mitten unter seinen Schülern saß, schlug er ganz gleichgültig und unbekümmert sein eines Bein über das andre, und rieb sich dasselbe an der Stelle, wo es von dem Eisen gedrückt war; und bemerkte, es sey nun, daß er seine Gleichgültigkeit bey dem Gedanken des bevorstehenden Todes zeigen wollte, oder weil er, wie gewöhnlich, jede Gelegenheit ergriff, über irgend eine nützliche Materie zu philosophiren, kurz, er bemerkte, wie

angenehm die Empfindung sey, welche jetzt gerade in den Theilen seines Beins entstünden, die ihn noch eben wegen der Fesseln so sehr geschmerzt hätten. Hierauf stellte er über die Natur des Vergnügens und des Schmerzens überhaupt, und wie unveränderlich immer eins auf das andre folge, Betrachtungen an; und setzte am Ende hinzu, wenn ein geschickter Fabeldichter die Natur des Vergnügens und Schmerzens durch diese Art von Dichtung vorstellen wollte, so würde er sie vermuthlich solcher Gestalt mit einander verbinden, daß keins von beiden anders, als in Begleitung des andern, irgendwo erscheinen könnte.

Es ist möglich, daß Plato, wenn er es für schicklich gehalten hätte, den Sokrates an diesem Tage sich weitläuftiger über eine Materie unterhalten zu lassen, die auf die bevorstehende wichtige Angelegenheit keine Beziehung hatte, diesen Wink benutzt, und eine schöne Allegorie oder Fabel darauf gebauet haben würde. Da er dieß aber nicht gethan hat, so wage ich es selbst eine in dem Geist dieses göttlichen Schriftstellers zu versuchen.

Lust und Schmerz.

„Es gab einst zwey Familien, die vom Anfange der Welt her einander so sehr entgegen

waren,

waren, als Licht und Finsterniß. Die eine derselben lebte im Himmel, und die andre in der Hölle. Die jüngste Tochter der erstern war Lust, eine Tochter der Glückseligkeit, der Tochter der Tugend, die ein Kind der Götter war. Diese, wie gesagt, hatten ihre Wohnung im Himmel. Der jüngste Sohn der entgegengesetzten Familie war Schmerz, ein Sohn des Elends, des Sohnes des Lasters, welches von den Furien erzeugt war. Die Wohnung dieser Brut war in der Hölle.„

„Die mittlere Region der Natur zwischen diesen beiden entgegengesetzten Enden war die Erde; sie wurde von Geschöpfen einer mittlern Art bewohnt, die weder so tugendhaft waren, als jene, noch so lasterhaft, als diese, sondern etwas von den guten und bösen Eigenschaften dieser beiden entgegengesetzten Familien an sich hatten. Jupiter, welcher bedachte, daß diese Geschöpfe, die man gemeiniglich Menschen nennt, zu tugendhaft wären, um elend, und zu lasterhaft, um glücklich zu seyn, gab, um einen Unterschied zwischen den Guten und den Bösen zu machen, den beiden jüngsten Abkömmlingen obgedachter Familien, der Lust, der Tochter der Glückseligkeit, und dem Schmerz, dem Sohne des Elendes,

Befehl, in diesem Gebieth der Natur, welches auf dem halben Wege zwischen ihnen lag, zusammenzukommen, und versprach es ihnen zum Eigenthum, wenn sie nur über die Theilung desselben, so daß jede von ihnen eine besondre Hälfte des Menschengeschlechts beherrschte, einig werden könnten.„

„Lust und Schmerz waren nicht so bald in ihrer neuen Wohnung angekommen, als sie sich schon darüber vereinigten, daß Lust von dem tugendhaften und Schmerz von dem lasterhaften Theil des ihnen übergebenen Geschlechts Besitz nehmen sollte. Da sie nun aber untersuchten, wem von ihnen beiden jeder einzelne Mensch angehöre, fanden sie, daß jede ein Recht auf ihn hatte; denn es verhielt sich hier ganz anders, als in ihren vormahligen Wohnsitzen: keiner war so lasterhaft, daß er nicht etwas Gutes, und keiner so tugendhaft, daß er nicht etwas Böses an sich gehabt hätte. In der That fanden sie bey genauer Untersuchung fast immer, daß die Lust, selbst bey dem allerlasterhaftesten Menschen, auf den hundertsten Theil seines Lebens Anspruch machen, und der Schmerz, selbst bey den allertugendhaftesten, wenigstens zwey Drittheile einnehmen könne. Dieß, sahen sie, würde endlose Streitigkeiten zwi-

schen

schen ihnen veranlassen, wofern sie nicht irgend einen gütlichen Vergleich darüber träfen. Zu diesem Ende ward eine Heurath zwischen ihnen vorgeschlagen, und auch endlich wirklich geschlossen. Daher kömmts, daß Lust und Schmerz so treue Gefährten sind, und daß sie entweder ihren Besuch zusammen abstatten, oder sich doch nie weit von einander befinden. Kömmt der Schmerz in ein Herz, so folgt die Lust ihm auf dem Fuße nach; und stellt die Lust sich ein, so kann man sicher schließen, daß der Schmerz nicht fern ist.„

„Ungeachtet aber diese Heurath für beide Parteyen sehr bequem war, so that sie doch der Absicht, warum Jupiter sie unter die Menschen geschickt hatte, nicht Genüge. Um dieser Inkonvenienz abzuhelfen, ward ein besonderer Vertrag zwischen ihnen geschlossen, und durch beide Familien bestätigt, daß, ungeachtet sie hier das menschliche Geschlecht ohne Unterschied im Besitz hätten, doch jeder einzelne Mensch nach seinem Tode, wenn sichs fände, daß er eine gewisse Portion von Bösem an sich hätte, mit einem Paß vom Schmerz in die Regionen der Hölle abgefertigt werden sollte, um daselbst mit dem Elende, dem Laster und den Furien zu wohnen. Hätte er aber im Gegentheil eine gewisse Portion von Gutem an sich, so sollte

er

er mit einem Paß von der Lust in den Himmel geschickt, und in die ewige Gesellschaft der Tugend, der Glückseligkeit und der Götter aufgenommen werden."

L.

Hundert dreyzehntes Stück. (184)

Von einem Schläfer für Geld.

— Opere in longo fas est obrepere somnum.

Hor.

Hat man einmahl eine neue Ader von Scherz entdeckt, so führt sie einen oft weiter, als man erwartete. Meine Korrespondenten fassen manchen Einfall auf, den ich hinwerfe, dieser bringt sie auf Betrachtungen, woran ich anfangs gar nicht gedacht hatte. Dieß ist auch das Schicksal meines Blatts über den Wettstreit im Gesichterschneiden, welches bereits ein andres Blatt über ähnliche Materien hervorgebracht, und mir mit der letzten Post folgenden Brief verschafft hat. Ich will zur Einleitung desselben nichts weiter sagen, als daß er sich auf ein wahres Faktum gründet.

„Mein

„Mein Herr,

„Sie haben sich die Welt bereits durch eine Abhandlung übers Gesichterschneiden verbunden, und sind seitdem zum Pfeifen fortgegangen, von dem sie zuletzt aufs Gähnen kamen. Von diesem, dünkt mich, wäre nun ein sehr natürlicher Uebergang aufs Schlafen. Ich empfehle Ihnen daher zum Inhalt einer Ihrer Blätter folgendes Avertissement, welches vor zwey Monathen in der ganzen Stadt ausgetheilt wurde, und auch mit einigen Zusätzen in dem täglichen Kourant vom 9ten August zu lesen ist.„

„**Nikolaus Hart, welcher im vorigen Jahr im St. Bartholomäi-Hospital schlief, gedenkt dieß Jahr im Hahn und der Flasche in Kleinbrittannien zu schlafen.**„

„Da ich mich seitdem nach dieser Sache erkundigt habe, so höre ich, daß gedachter Nikolaus Hart jährlich von einem periodischen Schlaf befallen wird, welcher am 5ten August seinen Anfang nimmt, und sich am 11ten desselben Monaths endigt; nähmlich

Am 1ten des Monaths ward er etwas dämisch;

Am 2ten war er schläfrig und träge;

Am 3ten gähnte er beständig;

Am

Am 4ten fing er an zu nicken;
Am 5ten schlief er ein;
Am 6ten hörte man ihn schnarchen;
Am 7ten warf er sich im Bette herum;
Am 8ten warf er sich wieder in seine vorige Lage;
Am 9ten fing er an sich zu recken;
Am 10ten um Mitternacht erwachte er;
Am 11ten des Morgens forderte er etwas Dünne-Bier.

„Diese Nachricht ist aus dem sehr genauen Tagebuch, welches ein gewisser Herr in Linkoln's Inn, der eine Biographie dieses Schlafhelden zu schreiben gedenkt, über ihn gehalten hat. Ich theile sie Ihnen nicht nur deswegen mit, weil sie die Handlungen des Nikolaus Hart enthält, sondern weil sie ein sehr natürliches Gemählde von dem Leben manches braven und achtbaren Engländers enthält, dessen ganze Geschichte sehr oft aus Gähnen, Nicken, Recken, Herumwerfen, Schlafen, Trinken, und dergleichen außerordentlichen Merkwürdigkeiten besteht. Ich zweifle nicht, mein Herr, Sie könnten, wenn Sie Lust hätten, von verschiednen ganz angesehenen Männern ein ähnliches Avertissement, als das angeführte, bekannt machen; daß nähmlich Herr John der und der,

oder Herr Thomas der und der, welcher im vorigen Sommer auf dem Lande geschlafen, diesen Winter in der Stadt zu schlafen gedenke. Das Schlimmste dabey ist nur, daß der schläfrige Theil unsres Geschlechts vornähmlich aus sehr ehrlichen gutmüthigen Herren besteht, die ganz ruhig unter ihren Nachbarn leben, ohne je im geringsten den öffentlichen Frieden zu stöhren: sie sind Hummeln ohne Stachel. Ich wünschte sehr, daß verschiedne aufrührische, rastlose und ehrgeizige Köpfe einmahl auf eine Zeit lang mit diesen guten Leuten umwechselten, und in Nikolaus Harts Brüderschaft träten. Könnte man nur einige wenige unruhige Köpfe, die ich wohl nennen könnte, vom bevorstehendem ersten November bis zum ersten May einschläfern, so bin ich gewiß versichert, es würde nicht nur einzelnen Personen sehr zur Ruhe, sondern auch dem ganzen Staat zum Vortheil gereichen.„

„Um aber wieder auf Nikolaus Hart zu kommen, so glaube ich, mein Herr, Sie werden es für etwas ganz außerordentliches halten, daß ein Mensch sein Brodt durch Schlafen verdienen, und daß Ruhen Jemanden eben so gut Unterhalt verschaffen könne, als Arbeiten; doch ist nichts gewisser, als daß Nikolaus Hart im vorigen

tigen Jahr so viel verdiente, daß er bis jetzt bequem davon leben konnte. Man sagt auch, er habe in diesem Jahr wieder einen sehr erquickenden Schlaf gehabt. Die Poeten thun sehr groß damit, daß sie auf dem Parnasse schlafen; aber noch nie habe ich gehört, daß sie einen Dreyer damit verdient haben. Da hingegen verdient unser Freund Niklas mehr durch Schlafen, als er durch Arbeiten zu verdienen im Stande wäre, und man kann viel eigentlicher von ihm, als je vom Homer sagen, daß er goldne Träume gehabt habe. Juvenal gedenkt freylich eines schläfrigen Ehemannes, der sich durch Schnarchen ein Vermögen erwarb; aber dann schlief er doch, wie der gemeine Mann es nennt, nur einen Hundeschlaf; oder schlief er auch wirklich, so war seine Frau doch wach, und desto fleißiger. Ihre Feder, die gern über alle Gegenstände moralisirt, könnte, dünkt mich, auch aus diesem Umstande wohl etwas machen, und Gelegenheit daraus nehmen, uns die Klasse von Leuten zu schildern, die, anstatt durch eine ehrliche Industrie reich zu werden, sich der Gunst der Großen dadurch empfehlen, daß sie gefällige Gesellschafter abgeben, und an allen ihren Schwelgereyen und Wollüsten Antheil nehmen.

„Ich

„Ich muß Ihnen ferner melden, daß eine der angesehensten Federn in Grubstreet jetzt damit beschäftigt ist, den Traum dieses wunderbaren Schläfers zu schreiben, der, wie ich höre, von mehr als gewöhnlicher Länge seyn wird, da er alle die besondern Umstände enthalten muß, die, wie man annehmen kann, während eines so langen Schlafs in seiner Einbildungskraft vorgegangen seyn müssen. Er soll bereits mit drey Tagen und drey Nächten desselben fertig seyn, und in denselben die merkwürdigsten Dinge aus den vier ersten Monarchien der Welt zusammengefaßt haben. Kann er sich nur enthalten, Parteyhiebe auszutheilen, so wird sein Werk vielleicht nicht ohne Nutzen seyn; hieran aber zweifle ich sehr, da einer seiner Freunde und Vertrauten mich versichert hat, daß er hin und wieder vom Nimrod gar zu frey gesprochen.

„Ich bin ꝛc.

L.

Hundert vierzehntes Stück. (185)

Ueber die Zeloten des Aberglaubens und Unglaubens.

— Tantaene animis coelestibus irae?

VIRG.

In keinem Dinge hintergehen die Menschen sich mehr, als in dem was die Welt Religionseifer nennt. So mancherley Leidenschaften verstecken sich hinter demselben, so manches Unheil entspringt daraus, daß einige gar behauptet haben, es würde ein Glück fürs menschliche Geschlecht gewesen seyn, wenn er nie in das Verzeichniß der Tugenden aufgenommen worden wäre. Gewiß ist, daß er gegen Einmahl, wo er löblich und klug ist, hundertmahl strafbar und unvernünftig ist; und dieß kann nicht wohl anders seyn, wenn wir bedenken, daß er sich in allen Religionen, so entgegengesetzt sie auch einander seyn mögen, und in allen Unterabtheilungen jeder Religion besonders, mit gleicher Gewaltsamkeit äußert.

Einige

Einige Jüdische Rabbinen sagen, ein Religionsstreit habe den ersten Mord veranlaßt; und hätten wir die ganze Geschichte des Religionseifers, von Kains Zeiten bis auf den heutigen Tag, so würden wir sie so voll von Mord und Blutvergießen finden, daß ein Weiser sich gewiß sorgfältig hüten würde, durch ein solches Principium, wenn es bloß Meinungs- und Spekulationssachen zum Gegenstande hat, sich lenken zu lassen.

Ich wünschte, daß jeder Eiferer sein Herz von Grund aus erforschte: er würde dann, vermuthlich, oft finden, daß das, was er Eifer für seine Religion nennt, entweder Stolz, oder Eigennutz, oder Lieblosigkeit ist. Ein Mensch, der andrer Meinung ist, als ein Andrer, setzt sich in seinem Urtheil über ihn hinaus, und glaubt in verschiednen Stücken weiser zu seyn, als er. Dieß ist große Beleidigung für den Stolzen, und gibt dem, was er seinen Religionseifer nennt, eine sehr schneidende Schärfe. Daß dieß sehr oft der Fall sey, erhellet aus dem Betragen einiger der eifrigsten Orthodoxen, die oft in großer Freundschaft und Vertraulichkeit mit lasterhaften unmoralischen Menschen leben, wofern sie nur in Glaubenssachen gleicher Meinung mit ihnen sind. Die Ursach ist, weil der lasterhafte Rechtgläubige dem

Tugendhaften den Vorzug gibt und eingesteht, daß der gute Christ der würdigere Mann sey, ungeachtet er selbst, es nicht zu seiner Vollkommenheit bringen kann. Ein Beyspiel hievon gibt uns die abgedroschene Stelle, die wir fast in jedem System der Moral, wiewohl bey andrer Gelegenheit, angezogen finden:

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

Ovid.

— Das Bessere seh' ich mit Beyfall,
Und dem Schlimmern folg' ich. —

Nichts ist hingegen gewisser, als daß wir, wenn unser Religionseifer wahrer und echter Art wäre, über einen Sünder weit mehr zürnen würden, als über einen Ketzer; da es verschiedne Fälle gibt, die den letztern vielleicht vor seinem großen Richter entschuldigen werden, aber keinen, der den erstern entschuldigen kann.

Eigennutz ist gleichfalls ein schlimmer Anhetzer, welcher die Menschen, unter dem Anstrich des Religionseifers, zur Verfolgung reitzt. Aus diesem Grunde finden wir, daß keiner williger ist, den wahren Glauben durch Feuer und Schwerdt auszubreiten, als der, welcher gleich seine Rechnung dabey findet. Doch ich will hier das Wort Eigennutz in einer weitläuftigern Bedeutung neh-

men

men, als die gewöhnliche ist, in so fern es sich nähmlich auf unsre geistliche sowohl, als auf unsre zeitliche Sicherheit und Wohlfahrt bezieht. Wir freuen uns, eine Menge von Anhängern auf unsrer Seite zu haben, da uns dieß in unsern Privatmeinungen desto mehr bestärkt. Jeder Proselyt ist gleichsam ein neues Argument zum Beweise unsers Glaubens. Wir bilden uns dann ein, unsre Grundsätze seyen sehr überzeugend, und sie müßten um desto ungezweifelter wahr seyn, da sie der Vernunft Andrer eben so wohl, als unsrer eignen einleuchten. Und daß diese Denkungsart oft Jemanden täuscht und zum Eifer für seine Meinungen verführt, erhellet aus dem gewöhnlichen Verhalten des Atheisten, welcher seine Meinungen mit eben so großer Hitze behauptet und auszubreiten sucht, als die, welche sich einbilden, sie thun es blos aus Wärme für die Ehre Gottes.

Lieblosigkeit ist eine andre fürchterlichere Nachahmerinn des Religionseifers. Mancher gute Mensch kann doch eine natürliche Feindseligkeit und Schadenfreude im Herzen hegen, die zwar einigermaßen durch die Religion gebändigt und unterdrückt worden; aber doch, so bald sie einen Vorwand zum Ausbruch findet, welcher ihr mit den Pflichten eines Christen nicht zu streiten scheint,

 allen

allen Zwang abwirft, und in aller ihrer Wuth raset. Religionseifer ist daher eine große Beruhigung für einen bösherzigen Menschen, indem er ihn überredt, er thue Gott einen Dienst, unterdeß er den Hang eines verkehrten, rachsüchtigen Gemüths befriedigt. Aus diesem Grunde finden wir denn, daß die meisten Blutbäder und Verwüstungen, die in der Welt angerichtet werden, aus einem wüthenden vorgeblichen Religionseifer ihren Ursprung genommen haben.

Ich liebe den Mann, der für eine gute Sache eifert, besonders, wenn sein Eifer die Beförderung der Sittlichkeit und der Wohlfahrt des Menschengeschlechts zum Zweck hat. Aber sehe ich, daß die Werkzeuge, deren er sich bedient, Galgen und Rad, Galeeren und Kerker sind; legt er Menschen in Fesseln, zieht ihre Güter ein, bringt ihre Angehörigen an den Bettelstab, und verbrennt den Körper um die Seele zu retten, so stehe ich keinen Augenblick an, von einem solchen (er halte nun selbst von seinem Glauben und seiner Religion, was er wolle) zu behaupten, daß sein Glaube eitel und seine Religion nichts nütze ist.

Nach dieser kurzen Betrachtung über die falschen Zeloten in der Religion, kann ich mich nicht enthalten, einer monstruösen Art von Menschen

zu

zu gedenken, deren Existenz man kaum für möglich halten würde, stießen sie einem nicht täglich in Gesellschaften auf; ich meine die Zeloten im Atheismus. Man sollte sich einbilden, diese Leute, so sehr sie auch, in jeder andern Rücksicht, hinter den Bekennern der Religion zurückbleiben, würden sie sie doch wenigstens in diesem Stück übertreffen, und von diesem einzigen Fehler ganz frey seyn, der bloß aus einer unbesonnenen Religionswärme zu entspringen scheint. Aber so ists: man sucht den Unglauben mit so großer Wuth und Hitze, Zorn und Erbitterung auszubreiten, als ob die Seligkeit des Menschengeschlechts davon abhinge. Diese Art von Zeloten ist so lächerlich und verkehrt, daß man wahrlich nicht weiß, wo man Farben finden soll, sie nach Gebühr zu schildern. Sie sind Spieler, die immer toben und schäumen, ungeachtet sie um Nichts spielen. Sie quälen beständig ihre Freunde, zu ihnen überzugehen, wiewohl sie zugleich gestehen, daß Keiner von ihnen das geringste bey dem Handel gewinnen wird. Kurz, der Eifer für die Ausbreitung des Atheismus ist, wo möglich, noch ungereimter, als der Atheismus selbst.

Da ich dieses unerklärlichen Eifers, den man bey Atheisten und Ungläubigen findet, erwähnt habe, so muß ich ferner bemerken, daß sie auch

ganz sonderbarer Weise von dem Geist der Bigotterie besessen sind. Sie hangen fest an Meinungen voller Widerspruch und Unmöglichkeit, und betrachten doch zugleich die kleinste Schwierigkeit in einem Glaubensartikel als einen hinreichenden Grund, ihn zu verwerfen. Begriffe, die der gesunden Vernunft der Menschen einleuchten, die mit dem Gefühl aller Zeiten und Völker übereinstimmen, ihrer offenbaren Abzweckung zu Beförderung der Wohlfahrt der Gesellschaften oder einzelner Personen nicht zu gedenken, werden als Irrthümer und Vorurtheile ausgezischt; und Systeme an ihrer Statt aufgestellt, die ganz ungeheuer und unvernünftig sind, und nur von der unsinnigsten Leichtgläubigkeit angenommen werden können. Gern möchte ich einen dieser bigotten Ungläubigen fragen: Gesetzt, man nähme alle Hauptlehren des Atheismus an, als da sind, die zufällige Entstehung oder ewige Existenz der Welt, die Materialität einer denkenden Substanz, die Sterblichkeit der Seele, die durch ein Ungefähr entstandne Organisation des Körpers, die Bewegungen und die Gravitation der Materie, und was dergleichen mehr ist, fügte sie, so gut man könnte, zusammen, und machte daraus den Meinungen der berufensten Atheisten gemäß, eine Art von Glaubens-

bekennt-

bekenntniß; gesetzt, sage ich, man wollte ein solches Glaubensbekenntniß annehmen und irgend einem Volk in der Welt aufdringen: würde nicht ein unendlich grösseres Maß von Glauben dazu gehören, als zu irgend einem der christlichen Symbole, die sie mit solcher Hitze bekämpfen? Ich gebe also diesem beißigen Gezüchte sowohl zu ihrem eignen als zum gemeinen Besten, den wohlmeinenden Rath, wenigstens so einstimmig mit sich selbst zu handeln, daß sie nicht von Eifer für Irreligion und von Bigotterie für Unsinn entbrennen.

C.

Hundert funfzehntes Stück. (186)

Weitere Ausführung der vorigen Materie.

Coelum ipsum petimus stultitia. —

Hor.

Da ich gestern Abend zu Hause kam, fand ich einen Brief von meinem würdigen Freunde, dem Geistlichen, von dem ich in andern Blättern schon einige Nachricht gegeben habe. Er sagt mir, der letztere Theil meiner gestrigen Betrachtungen habe

 ihm

ihm besonders gefallen; und legt zugleich folgenden Versuch bey, den er mich als eine Fortsetzung meines Aufsatzes bekannt zu machen bittet. Er enthält, dünckt mich, theils ganz neue, theils zwar schon vorhin gemachte, aber doch jetzt in ein stärkeres Licht gesetzte Bemerkungen.

„Ein Gläubiger verdient selbst bey dem verstocktesten Atheisten Entschuldigung, wenn er sich Mühe gibt, ihn zu bekehren, weil ers in Absicht auf ihren beiderseitigen Vortheil thut. Der Atheist aber, der einen Gläubigen zu gewinnen sucht, handelt ganz unverantwortlich, weil er nicht die Absicht hat, weder sich selbst, noch dem Gläubigen, durch eine solche Bekehrung den geringsten Nutzen zu schaffen.„

„Die Aussicht auf ein künftiges Leben ist der verborgene Trost, die innere Erquickung meiner Seele; sie gibt der ganzen Natur um mich her eine heitre, frohe Gestalt; sie verdoppelt alle meine Freuden, und stärkt mich unter allen meinen Trübsalen. Auf Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle, Schmerz und Krankheit, ja auf den Tod selbst, und, was noch schlimmer als der Tod ist, auf den Verlust derer, die mir das Theureste in der Welt sind, kann ich mit Gleichgültigkeit herabsehen, so lange ich die Freuden der Ewigkeit und jenen

seligen

seligen Zustand vor Augen habe, wo weder Furcht noch Sorgen, weder Schmerz noch Gram, weder Krankheit noch Trennung, mehr seyn wird. Warum will doch Jemand so unverschämt dienstfertig seyn, mir zu sagen, alles dieß sey bloß Wahn und Täuschung? Ists etwa edel und löblich, ein Ueberbringer böser Nachrichten zu seyn? Täuscht mich ein bloßer Traum, so lasse man ihn mir doch, weil er mich zugleich glücklicher und besser macht.„

„Die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht, wie ich einem Menschen trauen könnte, der weder Himmel noch Hölle, oder, in andern Worten, keinen zukünftigen Zustand der Belohnung und Strafe, glaubt. Nicht bloß die natürliche Selbstliebe, sondern auch die Vernunft räth uns, unsern eignen Vortheil vor allen andern Dingen zu befördern. Nun kann ein Gläubiger nie seinen Vortheil dabey haben, wenn er mir Schaden thut, weil er versichert ist, daß er, beym Abschluß der Rechnung, gewiß dabey verliehren wird. Vielmehr, wenn er bey seinem Verhalten gegen mich auf seine eigne Wohlfahrt Rücksicht nimmt, wird dieß ihn antreiben, mir alles mögliche Gute zu thun, und zugleich ihn abhalten, mir das geringste Unrecht zuzufügen. Ein Ungläubiger handelt

nicht

nicht als ein vernünftiges Geschöpf, wenn er mir, seinem gegenwärtigen Interesse zuwider, gefällig ist, oder mir nicht schadet, wenn es zu seinem gegenwärtigen Vortheil gereichen würde. Ehre und Gutherzigkeit können ihm vielleicht wohl die Hände binden; allein, wie diese durch Vernunft und Grundsätze erst recht gestärkt werden würden, so sind sie ohne dieselben bloße Instinkte, oder schwankende, unbestimmte Begriffe, die auf keinem sichern Grunde ruhen.„

„Man hat seit einigen Jahren den Unglauben mit so großem Glück angegriffen, daß er alle seine Außenwerke hat räumen müssen. Der Atheist fand seinen Posten nicht länger haltbar, zog sich daher zum Deismus zurük, und verwirft jetzt bloß die geoffenbarte Religion. Die Wahrheit aber ist, diese Klasse von Menschen besteht meist aus solchen, die, aus Mangel einer tugendhaften Erziehung, oder gehöriger Untersuchung der Gründe für die Religion, so wenig verstehen, worauf es eigentlich ankömmt, daß ihr Unglaube nur ein andrer Nahme für ihre Unwissenheit ist.„

„Wie nun Thorheit und Unbesonnenheit die Gründe des Unglaubens sind, so sind die großen Säulen und Stützen desselben entweder die Eitelkeit, weiser als andre Menschen scheinen zu wollen,

oder

aber die Großthuerey, daß man den Muth habe, die Schrecknisse einer künftigen Welt zu verachten, welche auf schwächere Seelen (wie sie sie zu nennen belieben) einen so großen Einfluß haben; oder endlich der Widerwille gegen einen Glauben, der ihnen so viele jener Vergnügungen, deren sie noch zu genießen wünschen, untersagen, und sie mit Gewissensangst wegen vieler der bereits genossenen erfüllen würde.

„Die angenommenen Hauptartikel der christlichen Religion sind durch das Ansehen der göttlichen Offenbarung, welche sie den Menschen mitgetheilt hat, so klärlich bewiesen worden, daß Jeder, wer Ohren hat zu hören, und Augen zu sehen, nothwendig von ihrer Wahrheit überzeugt werden muß. Wäre es aber auch möglich, daß sich einige Irrthümer im christlichen Glauben befänden, so sehe ich doch schlechterdings nicht, was für üble Folgen die Annahme desselben irgend haben könnte. Die großen Lehren von der Menschwerdung und den Leiden unsers Erlösers, wirken natürlicher Weise solche tugendhafte Neigungen und Fertigkeiten in der Seele des Menschen, daß, wäre es uns auch möglich, darin zu irren, doch der Ungläubige selbst wenigstens gestehen muß, kein andres Religionssystem könne zur

Erhö-

Erhöhung der Moralität so wirksam beytragen. Diese Lehren geben uns die größten Ideen von der Würde der menschlichen Natur, und von der Liebe des höchsten Wesens für seine Geschöpfe, und treiben uns also zum höchsten Eifer in der Ausübung unsrer Pflichten gegen unsern Schöpfer, unsern Nächsten und uns selbst. Wie viel erhabne Beweisgründe schöpft nicht Paulus aus den Hauptartikeln unsrer Religion zur Beförderung der Moralität in ihren drey Hauptzweigen? Um nur ein einziges Beyspiel jeder Art zu geben: Was kann wohl ein stärkerer Bewegungsgrund zum festen, zuversichtlichen Vertrauen auf die Barmherzigkeit unsers Schöpfers seyn, als daß er seinen Sohn dahingegeben hat, für uns zu leiden? Was kann uns stärker antreiben, selbst den geringsten der Menschen zu lieben und hochzuachten, als der Gedanke, daß Christus für ihn starb? Oder was kann uns geneigter machen, aufs sorgfältigste über die Reinigkeit unsrer Herzen zu wachen, als daß wir Glieder Christi, und ein Theil der Gesellschaft sind, von welcher diese unbefleckte Person das Haupt ist? Doch dieß ist blos eine kleine Probe jener bewundernswürdig kräftigen Aufmunterungen zur reinsten Moralität, die der Apostel aus der Geschichte unsers hochgelobten Erlösers geschöpft hat."

„Betrachteten unsre neuern Ungläubigen diese Dinge mit der Ehrlichkeit und dem Ernst, die sie verdienen, so würden sie wahrlich nicht mit solcher Bitterkeit, übermüthigen Frechheit und Bosheit zu Werke gehen; sie würden nicht solche unbedeutende Sophistereyen, Zweifel und Bedenklichkeiten vorbringen, die sich gegen alles, was keiner mathematischen Demonstration fähig ist, aufwerfen lassen, um den Verstand der Unwissenden irre zu machen, die öffentliche Ruhe zu stöhren, die Moralität über einen Haufen zu werfen, und alles in Unordnung und Verwirrung zu stürzen. Vermögen alle diese Betrachtungen nichts über sie, so gibt es noch eine, die vielleicht eher etwas vermag, weil sich ihre Eitelkeit dabey interessirt findet, welche sie doch mehr, als ihre Vernunft, zu leiten scheint. Ich wünschte also, sie bedächten, daß die weisesten und besten Menschen zu allen Zeiten die gewesen, welche der Religion ihres Landes gemäß lebten, in so fern sie nichts darin fanden, was der Moralität und ihren besten Begriffen von der göttlichen Natur zuwider war. Des Pythagoras erste Regel gebiethet uns, die Götter so zu verehren, wie das Gesetz es verordne; denn dieß ist die natürlichste Auslegung dieser Vorschrift. Sokrates der berühmteste unter den Heiden, beides

an

an Weisheit und Tugend, bittet in seinen letzten Augenblicken einen seiner Freunde, dem Aesku-lap einen Hahn zu opfern, ohne Zweifel aus unterwürfiger Deferenz gegen die herrschende Religion seines Landes. Xenephon erzählt: Cyrus, welchen er als ein Muster von Vollkommenheit vorstellt, habe, als er fühlte, daß sein Ende sich nahe, auf den Gebirgen dem Persischen Zevs und der Sonne, der Gewohnheit der Perser gemäß, geopfert; dieß sind die eignen Worte des Geschichtschreibers. Ja, die Epikuräer und die Atomen-Philosophen bezeigten in diesem Betracht eine besondre Bescheidenheit; denn ungeachtet das Daseyn eines Gottes den Systemen ihrer Naturphilosophie schlechterdings zuwider war, so begnügten sie sich doch, nur die Vorsehung zu läugnen, und nahmen das Daseyn der Götter überhaupt an, um den allgemeinen Glauben der Menschen und die Religion ihres Landes nicht zu beleidigen.

L.

Hun-

Hundert sechszehntes Stück. (189)

Brief eines Vaters an seinen Sohn; und Betrachtungen darüber.

— — Patriae pietatis imago.

VIRG.

Folgenden Brief an meinen Verleger über eine Materie, wovon ich vor einiger Zeit handelte, theile ich hier zugleich nebst dem eingeschlossenen Schreiben mit.

„Mein Herr,

„Des Herrn Zuschauers neuerliche Strafpredigt über die Grausamkeit der Aeltern gegen ihre Kinder, und die Bitte verschiedner seiner Bewundrer, bewegt mich, Ihnen einliegenden Brief zuzuschicken. Ich kann Sie versichern, er ist keine Erdichtung, sondern das wahre Schreiben eines Vaters an seinen eignen Sohn, ungeachtet dieser ihn wenig oder gar nicht beleidigt hatte. Der Herr Zuschauer würde das Publikum außerordentlich verbinden, wenn es ihm beliebte, in eini-

gen seiner Blätter seine Meinung darüber zu sagen, besonders aber

„Ihren ꝛc.

„Schurke!

„Du bist ein naseweiser und unverschämter Bösewicht, hast weder Sinn noch Verstand, weißt du das? und es kümmert mich keinen Pfifferling, ob du folgen willst oder nicht. Welch eine Frechheit, herumzugehen, und auf mich loszuziehen, und den andern Tag um meine Gnade zu bitten! und das sollt' ich vergessen? Beweisen diese Widersprüche nicht, daß du deine Vernunft verlohren hast? Kurz um, ich verlange dein unverschämtes Gesicht nie wieder zu sehen; und wisse, Schurke, wenn du ins Zuchthaus kömmst, so ists kein Schimpf für mich, daß dirs so geht; und solltest du auf der Straße verhungern müssen, keinen Heller werde ich deinetwegen weggeben. Kömmst du mir noch einmahl mit deinem nonsensikalischen Geschmiere, so werde ich dir den Hals brechen, so bald du mir vor die Augen kömmst. Du unbändiger Hund du, ist das dein Dank für das viele Geld, das du mir schon gekostet hast? Aber ich will dich schon zur Raison bringen, du

Spitz-

Spitzbube, und dich schon besser lehren, was deine Schuldigkeit ist gegen (es ärgert mich, daß ichs schreiben muß)

Deinen Vater ꝛc.

N. S. „Du wirst wohl thun, mir aus den Augen zu bleiben: denn für den Vorwurf, den du mir auf dem Kouvert deines Briefes machst, daß ich Gewalt vor Recht ergehen lasse, werde ich dir auch noch den Kopf waschen."

Sah man wohl je ein solches Bild väterlicher Zärtlichkeit! — Einige Griechen hatten die Gewohnheit, ihre Sklaven sich voll saufen zu lassen, und sie in diesem Zustande ihren Kindern zur Schau zu stellen, die dadurch früh einen Abscheu vor einem Laster bekamen, das den Menschen zum Ungeheuer und zum Vieh macht. In gleicher Absicht habe ich dieß Gemählde eines unnatürlichen Vaters ausgestellt, damit seine Häßlichkeit andre abschrecke, ihm ähnlich zu werden. Hat der Leser Lust, einen Vater von gleichem Schlage mit den feinsten Zügen der Laune vorgestellt zu sehen, so verweise ich ihn auf eine der schönsten Komödien, die je auf der Englischen Bühne noch erschienen sind, ich meine die Rolle des Hrn. Sampson in Liebe um Liebe.

Ich darf es indessen doch auch nicht blindlings mit dem Sohn halten, an welchen obiger zärtliche Brief gerichtet ist. Der Vater nennt ihn in der ersten Zeile einen naseweisen und unverschämten Bösewicht, und ich fürchte, man werde bey näherer Untersuchung finden, daß er wirklich undankbar gegen seinen Vater gehandelt hat. Herumgehen und auf seinen Vater losziehen, und keinen schicklichern Ort finden, als das Kouvert seines Briefes, um ihm zu sagen, daß er Gewalt vor Recht ergehen lasse; wenn dieß auch nicht beweist, daß er seine Vernunft verlohren, und weder Sinn noch Verstand hat, wie der cholerische alte Herr ihm vorwirft, so können wir doch so ziemlich daraus folgern, daß der Vater sehr wohl thun wird, wenn er sich Mühe gibt, ihn zur Raison zu bringen, und ihm besser zu lehren, was seine Schuldigkeit ist. Ob sich dieß aber durch Halsbrechen und Kopfwaschen am besten werde thun lassen, das verdiente, dünkt mich, wohl überlegt zu werden. Ueberhaupt wünsche ich, daß der Vater nur nicht einen würdigen Gespann an seinem Sohn gefunden haben, daß er kein so gleiches Paar mit ihm seyn mag, als die Mutter im Virgil.

— Crudelis tu quoque, mater:
Crudelis mater magis, an puer improbus ille?
Improbus ille puer, crudelis tu quoque mater.
Ecl. VIII.

— Du selber warst grausam, o Mutter!
War die Mutter mehr grausam, oder der Knabe mehr boshaft?
Boshaft war der Knabe, du selber warst grausam, o Mutter!

Oder als die Krähe und ihr Ey, in dem Griechischen Sprichwort,

Κακȣ κορακος κακον ωον

Ich muß hier noch eines andern Briefes gedenken, den mir ein Unbekannter über den Inhalt des Stücks, worauf der vorige sich auch bezieht, geschrieben hat. Der Verfasser desselben scheint sehr besorgt zu seyn, daß jenes Blatt Kinder zum Ungehorsam gegen ihre Aeltern aufzumuntern scheinen möchte; will er sich aber die Mühe nehmen, es noch einmahl aufmerksam durchzulesen, so werden seine Besorgnisse gewiß verschwinden. Verzeihung und Aussöhnung ist alles, warum die bußfertige Tochter fleht, und alles, was auch ich für sie verlange; und in diesem Fall kann ich mich füglich der Worte eines berühmten witzigen Kopfs bedienen,

der, als einige angesehene Leute in ihn drangen, er möchte doch seiner Tochter, die sich wider seinen Willen verheurathet hatte, vergeben, ihnen zur Antwort gab, er könne ihren Bitten nichts abschlagen, nur möchten sie nicht vergessen, daß zwischen Geben und Vergeben ein Unterschied sey.

Ich muß gestehen, daß ich, bey allen Streitigkeiten zwischen Aeltern und ihren Kindern natürlicher Weise im voraus auf Seiten der erstern bin. Die Verbindlichkeiten gegen Aeltern können nie völlig abgetragen werden, und es ist, dünkt mich, einer der größten Vorwürfe gegen die menschliche Natur, daß älterlicher Instinkt gewöhnlicher Weise ein stärkerer Bewegungsgrund zur Liebe ist, als kindliche Dankbarkeit; daß der Empfang von Wohlthaten weniger zu Wohlwollen, Zärtlichkeit und Mitleiden bewegt, als die Ertheilung derselben; und daß die für ein Kind oder Untergebenes bewiesene Vorsorge dieses den Aeltern oder Wohlthätern theurer und werther macht, als die Aeltern oder Wohlthäter dem Kinde oder Untergebnen. Aber so ists, für einen grausamen Vater finden wir tausend pflichtvergessene Kinder. Dieß ist freylich (wie ich schon vormahls bemerkt habe) eine bewundernswürdig weise Veranstaltung zur Erhaltung aller lebendigen Wesen; allein, zu derselben

Zeit, da es die Weisheit des Schöpfers offenbart, zeugt es von der Unvollkommenheit und Verderbniß des Geschöpfs.

Gehorsam der Kinder gegen ihre Aeltern ist die Grundlage aller bürgerlichen Regierung, und soll uns ein Maßstab des Gehorsams seyn, den wir denen, welche die Vorsehung über uns gesetzt hat, schuldig sind.

Der Vater le Compte, wo ich nicht irre, erzählt uns, wie die Pflichtvergessenheit der Kinder in diesem Stücke bey den Chinesern bestraft wird. Sollte bey ihnen ein Sohn seinen Vater umbringen, oder nur schlagen, so würde nicht nur der Verbrecher, sondern auch seine ganze Familie ausgerottet, ja die Einwohner des Orts seines Aufenthalts würden niedergemacht, der Ort selbst geschleift und sein Boden mit Salz bestreuet werden: denn, sagen sie, unter der Familie und der Gesellschaft von Menschen, die einen so abscheulichen Verbrecher unter sich aufziehen können, muß nothwendig die äußerste Verderbniß der Sitten herrschen. Diesem will ich eine Stelle aus dem ersten Buch Herodots beyfügen. Dieser Geschichtschreiber sagt in seiner Nachricht von den Gewohnheiten und der Religion der Perser, sie wären der Meinung, kein Mensch habe je seinen Vater um-

 gebracht,

gebracht, oder die menschliche Natur sey eines solchen Verbrechens gar nicht fähig; sollte sich aber irgend dergleichen je zutragen, so schlössen sie, der vermeinte Sohn müsse unecht, untergeschoben, oder im Ehebruch erzeugt seyn. Ihre Meinung in diesem besondern Stück beweißt zur Genüge, was sie von der Pflichtvergessenheit der Kinder überhaupt gehalten haben müssen.

L.

Hundert siebzehntes Stück. (191)

Betrachtungen über die Wahl der Nummern in der Lotterie.

— ελον ονειρον.

Homer.

Gewisse kurzweilige Scholastiker haben die Frage aufgeworfen: Ob es einem Esel, welchen man zwischen zwey Bunde Heu stellte, deren jeder seine Sinne gleich stark reizte, möglich seyn würde, von einem von beiden zu fressen. Man entscheidet gemei-

meiniglich diese Frage zum Nachtheil des Esels: er würde mitten im Ueberfluß umkommen, sagt man, weil er keinen Gran freyen Willens hat, der ihn mehr für die eine, als für die andre Seite determiniren könnte. Da die Bunde Heu auf jeder Seite mit gleicher Kraft auf sein Gesicht und seinen Geruch wirckten, so würden sie ihn in beständiger Suspension erhalten, gleich den beiden Magneten in Muhammeds Grabe zu Mekka, von denen, wie die Reisenden erzählen, einer an der Decke und der andre am Boden angebracht ist, und die solcher Gestalt den eisernen Sarg des Betriegers mit so völlig gleicher Kraft anziehen, daß er mitten zwischen beiden in freyer Luft schwebt. Was nun das Verhalten des Esels in so kitzlichen Umständen betrifft, so maße ich mirs nicht an zu bestimmen, ob er lieber Hungers sterben, als seine Neutralität zwischen den beiden Bunden Heu verletzen würde; sondern nehme daraus nur Gelegenheit, über das Verhalten unsrer eignen Gattung in gleicher Verlegenheit, einige Bemerkungen zu machen. Hat jemand Lust, sein Geld in einer Lotterie zu wagen, so scheint jede Nummer gleich anlockend, und eben so fähig, etwas zu gewinnen, als irgend eine der übrigen. Alle haben sie dieselben Ansprüche auf gut Glück, stehen in Ansehung

der Erreichung ihres Zwecks völlig auf gleichem Fuß, und es läßt sich durchaus kein Grund angeben, warum jemand die eine der andern vorziehen sollte, ehe die Lotterie gezogen ist. In diesem Fall also tritt die Fantasie sehr oft an die Stelle der Vernunft, und macht sich irgend einen grundlosen, schimärischen Bewegungsgrund, wo es an wirklichen Bewegungsgründen fehlt. Ich kenne einen sehr wohl gesinnten Mann, der sein Glück mit der Nummer 1711 versuchen will, weil diese jetzt das Jahr Christi ist. Ein andrer meiner Bekannten würde viel für die Nummer 134 geben. Hingegen hat man mir von einem gewissen eifrigen Nonkonformisten gesagt, der, weil er ein großer Feind des Papstthums ist, und zugleich glaubt, böse Menschen hätten das meiste Glück in dieser Welt, zwey gegen eins auf die Nummer *666* gegen jede andre Nummer wetten will, weil sie die Zahls des Thiers in der Offenbarung ist. Verschiedne geben der Nummer 12000 vor jeder andern den Vorzug, weil der höchste Gewinnst gerade so viel Pfund beträgt. Kurz, einige freuen sich, ihr eignes Alter in ihrer Nummer zu finden; andre, daß die Zahlen ihrer Nummer eine hübsche Figur machen; und noch andre, daß sie dieselbe Nummer haben, welche in der

letzten

letzten Lotterie glücklich gewesen ist. Aus keinen andern als solchen Gründen bildet sich ein Jeder ein, er habe die größte Hoffnung zum höchsten Gewinnst, und besitze die Nummer, welche man nicht unschicklich die Goldne nennen kann.

Solche Grundsätze der Wahl sind die Zeitvertreibe und Kinderspiele der menschlichen Vernunft, die von so geschäftiger Natur ist, daß sie sich mit den nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten etwas zu thun macht, und selbst dann arbeitet, wenn es ihr ganz an Materialien fehlt. Die weisesten der Menschen werden oft durch solche unbegreifliche Bewegungsgründe getrieben, so wie das Leben des Thoren und des Abergläubigen durch nichts anders gelenkt wird.

Mich wundert, daß noch keiner von den Gut-Glück-Sagern, oder, wie die Franzosen sie nennen, den Diseurs de bonne avanture, die in jedem Quartier der Stadt ihre Zettel anschlagen, sich unsrer Lotterien zu seinem Vortheil bedient hat. Würfe sich einer von ihnen zu einem Propheten glücklicher Nummern auf, was könnte er nicht durch seine vorgeblichen Entdeckungen und Weißagungen gewinnen?

Ich erinnere mich, daß ich unter den Avertissements in den Anzeigen vom 27ten

Septem-

September mit vieler Verwunderung auch folgendes sah:

Man zeigt hiedurch an, daß Nathan Kliff, in der Bibel und den drey Kronen zu Cheapside, für das Loos Nr. 132 in der 1,500,000 Pf. Lotterie zehn Schillinge über den gewöhnlichen Preis bezahlen will.

Dieß Avertissement hat unsern Theoristen auf den Kaffehäusern großen Stoff zu Spekulationen gegeben. Man hat Hrn. Kliffs Grundsätze und Gesellschaften aufs strengste untersucht, und mancherley Muthmaßungen vorgebracht, warum er eben seinen Kopf auf Nummer 132 gesetzt haben möchte. Ich selbst habe alle Kräfte dieser Zahl untersucht, sie in Brüche verwandelt, die Quadrat- und Kubickwurzel herausgezogen, sie auf alle mögliche Art und Weise dividirt und multiplicirt, aber nichts herausbringen können, bis ich endlich vor drey Tagen folgenden Brief von unbekannter Hand erhielt, woraus ich ersehe, daß Herr Nathan Kliff nur der Agent, nicht der Principal in dieser Nachricht ist.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ich bin derjenige, welcher neulich anzeigte, daß er für das Loos Nr. 132 in der Lotterie, welche jetzt gezogen werden soll, zehn Schillinge über den

den gewöhnlichen Preis geben wollte. Dieß ist ein Geheimniß, welches ich einigen Freunden entdeckt habe, die mich jetzt immer damit auslachen. Sie müssen wissen, ich habe nur Ein Loos; und deswegen, und wegen eines gewissen Traums, den ich vor kurzem mehr als einmahl gehabt habe, war ich entschlossen, es sollte die Nummer haben, die ich für die beste halte. Ich bin so gewiß versichert, den höchsten Gewinnst zu treffen, daß ich beynahe mein ganzes Vermögen darauf setzen wollte. Ich träume davon so oft und so lebhaft, daß ich nicht nur den höchsten Gewinnst in Händen gehabt, sondern auch schon über das Geld, welches mir aller Wahrscheinlichkeit nach zu Theil werden wird, disponirt habe. Diesen Morgen schaffte ich mir eine Equipage an, die in der Stadt ihres gleichen nicht hat; die Livereyen sind sehr prächtig, aber nicht buntscheckig. Es würde mir sehr angenehm seyn, ein oder ein Paar Blätter über Lotteriesachen von Ihnen zu lesen; Sie würden dadurch jeden Interessenten verbinden, besonders aber

Ihren gehorsamen Diener,

Georg Gößling.

N. S. „Lieber Zuschauer, gewinne ich die 12000 Pfund, so will ich Dir auch ein hübsches Präsent machen.„

Nach-

Nachdem ich meinem Korrespondenten Glück gewünscht, und ihm für das mir zugedachte Geschenk gedankt habe, will ich für dießmahl die Lotterie bey Seite setzen, und nur bemerken, daß die meisten Menschen sich in gewissem Grade der Thorheit meines Freundes Gößling schuldig machen. Wir verlassen uns gern auf künftige Aussichten und machen wahren Aufwand mit bloß möglichem Reichthum. Wir führen ein Leben, das unsern Erwartungen, nicht unsern Besitzungen, angemessen ist, und machen eine Figur, die dem gemäß ist, was wir vielleicht seyn werden, nicht dem, was wir wirklich sind. Wir verthun mehr, als unser gegenwärtiges Einkommen abwirft, und zweifeln gar nicht, daß wir uns aus den Einkünften irgend einer künftigen Bedienung, eines Projekts, oder einer Erbschaft leicht wieder erhohlen werden. Diese unter uns so gemeine Denkungsart ist die Ursach, warum wir oft Kaufleute Bankerott machen sehen, die doch gar kein Unglück im Handel gehabt, und warum reiche Landgüter herunterkommen, die doch weder durch Verlust, noch durch Ausbesserungen, weder durch Pächter, noch durch Taxen, noch durch Processe gelitten haben. Kurz, bloß diese thörichte sanguinische Gemüthsart, diese Zuversicht auf zufällige

künf=

künftige Dinge ist es, was romantische Freygebigkeit, schimärische Hoheit, unvernünftige Großthuerey hervorbringt, und sich gemeiniglich mit Betteln und Verderben endigt. Wer über seine gegenwärtigen Umstände leben will, ist in großer Gefahr, bald unter denselben zu leben, oder, wie das Italienische Sprichwort sagt: Wer von Hoffnung lebt, wird von Hunger sterben.

Es sollte uns eine unverbrüchliche Lebensregel seyn, unsre Begierden nach unserm gegenwärtigen Zustande einzuschränken, und, so groß auch unsre Erwartungen seyn mögen, doch innerhalb der Sphäre dessen zu leben, was wir wirklich besitzen. Es wird noch immer früh genug seyn, eines Vermögens zu genießen, wenn wirs erst wirklich erhalten; greifen wir aber unserm Glücke vor, so werden wir das Vergnügen desselben verliehren, wenn es kömmt, und werden vielleicht nicht einmahl zum Besitz dessen gelangen, worauf wir so thöricht gerechnet haben.

L.

Hun-

Hundert achtzehntes Stück. (192)

Ueber die Freude der Aeltern an guten Kindern.

— Uno ore omnes omnia
Bona dicere et laudare fortunas meas,
Qui gnatum haberem tali ingenio praeditum.
TERENT.

Ich weidete mich vor einigen Tagen an dem Anblick eines Vaters, welcher mitten in seinem Zimmer saß, und von einer Menge Kinder umringt war; denn ich bemerkte in seinem Gesicht immer neue Regungen von inniger Wonne, so wie er auf das eine oder das andere derselben sein Auge warf. Dieser Mann ist ganz mäßig in seinen Entwürfen zu ihrer künftigen Beförderung und Wohlfahrt; und da er ein gemächliches Vermögen hat, so ist er gar nicht ängstlich darüber aus, sich ein großes zu erwerben. Sein ältester Sohn ist ein sehr folgsamer hoffnungsvoller Knabe; so sehr aber der Vater ihn auch liebt, so getraue ich mir doch

zu

zu sagen, daß er nie unredliche Mittel gebrauchen wird, sein Vermögen zu vermehren. Ich kenne keinen Menschen, der einen richtigern Geschmack des Lebens hat, als der Mann von dem ich rede, oder der sich besser gegen die Schrecken des Mangels, oder die Hoffnungen des Gewinstes verwahrt, als er. Es ist etwas ganz gewöhnliches für einen Vater, der eine Menge Kinder hat, daß er die höchsten Bedienungen des Staats alle aus seiner eignen Heerde besetzt. Die Talente eines Kindes, das uns selbst angehört, sind so ganz außerordentlich, daß nichts in der Welt so groß ist, was sich nicht von seinen Gaben erwarten ließe. Ich kenne eine gute Frau, die nur drey Söhne hat, und sie erwartet, wie sie sagt, nichts so zuversichtlich gewiß, als daß sie es noch erleben wird, den einen als Bischof, den andern als Richter, und den dritten als Hofmedikus zu sehen. Das lustigste ist, daß gerade das, was nur Eines Menschen Kinde begegnen kann, von jedermann für sein eignes erwartet wird. Aber mein Freund, von dem ich reden wollte, schmeichelt sich nicht mit solchen eiteln Erwartungen, und achtet mehr auf die Tugend und Gesinnung seiner Kinder, als auf ihre Beförderung oder ihren Reichthum. Gute Sitten und Eigenschaften werden gewiß das zeitli-

che Glück und die Ehre eines Menschen befördern; Ueberfluß hingegen und Reichthum werden nicht so wahrscheinlich gute Gemüthsneigungen hervorbringen.

Es ist sehr natürlich für einen zärtlichen Vater, sich an den Verheißungen seiner Einbildungskraft über den künftigen Zustand seiner Kinder zu ergezen, und sich im voraus die Figur vorzustellen, die sie, nach seinem Abtritt aus der Welt, in derselben machen werden. Sind seine Aussichten dieser Art angenehm, so gibt seine Zärtlichkeit seinem Leben gleichsam eine längere Dauer; und der Gedanke, sich selbst in seinem würdigen Sohn zu überleben, ist ein Vergnügen, das den Hoffnungen der Verlängerung seines eignen Lebens kaum etwas nachgibt. Der Mann ist glücklich, der von seinem Sohn glauben kann, daß er den Thorheiten und Unbesonnenheiten, deren er sich selbst schuldig machte, entgehen, und daß er es ihm in alle dem, was an ihm selbst schätzbar war, gleich und noch zuvorthun werde. Die Fortdauer seiner Tugend muß ihm viel mehr am Herzen liegen, als die Fortdauer seines Lebens. Nichts aber kann beklagenswürdiger seyn, als ein Mensch, der sich vorstellen muß, daß sein Erbe sich um seine Freunde nicht bekümmern, seine Absichten und Lieblingsentwürfe

hintan=

hintansetzen, und alles das, was er selbst mißbilligte, thun und befördern wird. Ein Gut im Besitz eines solchen Erben eines rechtschaffenen Mannes ist schlimmer, als verwüstet; und die Familie, deren Haupt er ist, befindet sich in einem traurigern Zustande, als wäre sie erloschen.

Wenn ich den anmuthigen Landsitz meines geehrten Freundes Rurikola besuche, und aus einem Zimmer ins andre gehe, eingedenk der vielen angenehmen Vorfälle, die ich hier erlebt habe, und der vielen schönen und wahren Gedanken, die ich ihn vormahls hier sagen hörte, und ich sehe dann den Lümmel, seinen Erben, wie es ihn verdrießt, dem Freunde seines Vaters die Honneurs des Hauses zu machen, so kann ich nicht sagen, wie weh mir das thut. Mangel an Genie ist keinem Menschen beyzumessen, aber Mangel an Menschlichkeit ist eines Menschen eigne Schuld. Der Sohn meines Freundes Rurikola (dessen Leben eine ununterbrochene Reihe würdiger Handlungen und edler Neigungen war) ist der Gesellschafter trunkener Bauern, und kennt kein Gefühl von Lob, als in der Schmeicheley seiner Bedienten; seine Vergnügungen sind niedrig und unordentlich, seine Sprache ist pöbelhaft und schmutzig, sein Betragen grob und ungereimt. Ist dieß Geschöpf wohl als der

Nachfolger eines Mannes von Tugend, Witz und guter Lebensart anzusehen? Zu derselben Zeit aber, da ich diese melancholische Aussicht in dem Hause habe, wo ich meinen alten Freund vermisse, kann ich zu einem Herrn in der Nachbarschaft gehen, wo sich eine Tochter von ihm aufhält, die das Ebenbild seines Leibes und seiner Seele ist, jedoch beides durch die ihrem Geschlecht eigene Schönheit und Sittsamkeit erhöhet. Nur sie ersetzt der Welt den Verlust ihres Vaters; sie, ohne seinen Nahmen und Vermögen, ist ein wahrerers Andenken von ihm, als ihr Bruder, welcher ihm in beiden succedirt. Ein solcher Sohn verlängert das Daseyn seines Vaters auf eben die Weise, wie die Erscheinung eines Geistes thun würde: es ist freylich Rurikola, aber ein Rurikola, wofür einem graut.

Ich weiß nicht, welcher Ursach ich das brutale Wesen, das dieser junge Mensch angenommen hat, zuschreiben soll; vielleicht einer gewissen Strenge und Entfernung, womit sein Vater ihm begegnete, und die vielleicht Widerwillen gegen eine Lebensart bey ihm veranlaßte, die ihm nicht durch Freyheit und herablassende Gefälligkeit liebenswürdig gemacht wurde.

Man kann sich sicher versprechen, daß keine solche Auswüchse in der Familie der Kornelier zum Vorschein kommen werden, wo der Vater nicht anders mit seinen Söhnen lebt, als wäre er ihr ältester Bruder, und die Söhne so mit ihm umgehen, als thäten sie es bloß aus dem Grunde, weil er der weiseste von allen ihren Bekannten ist. Da die Kornelier angesehene Kaufleute sind, so ist ihr gutes Vernehmen mit einander allen denen, die sie kennen, sowohl als ihnen selbst nützlich; und über ihre Freundschaft, ihr Wohlwollen, ihre Gefälligkeiten und Dienstleistungen disponiren sie immer gemeinschaftlich, wie über ihr Vermögen, so daß niemand je einen von ihnen verband, ohne daß ihm seine Gefälligkeit von allen, und also sehr vervielfältigt, erwidert ward.

Der schönste Gegenstand, den das Auge eines Menschen sehen kann, ist ein würdiger Mann, der mit seinem Sohn in vollkommner, unzurückhaltender Uebereinstimmung lebt. Die gegenseitige Gefälligkeit und Liebe, die unter ihnen herrscht, macht allen, die sie kennen, ein unaussprechliches Vergnügen; eine erhabne Wollust, die durch Theilnehmung wächst; eben so heilig als Freundschaft, so süß als Liebe, und so wonnevoll als die Religion. Dieser Gemüthszustand zer-

streut nicht nur den Kummer, welcher ohne ihn unerträglich wäre, sondern erhöhet auch Vergnügungen, welche sonst verächtlich seyn würden. Das gleichgültigste Ding hat Kraft und Schönheit, wenn es von einem zärtlichen Vater gesprochen wird, und die unbedeutendste Kleinigkeit hat ihren Werth, wenn ein wohlgerathenes Kind sie darbringt. Ich weiß nicht, wie ichs ausdrücken soll, aber mich dünkt, ich kann es eine verpflanzte Selbstliebe nennen. Alle Freuden und Leiden, die einem Menschen begegnen, werden nur in so fern geachtet, als sie ihn in der Beziehung, worin er gegen einen andern steht, betreffen. Sogar die Ehre eines Mannes bekömmt einen neuen Werth für ihn, wenn er denkt, daß man es, auch nach seinem Tode noch, im Andenken behalten werde, daß die oder die Handlung durch den Vater dessen oder dessen verrichtet worden. Dergleichen Betrachtungen versüßen den Abend des Greises, und sein Selbstgespräch ergezt ihn, wenn er zu sich sagen kann: Niemand kann doch zu meinem Kinde sagen, sein Vater sey unbarmherzig oder ungerecht gewesen; vielmehr wird mein Sohn manchen finden, der zu ihm sagen wird: Ich war deinem Vater Dank schuldig, und mein Sohn sey seines Sohnes Freund auf immer.

Es

Es steht nicht in aller Menschen Gewalt, ihren Nachkommen glänzende Nahmen oder große Güter zu hinterlassen, aber sehr vieles können sie dazu beytragen, sie zu arbeitsamen, redlichen, tapfern und gerechten Menschen zu machen; und jeder hat es in seiner Gewalt, seinem Sohn die Ehre nachzulassen, daß er von einem tugendhaften Manne abstamme, und alle dem, was er ihm nachläßt, den Segen des Himmels beyzufügen. Ich schließe diese Rhapsodie mit einem Briefe an einen vortrefflichen jungen Mann von meiner Bekanntschaft, welcher vor kurzem einen würdigen Vater verlohren hat.

„Liebster Freund,

„Ich kenne kein undankbareres und zudringlicheres Geschäft, als Trösten; auch will ich mich gar nicht damit bemengen, da ich weiß, wie gerecht Ihr Gram ist. Die tugendhaften Grundsätze, die Sie dem vortrefflichen Manne, welchen Sie verlohren haben, verdanken, haben bey Ihnen gewirkt, was sie wirken mußten, um einen jungen Mann von drey und zwanzig Jahren unfähig zu machen, sich mit der Gelangung zum Besitz eines großen Vermögens zu trösten. Ich zweifle nicht, Sie werden sein Andenken durch einen sittsamen Genuß seines Vermögens

 ehren,

ehren, und es verabscheuen, ihm im Grabe Hohn zu sprechen, wie Sie thun würden, wenn Sie durch Schwelgerey und Liederlichkeit durchbrächten, was er mit so vielem Fleiß, Klugheit und Weisheit erkauft hat. Dieß ist der wahre Weg, Ihre Betrübniß über seinen Verlust an den Tag zu legen, und auch die Thränen Andrer zu trocknen. Sie können Ihren Vater durch Ihren Gram nicht wieder zurückrufen, aber durch Ihre Aufführung können Sie ihn für seine Freunde wieder auferwecken."

T.

Hundert neunzehntes Stück. (193)

Beschreibung der Levee eines vornehmen Herrn.

— Ingentem foribus domus alta superbis
Mane salutantum totis vomit aedibus undam.

VIRG.

Schaut man um sich her, und betrachtet die seltsame Mannigfaltigkeit von Gesichtern und Personen,

sonen, welche die Straßen mit Geschäftigkeit und Getümmel erfüllen, so ist es kein unangenehmer Zeitvertreib, über ihre verschiednen Absichten Muthmaßungen anzustellen, und aus ihren Mienen zu urtheilen, was es wohl eigentlich seyn mag, das so ängstlich ihre gegenwärtige Aufmerksamkeit an sich zieht. Unter dieser ganzen geschäftigen Menge gibt es wohl keine Gattung von Leuten, die einem Menschen, der zu dergleichen Untersuchungen Lust hätte, mehr Anlaß zu kurzweiligen Betrachtungen geben würden, als die, welche man gute Hofleute nennt, und die bey den Levees der Großen so emsig sind. Diese Helden haben sich die Fertigkeit erworben, mit einem wichtigen Air Sklaven zu seyn, und sie genießen der Ehre, in dem allgemeinen Ruf zu stehen, daß sie wissen, wie es in der Welt zugehe. In dem Vergnügen dieses Bewußtseyns stehen sie ganz früh auf, gehen ganz glatt und fein gepuzt aus, in keiner andern Hoffnung oder Absicht, als um einem Mann, der am Hofe gut angeschrieben steht, einen Reverenz zu machen, und, wegen irgend eines nichtsbedeutenden Lächelns von ihm, für Leute gehalten zu werden, die in sehr enger Verbindung mit ihm stehen. Es ist wunderbar, wie ein Mensch seine natürliche Existenz und den Genuß sei-

ner selbst so sehr verläugnen kann, daß er Vergnügen daran findet, solche kalte und ewig wiederhohlte Höflichkeiten zu erweisen oder zu empfangen. Was aber diese alberne Mode noch immer im Gange erhält, ist, daß die meisten Menschen mehr dem äußern Schein, als der wahren Glückseligkeit nachlaufen. So hintergehen, sowohl der Götze als der Götzendiener, sich beide selbst auf gleiche Weise, indem sie ihre Einbildungskraft auf diese Art ergetzen. Da es aber unter unsern guten Landsleuten nicht wenige gibt, denen auf ihren Landgütern, wo alles vom Himmel bis zum Mittelpunkt der Erde ihnen zugehört, gar unbehäglich zu Muthe ist, die sich nur immer sehnen, an Höfen zu glänzen, oder im Rath der Gewaltigen der Erde zu sitzen; so würde es, däucht mich, zum Nutzen und Frommen dieser sowohl, als andrer, die auch nach der Ehre schmachten, einem großen Manne etwas ins Ohr flistern zu dürfen, und ihre Nachbarn mit den Veränderungen, die sie bey ihrer Erscheinung auf einem Landgerichte anzurichten fähig wären, zu ängstigen, nicht übel gethan seyn, von diesem Markt der Beförderungen, der Levee eines grossen Mannes, eine kurze Nachricht zu geben.

Wer weiß, ob nicht eine richtige Darstellung dieses Verkehrs zwischen den Mächtigen und ihren

Skla-

Sklaven den Nutzen haben würde, daß sie die Großen geneigt machte, mehr auf ihre Geschäfte, als auf ein solches leeres Gepränge zu denken; und die Kleinen überzeugte, sie könnten ihre Zeit besser anwenden, als sie mit eiteln Aufwartungen und Gunstbewerbungen zu verschwenden?

Der berufene Doktor in Moorfields, der sich durch seine stündlichen Wahrsagungen einen so großen Nahmen machte, hatte, wie man sagt, in seinem Besuchzimmer verschiedne Schnüre, an kleinen Glocken befestigt, welche in dem Zimmer im zweyten Stockwerk hingen, wo er seine Orakel von sich gab. War ein Mädchen von seinem Liebhaber hintergangen, so wurde das eine Glöckchen gezogen; und hatte ein Bauer eine Kuh verlohren, so zog der Bediente das andre. Eben so machte man es in Ansehung aller andern Leidenschaften und Anliegen, und der listige Aufwärter unten im Hause wußte den Tropf, der das Orakel befragen wollte, so geschickt auszuforschen, daß er dem Doktor im voraus die nöthige Nachricht geben konnte. Die Levee eines großen Mannes wird auf eben diese Art angelegt, und zwanzigerley Geflister, falsche Warnungen und geheime Nachrichten fliegen zwischen dem Thürwärter, dem Kammerdiener und dem Patron selbst hin und her, ehe

die gaffende Heerde, welche ihren Hof machen will, sich versammelt hat; und ist dann alles in Bereitschaft, so fliegen die Thüren auf, und entdecken Seine Excellenz.

Es gibt verschiedne Arten, diese erste Erscheinung zu machen. Seine Excellenz sind entweder halb angekleidet, und waschen sich, und dieß ist wirklich am vornehmsten; allein diese Art aufzutreten ist eigentlich nur bey den Herren vom Militärstande gebräuchlich, die es besonders wohl kleidet, sich nackend sehen zu lassen; die eigentlichen Staatsleute, oder die vom Civildepartement affektiren gemeiniglich mehr Zurückhaltung, und beobachten eine gewisse Züchtigkeit in ihrem Betragen. Ob dieser Unterschied zwischen den Kriegs- und Civilbedienten hieroglyphisch ist, oder nicht, will ich nicht bestimmen; aber die Sache bleibt, dünkt mich, immer gewiß, daß der Kabinetsminister bey diesen Gelegenheiten zugeknöpft, und der brave Officier mit offner Brust erscheint.

Sey dem wie ihm wolle, das ganze Geschäft einer Levee ist, meiner geringen Meinung nach, von einer Menge Menschen das Bekenntniß anzunehmen, daß man weise, gütig, tapfer und mächtig sey. Sobald die erste Augensalve abgefeuert worden, ist es wunderbar anzusehen, wie viel Un-

ter-

terthänigkeit die Bescheidenheit des Patrons ertragen, und zu welcher Sklaverey der freye Geist des Klienten sich erniedrigen kann. Mitten in der ungeheuren Menge und Mannichfaltigkeit von Geschäften, und dem Gedränge um ihn her, haben Seine Excellenz gewöhnlicher Weise so große Gaben, daß sie, zum Erstaunen der ganzen Versammlung, jedem der Anwesenden etwas zu sagen haben, und das alles dem Stande und Fähigkeiten eines jeden so angemessen, daß man nothwendig überzeugt werden muß, es gehören doch auch Talente dazu, um zu großen Aemtern zu gelangen. Ich habe einen großen Mann gekannt, der einen Seeofficier fragte, was für Wind wir hätten, einen Hauptmann der Kavallerie, wie theuer der Haber sey, und einen Aktienhändler, um wie viel der und der Fond gefallen wäre; und dieß alles so natürlich und ungezwungen, als wäre er zu jeder dieser verschiednen Professionen selbst erzogen worden. Das ist nun ganz ausnehmend verbindlich; denn zu eben der Zeit, da der Patron sich wornach erkundigt, gibt er der Person, die er fragt, Gelegenheit sich zu zeigen. Was den Pomp dieser Zusammenkünfte noch vermehrt, ist, daß alles in größter Stille und Ordnung zugeht. Der Patron befindet sich gemeiniglich mitten im

Zim-

Zimmer, und irgend ein unterthäniger Diener flistert ihm etwas ins Ohr, welches Seine Excellenz laut beantworten: **Ganz wohl! Ja, ich bin Ihrer Meinung. Seyn Sie doch so gut und erkundigen sich weiter; Sie können sich auf meine Theilnehmung verlassen.** Dieser glückliche Mann ist nun abgefertigt, und Seine Excellenz können sich jetzt zu einem Geschäft von ganz andrer Art wenden, und gleich auf der Stelle alles so geschickt beantworten, als man es von irgend einem großen Manne nur verlangen kann. Denn die Hauptsache ist, immer bey allgemeinen Dingen stehen zu bleiben, und sobald etwas besonderes vorkömmt, keine Zeit zu haben.

Doch wir sind jetzt zum interessantesten Theil des Schauspiels gekommen; die Kreaturen Seiner Excellenz haben nun alle ringsum ein Paar gnädige Geflister mit ihm gehabt, um die Farce zu unterhalten, und das stumme Spiel ist nach und nach allgemeiner geworden. Er wirft nun sein Auge nach jener Ecke des Zimmers, auf den und den; einen andern fragt er: **Und wann kamen Sie denn in die Stadt?** und den Augenblick vorher nickte er vielleicht einem dritten zu, und sagt zu ihm, ohne des andern Antwort abzuwarten: **Es freut mich, mein Herr, Sie hier zu sehen,**

hen, da ich eben daran denke. Jeder dieser Menschen ist auf die nächsten vier und zwanzig Stunden glücklich; und diejenigen, welche reihenweise unbemerkt, und zu Dutzenden auf einmahl, ihren Reverenz machen, denken Wunder was für gute Aussichten sie haben, wenn sie hoffen können, nach einem halben Jahre eben so distinguirt zu werden.

Juvenal sagt, hohes Glück sey selten mit gesunder Vernunft gepaart; und man sollte wirklich glauben, wenn man einer Levee zusieht, die Großen wären nicht allein selbst durch ihren Stand zu Narren gemacht, sondern glaubten auch, daß alles unter ihnen von gleicher Narrheit angesteckt sey; denn wie wäre es ihnen sonst möglich, sich einzubilden, daß sie sich selbst und andre in so hohem Grade würden hintergehen können, um eine Levee für etwas anders, als eine offenbare Farce zu halten? Aber so groß ist die Schwachheit unsrer Natur, daß Leute, die nur ein wenig emporgestiegen sind, sich gleich einbilden, sie hätten neue Sinne bekommen, und ihre Fähigkeiten wären nun nicht nur über andre Menschen, sondern sogar über alle menschliche Vorstellungskraft erhaben. So ist nichts gewöhnlicher, als einen großen Mann zu sehen, der in einem und eben dem-

selben Augenblick dem einen zuhorcht, dem andern weit davon eine Verbeugung macht, und dem dritten etwas zuruft. Ein Mädchen in einem neuen Putz ist nicht stärker von sich eingenommen, und verräth keine sichtbarere Koketterie, als selbst ein weiser Mann in solchen Auftritten der Gunstbetteley. Nichts ist mir je so ekelhaft vorgekommen, als die Affektation, die man vom Cäsar erzählt, daß er nähmlich drey verschiednen Schreibern zu gleicher Zeit diktirt habe. Eine solche Eitelkeit war für die Größe seiner Seele und die Aufrichtigkeit seines Charakters viel zu klein. Freylich, wenn irgend ein Mensch auf höhere Fähigkeiten, als andre Sterbliche Anspruch machen konnte, so war er es; aber ein solches Verfahren ist immer kindisch, und widerspricht der Einrichtung unsers Wesens. Auch lehrt schon die Natur der Dinge selbst, daß in der Verwirrung einer öffentlichen Levee kein Geschäft ordentlich abgethan werden kann: das ganze Ding scheint eine Verschwörung niederträchtiger Sklaven zu seyn, die ihre Freyheit hingeben, um ihrem Patron den Verstand zu rauben.

T.

Hundert

Hundert zwanzigstes Stück. (195)

Von der Mäßigkeit.

Νηπιοι, ȣδ᾽ ισασιν ὁσῳ πλεον ἡμισυ παντος,

Ουδ᾽ ὁσον εν μαλαχῃ τε και ασφοδελῳ μεγ᾽ ονειαρ.

HESIOD.

Unter den Arabischen Mährchen findet sich eins von einem Könige, welcher lange kränklich gewesen war, und vergebens eine Menge Arzeneyen gebraucht hatte. Endlich, sagt die Fabel, heilte ein gewisser Arzt ihn auf folgende Weise; er nahm eine hohle Kugel von Holz, und füllte dieselbe mit verschiednen Spezereyen an, worauf er sie so künstlich wieder verschloß, daß man nichts sehen konnte. Eben so nahm er auch ein Ballbrett, höhlte den Griff und denjenigen Theil desselben, welcher den Ball schlägt, aus, und füllte ihn auch, wie die Kugel selbst, mit Spezereyen an. Hierauf verordnete er dem Sultan, der sein Patient war, sich mit diesen gehörig präparirten Instrumenten früh Morgens so lange zu bewegen, bis er in Schweiß käme. Die Kraft dieser Arze-

neyen, sagt das Mährchen, welche durch das Holz transpirirte, hatte wirklich einen so guten Einfluß auf die Leibesbeschaffenheit des Sultans, daß sie ihn von einer Krankheit heilten, welche allen innern Mitteln, die er gebraucht hatte, nicht weichen wollte. Dieß ist eine fein ersonnene Allegorie, um uns zu zeigen, wie heilsam die Arbeit des Leibes für die Gesundheit ist, und daß es keine wirksamere Arzeney gibt, als Bewegung. In einem meiner vorigen Blätter habe ich aus dem allgemeinen Bau und Mechanismus eines menschlichen Körpers bewiesen, wie unumgänglich nothwendig er der Bewegung zu seiner Erhaltung bedarf. Für jetzt will ich ein anderes Präservativ der Gesundheit empfehlen, welches in manchen Fällen dieselben Wirkungen thut, als Bewegung, und ihre Stelle gewisser Maßen ersetzen kann, wenn es an Gelegenheit zur Bewegung fehlt. Dieß Präservativ ist die Mäßigkeit, welche noch den besondern Vorzug vor allen andern Mitteln zu Erhaltung der Gesundheit hat, daß sie von allen Klassen und Ständen der Menschen, zu jeder Zeit und an jedem Orte ausgeübt werden kann. Sie ist eine Art von Lebensordnung, die jeder, ohne Unterbrechung seiner Geschäfte, ohne Kosten und Zeitverlust, sich selbst verschreiben kann. Wird durch

Bewe-

Bewegung aller Ueberfluß weggeschaft, so wird er durch Mäßigkeit verhütet; werden durch Bewegung die Gefäße gereinigt, so werden sie durch Mäßigkeit weder überfüllt noch verstopft; erregt Bewegung eine dienliche Gährung in den Säften, und befördert den Umlauf des Bluts, so gibt die Mäßigkeit der Natur ihr freyes Spiel, und macht sie fähig, sich in aller ihrer Kraft und Stärke zu äußern; zerstreut die Bewegung eine entstehende Krankheit, so läßt die Mäßigkeit sie gleich zu Tode hungern.

Arzeneyen sind meistentheils nichts anders, als Substitute der Bewegung oder der Mäßigkeit. Sie sind freylich unumgänglich nothwendig in gefährlichen Krankheiten, welche die langsamen Wirkungen dieser beiden großen Werkzeuge der Gesundheit nicht abwarten können; gewöhnten sich aber die Menschen an regelmäßige Leibesbewegung und Mäßigkeit, so würden sie ihrer fast gar nicht bedürfen. Daher finden wir denn auch, daß diejenigen Theile der Welt die gesundesten sind, wo man von der Jacht lebt, und daß diejenigen Menschen am längsten leben, die beständig in den Wäldern herumschweifen, und fast keine andre Nahrung haben, als die sie selbst fangen. Blasenpflaster, Schröpfen, Aderlassen taugen selten was,

als für Müßiggänger und Schlemmer; so wie denn auch alle die innerlichen Mittel, die so sehr unter uns im Schwange gehen, meistentheils nichts anders sind, als Künste, wodurch man Ueppigkeit und Gesundheit mit einander zu vereinigen sucht. Der Apotheker hat unaufhörlich zu thun, dem Koch und dem Winzer entgegen zu arbeiten. Man sagt vom Diogenes, da er einst einem jungen Menschen begegnet sey, der zu einem Schmause gehen wollen, habe er ihm mitten auf der Straße aufgehoben, und nach Hause zurückgebracht, nicht anders, als würde er in Lebensgefahr gekommen seyn, wenn er ihm nicht zuvorgekommen wäre. Was würde dieser Philosoph gesagt haben, hätte er die Schlemmerey eines unsrer jetzigen Schmause angesehen? Würde er nicht den Herrn einer Familie für wahnsinnig gehalten und seine Bedienten gebeten haben, ihm die Hände zu binden, wenn er ihn Vögel, Fische und Fleisch, Oehl und Essig, Wein und Gewürze, Salate von zwanzigerley verschiednen Kräutern, Brühen von hunderterley Ingredienzen, Konfekte und Früchte, von allem, was den Gaumen nur kitzeln kann, zusammengesetzt, in Einer Mahlzeit hätte herunterschlingen sehen? Was für unnatürliche Bewegungen und widrige Gährungen muß ein solches Mischmasch

der

der Unmäßigkeit nicht im Leibe anrichten? In der That, so oft ich eine neumodische Tafel in aller ihrer Pracht aufgesetzt sehe, bilde ich mir immer ein, ich sehe Podagra und Wassersucht, Fieber und Schlafsucht, nebst andern unzähligen Krankheiten, zwischen den Schüsseln im Hinterhalt auflauren.

Die Natur liebt die schlechtesten und simpelsten Speisen. Jedes Thier, den Menschen ausgenommen, hält sich an Eine Kost. Diese Gattung nährt sich von Kräutern, jene von Fischen, jene von Fleisch. Der Mensch aber fällt über alles her, was ihm in den Weg kömmt; nicht die kleinste Frucht, oder der schlechteste Auswuchs der Erde, kaum eine Beere oder ein Schwamm kann ihm entgehen.

Es ist unmöglich, irgend eine bestimmte Regel für die Mäßigkeit festzusetzen, weil das, was für den einen Schwelgerey seyn würde, für den andern Mäßigkeit seyn kann; man braucht aber nicht gar lange in der Welt gelebt zu haben, um seine eigne Konstitution so fern beurtheilen zu können, daß man wissen kann, was für Arten von Speisen, und wie viel, ihr am dienlichsten sind. Dürfte ich meine Leser als meine Patienten behandeln, und ihnen eine solche Art von Mäßigkeit

vorschreiben, die allen Menschen angemessen ist, und sich besonders für unser Klima und unsre Lebensart schickt, so würde ich folgende Vorschriften eines sehr großen Arztes abschreiben. Laßt eure ganze Mahlzeit aus einem einzigen Gerichte bestehen. Wollt ihr euch noch ein zweytes erlauben, so hütet euch irgend ein starkes Getränk zu trinken, ehe ihr eure Mahlzeit geendigt habt. Zugleich enthaltet euch aller Brühen, wenigstens solcher, die nicht ganz einfach und ungekünstelt sind. Wer sich an diese wenigen klaren und leichten Regeln hielte, würde sich nicht leicht der Unmäßigkeit schuldig machen. Denn im ersten Fall fehlte es an Abwechselung für den Geschmack, welcher seinen Gaumen reizen und Uebermaß veranlassen könnte; und im zweyten an künstlichen Reizungsmitteln, die Sättigung zu verhindern und einen falschen Appetit zu machen. Sollte ich eine Regel fürs Trinken vorschreiben, so würde ichs machen wie William Temple, von dem man den Spruch anführt: Das erste Glas für mich selbst, das zweyte für meine Freunde, das dritte für ein fröhliches Gemüth, und das vierte für meine Feinde. Da es aber für einen, der in der Welt lebt, unmöglich ist immer eine so philosophische Diät zu beobachten, so halte ich dafür, jeder sollte, je nachdem seine Konstitu-

stitution es erlaubt, seine Fasttage halten. Diese sind eine große Erleichterung für die Natur, da sie dieselbe geschickt machen, mit Hunger und Durst zu kämpfen, wenn etwa eine Krankheit oder eine besondre Pflicht ihr diese Nothwendigkeit auflegen sollten; und ihr zu gleicher Zeit Gelegenheit geben, sich ihrer Ueberladungen zu entledigen, und ihren ausgedehnten Gefäßen die gehörige Spannung und Schnellkraft wiederzugeben. Nicht zu gedenken, daß ein zu rechter Zeit angebrachtes Fasten oft eine Krankheit in ihrem ersten Keim erstickt. Einige alte Schriftsteller haben bemerkt, daß Sokrates, ungeachtet er während der großen und schrecklichen Pest, deren Ruf bis in die spätesten Zeiten erschollen ist, und deren Verwüstungen zu verschiednen Zeiten durch große Schriftsteller geschildert worden, in Athen lebte, doch nie im geringsten von derselben angesteckt worden, welches sie einmüthig seiner ununterbrochenen Mäßigkeit zuschreiben.

Und hier kann ich nicht umhin, einer Bemerkung zu gedenken, die ich oft machte, wenn ich die Leben der Philosophen laß, und sie mit irgend einer Reihe von eben so viel Königen oder andern Grossen verglich. Betrachtet man diese alten Weisen, deren Philosophie großentheils in einem mäßigen und enthaltsamen Leben bestand, so sollte man glauben,

das Leben eines Philosophen und das Leben eines Menschen wären zwey Dinge von ganz verschiedner Dauer. Denn man findet, daß fast alle diese weisen Menschen zu der Zeit, da sie starben, näher an hundert, als an sechzig Jahren waren. Das merkwürdigste Beyspiel aber von der Kraft der Mäßigkeit das Leben eines Menschen zu verlängern, findet man in einem kleinen Buche, welches Ludewig Kornaro, ein Venetianer, herausgegeben hat, und welches ich hier um desto lieber anführe, da man sich ungezweifelt darauf verlassen kann, wie der letztere Venetianische Gesandte, der aus derselben Familie war, während seines Aufenthalts in England, mehr als einmahl in Gesellschaften bezeugt hat. Dieser Kornaro war von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit bis ums vierzigste Jahr, da er durch die hartnäckigste Beobachtung einer strengen Mäßigkeit, zu einer vollkommnen Gesundheit gelangte; so daß er im achtzigsten Jahre sein Buch herausgab, welches unter dem Titel: Sichere und gewisse Methode, ein langes und gesundes Leben zu erreichen, ins Englische übersetzt ist. Er erlebte noch drey bis vier Auflagen desselben, und nachdem er sein hundertstes Jahr zurückgelegt, starb

er

er ohne Schmerz oder Angst, als wäre er nur eingeschlafen. Verschiedne berühmte Schriftsteller haben sich auf dieß Werk berufen, und es ist mit der Heiterkeit, der Frömmigkeit und der gesunden Vernunft geschrieben, welche die natürlichen Begleiterinnen der Mäßigkeit und Nüchternheit sind. Was darin von dem alten Manne durchscheint, gereicht ihm mehr zur Empfehlung, als zum Nachtheil.

Da dieß Blatt eine Fortsetzung dessen seyn soll, was ich von der Leibesbewegung gesagt habe, so habe ich hier die Mäßigkeit nicht als eine moralische Tugend, sondern bloß als ein Mittel die Gesundheit zu erhalten, betrachtet; werde aber diesen Mangel in einem meiner künftigen Blätter nachhohlen.

L.

Hundert ein und zwanzigstes Stück. (197)

Von der Angewohnheit, in Gesellschaften zu streiten.

Alter rixatur de lana saepe caprina, et
Propugnat nugis armatus: scilicet, vt non
Sit mihi prima fides; et vere quod placet, vt non
Acriter elatrem, pretium aetas altera sordet.
Ambigitur quid enim? Castor sciat an Docilis plus,
Brundusium Numici melius via ducat, an Appi.

Hor.

Jedes Alter, welches ein Mensch durchgeht, und jeder Stand, worin er sich befinden mag, hat seine eignen ihm natürlich anklebenden Fehler oder Unvollkommenheiten, die er nicht ohne die schärfste Sorgfalt wird vermeiden können. Die verschiednen Schwachheiten, denen die Jugend, das Alter und die Mannheit ausgesetzt sind, haben viele Dichter und Philosophen längst geschildert; aber

aber ich besinne mich nicht, je einen Schriftsteller gefunden zu haben, der jene üblen Angewöhnungen abgehandelt hätte, denen die Menschen nicht so sehr wegen ihres verschiednen Alters und Temperaments, als wegen der besondern Profession, in welcher sie erzogen worden, unterworfen sind.

Ich wundre mich um so mehr, diese Materie so wenig berührt zu finden, da das, wovon ich hier rede, so auffallend ist, daß es auch dem Auge des alltäglichsten Beobachters nicht entgehen kann. Die Geschäfte, mit denen ein Mensch sich täglich abgibt, geben nicht nur seiner Denkungsart eine gewisse Wendung, ein gewisses Gepräge, sondern sie sind auch sehr oft in seinem äußern Betragen und in einigen der gleichgültigsten Handlungen seines Lebens sichtbar. Dieser über die ganze Person verbreitete Anstrich ist es eben, was uns in den Stand setzt, oft bey dem ersten Anblick eines Menschen zu errathen, was er ist; so daß auch der nachläßigste Beobachter sich einbildet, er werde sich in dem Wesen eines Matrosen oder dem Gange eines Schneiders kaum irren können.

Die schönen Künste, wiewohl sie vielleicht nicht so stark auf unsre Miene und unser äusserliches Betragen wirken, machen doch einen

so

so starken Eindruck auf die Seele, daß sie dadurch leicht eine ganz einseitige Richtung bekommen kann.

Der Mathematiker nimmt kaum mit etwas anderm, als Demonstrationen, selbst in den gewöhnlichsten Unterredungen fürlieb, und der Professor ist ein eben so großer Freund von Definitionen und Syllogismen. Den Arzt und den Theologen hört man oft in Privatgesellschaften eben so diktatorisch sprechen, als hätten sie ihre Patienten und Schüler vor sich; unterdeß der Jurist immer Fälle setzt, und aus allem, was man vorbringt, Anlaß zum Disputiren nimmt.

Vielleicht werde ich ein ander Mahl den eigenthümlichen Fehler, womit jede Profession am meisten behaftet ist, umständlicher vornehmen; für dieses Mahl will ich mir bloß die Kur des letztern, nähmlich der Zanksucht und des Widersprechungsgeistes der Herrn Rechtsgelehrten angelegen seyn lassen.

Dieser Fehler ist um desto gewöhnlicher, weil diese Herren, welche Streiten und Widerlegen als ihr eigenthümliches Gebieth ansehen, und sehr oft baares Geld daraus machen, es für gefährlich halten, vor einer Gesellschaft nachzugeben. Sie wollen auch in gemeinen Unterredungen zeigen,

wie

wie eifrig sie eine Sache vor Gericht verfechten könnten, und vergessen darüber oft, die Gelassenheit und Sanftmuth zu beobachten, die so unumgänglich nöthig ist, wenn ein Gespräch angenehm und unterrichtend seyn soll.

Der Hauptmann Sentry geht so weit, daß er mir oft gesagt hat, er habe nur wenig Advokaten gekannt, die erträgliche Gesellschafter gewesen wären.

Der Hauptmann, der ein Mann von gutem Verstande, aber von wenig Worten ist, erzählte mir vor einigen Abenden von einem Gespräch, das er neulich mit einem jungen juristischen Klopffechter gehabt hatte. Ich eröffnete meine Meinung, sagte der Hauptmann, ohne zu besorgen, daß irgend ein Streit daraus entstehen könnte, über das Verhalten eines Generals in einem Treffen, das einige Jahre früher, als wir beide geboren waren, geliefert war. Der junge Jurist packte mich augenblicklich an, und raisonnirte länger als eine Viertelstunde über eine Sache, wovon er, wie ich sah, nichts verstand, um mir zu zeigen, daß meine Meinungen ungegründet wären. Um nun allen weitern Streit zu vermeiden, sagte ich ihm, ich hätte wirklich die verschiednen Gründe, die er gegen mich vorgebracht, nicht bedacht, und es

möchte

möchte wohl viel Wahres darin' seyn. Ja, aber, sagte mein Antagonist, der mich damit noch nicht fahren lassen wollte, es läßt sich auch noch verschiednes für Ihre Meinung beybringen, was Sie vorbeygelassen haben; und hierauf zeigte er dann seine Stärke von der andern Seite. Ich ergriff also wieder meine erste Meinung, und gab seinen Gründen für dieselbe völligen Beyfall. Alsobald aber setzte mein Jurist sich wieder in seine vorige Positur, und widerlegte sich selbst und mich zum dritten Mahl. Kurz, ich fand, daß er entschlossen war, mich auf Degenslänge vom Leibe zu halten, und mich ihm nie nahe kommen zu lassen, so daß mir nichts übrig blieb, als zu schweigen und meinem Antagonisten, der, wie ich fand, trotz dem Hudibras, immer von der einen Partey zur andern übergehen und immer widerlegen konnte, völlige Freyheit zu lassen, sich seines Sieges zu erfreuen.

Ich für meine Person habe unsre Juristenkollegia immer als Pflanzschulen von Staatsmännern und Gesetzgebern betrachtet, weshalb ich denn diesen Theil der Stadt oft mit besonderem Vergnügen besuche.

Da ich neulich in einem der angesehensten Kaffehäuser beym Temple einsprach, fand ich das

ganze

ganze Zimmer voll junger Studenten, in verschiedne Parteyen getheilt, deren jede in irgend eine Streitfrage tief verwickelt war. Das Verhalten des letztern Ministeriums wurde mit großer Hitze angegriffen und vertheidigt; und verschiedne Friedenspräliminarien wurden von Einigen vorgeschlagen, und von Andern verworfen. Die Schleifung von Dünkirchen wurde so eifrig verlangt, und so hitzig bestritten, daß es beynahe darüber zum Duell gekommen wäre. Kurz, ich bemerkte, daß die Begierde zu siegen, durch die kleinen Vorurtheile der besondern Partey und des Privatinteresse der Streitenden gewetzt, ihre Hiebe so schneidend machte, daß sie unvermerkt gegen einander erbittert wurden, und mit dem höchsten Mißvergnügen und Unwillen auf beiden Seiten auseinander gingen.

Da es eine so delikate Sache ist, eine Streitfrage geschickt und anständig zu behandeln, und so sehr wenige diese Kunst verstehen, so will ich hier einige Regeln über diesen Punkt mittheilen, die ich, unter vielen andern, einem meiner jungen Verwandten schriftlich gegeben habe, der es schon so weit in der Rechtsgelehrsamkeit gebracht hatte, daß er in Gesellschaften über alles, was vorfiel, gleich zu disputiren anfing.

Da

Da ich das ganze Mannskript noch in Händen habe, so werde ich vielleicht von Zeit zu Zeit solche Theile desselben bekannt machen, die mir zur Belehrung unsrer Jugend dienlich scheinen werden. Was zu meiner jetzigen Absicht dient, ist Folgendes.

Vermeiden Sie Streitigkeiten, so viel als möglich. Um ein angenehmer und wohlgezogener Gesellschafter zu werden, so seyn Sie fest versichert, daß mehr Witz und gute Laune dazu gehört, die Begriffe andrer noch besser ins Licht zu setzen, als ihnen zu widersprechen. Sind Sie aber ja genöthigt, sich in einen Streit einzulassen, so bringen Sie Ihre Gründe mit äußerster Gelassenheit und Bescheidenheit vor: zwey Dinge, welche fast nie ermangeln Eindruck auf die Zuhörer zu machen. Ueberdem, wenn Sie weder dogmatisch sprechen, noch durch Ihre Handlungen oder Worte zeigen, daß Sie voll von sich selbst sind, wird jedermann sich desto herzlicher über Ihren Sieg freuen. Ja, sollten Sie auch mit Ihren Gründen in die Klemme kommen, so können Sie sich immer mit Ehren zurückziehen; denn Sie waren nie entscheidend, und freuen sich jetzt, besser belehrt zu seyn. Dieß empfiehlt besonders die Sokratische Methode zu disputiren, wobey man, weil man fast nichts positiv behauptet, schwerlich auf einer Ungereimtheit ertappt

tappt werden kann, und wenn man sich gleich vielleicht Mühe gibt, einen Andern von seiner für wahr erkannten Meinung zu überzeugen, doch bloß Belehrung von ihm zu wünschen scheint.

Um die Gelassenheit zu behalten, welche so schwer und doch so nothwendig ist, werden Sie wohl thun, zu bedenken, daß nichts ungerechter oder lächerlicher seyn kann, als über einen Andern in Zorn zu gerathen, weil er nicht Ihrer Meinung ist. Die besondern Interessen, die Erziehung und die Mittel, wodurch die Menschen ihre Kenntnisse erlangen, sind so sehr verschieden, daß sie unmöglich alle übereinstimmend denken können; und Er hat wenigstens eben so viel Grund, zornig auf Sie zu seyn, als Sie auf ihn. Zuweilen wird es, um kalt zu bleiben, nicht undienlich seyn, sich ehrlich zu fragen: Was würde meine Meinung gewesen seyn, hätte ich dieselbe Art von Erziehung genossen, und befände mich in denselben Umständen und Verhältnissen, wie mein Gegner? Ist es Ihnen aber bloß um die Ehre des Sieges zu thun, so können Sie dieß als einen untrieglichen Grundsatz festsetzen, daß Sie keinen größern Fehltritt thun, oder Ihrem Gegner keinen größern Vortheil über sich in die Hände geben können, als wenn Sie in Eifer gerathen.

Wenn ein Streit vorüber ist, wie viel wichtige Gründe fallen einem dann nicht noch ein, die man aus Hitze und Leidenschaft gänzlich vergaß.

Noch ungereimter ist es, zornig auf jemanden zu seyn, weil er die Stärke unsrer Gründe nicht einsieht, oder selbst schwache Gründe anführt. Streiten Sie der Ehre wegen, so macht dieß Ihnen ja den Sieg desto leichter; er verdient gewiß, in allem Betracht, mehr Ihr Mitleiden, als Ihren Zorn; und kann er nicht begreifen, was Ihnen klar ist, so sollten Sie der Natur danken, daß sie Ihnen so viel günstiger gewesen ist, und Ihnen einen so viel aufgeklärteren Verstand geschenkt hat.

Hierzu nehmen Sie noch die Betrachtung, daß unter Ihres gleichen keiner sich um Ihren Zorn bekümmert, als welcher vielmehr bloß seinen eignen Herrn quält: vielleicht finden Sie dann, daß sichs weder mit der Klugheit, noch mit Ihrer Ruhe gut verträgt, sich selbst zu strafen, so oft Ihnen ein Thor oder ein Bösewicht aufstößt.

Ist es Ihnen aber um den wahren Zweck des Disputirens, nähmlich um Belehrung zu thun, so wird dieß von selbst schon Ihrer Hitze zu rechter Zeit Einhalt thun; denn ist es bloß Wahrheit, was Sie suchen, so wird es Ihnen ja beynahe

nahe gleichgültig seyn, wo Sie solche finden. Ich kann bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht vorbey lassen, die ich schon oft gemacht habe, daß nähmlich nichts einem Menschen mehr Achtung und weniger Neid bey der ganzen Gesellschaft erwirbt, als wenn er das Geschäft eines Vermittlers übernimmt, ohne sich geradezu für die eine oder die andre streitende Partey zu erklären. Dieß verschafft ihm den Nahmen eines unparteyischen Mannes, gibt ihm Gelegenheit eine Sache gründlich ins Licht zu setzen, seine Beurtheilungskraft zu zeigen, und zuweilen auch jedem der Streiter ein feines Kompliment zu machen.

Ich schließe diese Materie mit der Warnung: Wenn Sie einen Sieg erhalten haben, so treiben Sie ihn ja nicht zu weit! genug, wenn die Gesellschaft und Ihr Gegner sehen, daß dieß in Ihrer Macht stünde, daß Sie aber zu großmüthig sind, von Ihrer Macht Gebrauch zu machen.

X.

Hundert zwey und zwanzigstes Stück.
(198)

Von weiblichen Salamandern. Warnung vor der Vertraulichkeit mit Mannspersonen.

Ceruae luporum praeda rapacium
Sectamur vltro, quos opimus
Fallere et effugere est triumphus,
HOR.

Es gibt eine Gattung von Frauenzimmern, die ich mit dem Nahmen Salamander bezeichnen will. Ein solcher Salamander ist eine Art von Heroine in der Keuschheit, die auf glühende Kohlen tritt, und mitten in Flammen lebt, ohne sich zu versengen. Ein Salamander weiß von keinem Unterschiede des Geschlechts unter denen, mit welchen sie umgeht, wird mit einem Fremden auf den ersten Blick vertraut, und ist nicht so kleinen Geistes, daß sie bemerken sollte, ob die Person, mit welcher sie spricht, Hosen oder Röcke trägt. Sie nimmt

nimmt im Bette von einer Mannsperson Besuch an, spielt mit ihm einen ganzen Nachmittag Piket, geht mit ihm zwey oder drey Stunden lang im Mondschein spatzieren, und ereifert sich über die Unbilligkeit eines Ehemannes, oder die Strenge eines Vaters, der dem schönen Geschlecht solche unschuldige Freyheiten nicht gönnen will. Unser Salamander deklamirt also unaufhörlich gegen die Eifersucht, preist und bewundert die Französische gute Lebensart, und ist eine eifrige Verfechterinn der Freyheit im Umgange. Kurz, ein Salamander lebt in einem ganz unüberwindlichen Stande der Unschuld und Einfalt; ihre Konstitution wird durch eine Art von natürlichem Frost erhalten; sie begreift nicht, was man unter Versuchungen versteht, und fordert das ganze männliche Geschlecht heraus, sein ärgstes zu thun. Ihre Keuschheit hält eine beständige Feuerprobe aus; gleich der guten Königinn Emma wandelt das liebe unschuldige Kind blindlings über glühende Pflugscharen hin, ohne sich ein Haar zu versengen.

Nicht zum Nutzen der Salamander also, sie mögen ledig oder verheurathet seyn, ist dieses Blatt bestimmt; sondern bloß für solche Frauenzimmer, welche Fleisch und Blut haben,

und fühlen, daß sie menschlichen Schwachheiten unterworfen sind.

Diesem Theile des schönen Geschlechts nun, welcher nicht von der Salamanderart ist, möchte ich wohl den recht ernstlichen Rath geben, ein ganz entgegengesetztes Verhalten zu beobachten, und alles das, was die Religion **Versuchungen**, und die Welt **Gelegenheiten** nennt, so viel als möglich zu meiden. Wüßten sie nur, wie viele Tausende ihres Geschlechts nach und nach von unschuldigen Freyheiten zu Verderben und Schande verführt worden, und wie viele Millionen des unsrigen mit Schmeicheleyen, Betheurungen und zärtlichen Liebkosungen angefangen, aber mit Vorwürfen, Meineid und Treulosigkeit geendigt haben; so würden sie, ärger als den Tod, die ersten Annäherungen eines Geschöpfes scheuen, welches sie vielleicht in ein Labyrinth von Laster und Elend ohne Ende führen kann. Ich muß wirklich der Sache meines eignen Geschlechts so ungetreu werden, daß ich das weibliche mit **Chamont** in **Otway's Waise** ermahne:

Trau keinem Manne! wir sind alle von Natur
Falsch, Heuchler, grausam, unbeständig, voller List.

Schwatzt

Schwatzt dir ein Mann von Liebe vor, trau ihm
nur halb;
Und schwört er gar dazu, so täuscht er dich gewiß.

Sehr viel könnte ich über diese Materie sagen, statt dessen aber will ich dießmahl nur eine Geschichte erzählen, die ich neulich von einem unsrer Spanischen Officiere hörte, und die uns zeigen kann, welcher Gefahr ein Frauenzimmer sich durch gar zu große Vertraulichkeit mit einer Mannsperson aussetzt.

Ein Einwohner des Königreichs Kastilien, der ein Mann von mehr als gewöhnlicher Klugheit und von einem ernsthaften und gesetzten Wesen war, entschloß sich etwa im funfzigsten Jahr seines Alters zu heurathen. Da es ihm bloß um ein ruhiges Leben im Ehestande zu thun war, so warf er seine Augen auf ein junges Frauenzimmer, die nichts zu ihrer Empfehlung für sich hatte, als ein schönes Gesicht und eine gute Erziehung; denn ihre Aeltern waren durch die Kriege, welche einige Jahre her das ganze Land verwüstet hatten, in die äußerste Armuth versetzt. Er erhielt sie ohne Mühe, und lebte mit ihr eine geraume Zeit ausnehmend glücklich; als endlich seine Angelegenheiten ihn nöthigten, eine Reise ins Königreich Neapel zu machen, wo er große Güter besaß.

Seine Frau liebte ihn zu zärtlich, als daß sie hätte zurückbleiben können. Sie waren noch nicht über einen Tag auf der See, als sie unglücklicher Weise einem Algierischen Seeräuber in die Hände fielen, der die ganze Gesellschaft ans Land brachte, und zu Sklaven machte. Der Kastilianer und seine Frau hatten den Trost, unter Einem Herrn zu stehen, der aber, als er sah, wie zärtlich sie sich liebten, und wie sehr sie nach ihrer Freyheit schmachteten, einen ganz übertriebnen Preis auf ihre Loslassung setzte. Ungeachtet nun der Kastilianer für sich selbst lieber in der Sklaverey gestorben wäre, als daß er eine Summe bezahlt hätte, die ihn, wie er voraussah, fast an den Bettelstab bringen mußte, ging ihm doch der Zustand seiner Frau so nahe, daß er seinem Freunde in Spanien, der zugleich sein nächster Verwandter war, einmahl übers andre den Auftrag zuschickte, sein Gut zu verkaufen, und ihm das Geld zu übermachen. Sein Freund aber, welcher immer hoffte, der Algierer würde in seinen Forderungen billiger werden, und auch nicht gern ein Gut verkaufen wollte, welches er dereinst zu erben hoffen konnte, zögerte so lange, daß drey volle Jahre vergingen, ehe das geringste zu ihrer Befreyung geschehen war.

An demselben Orte, wo der Kastilianer und seine Frau in der Gefangenschaft lebten, hielt sich ein französischer Renegat auf. Da dieser Mensch alle die Lebhaftigkeit besaß, die seiner Nation eigen ist, so unterhielt er die Gefangenen oft mit Erzählungen seiner Abenteuer; womit er zuweilen ein Liedchen, einen Tanz, oder eine andre Posse verband, um ihnen in ihrer Einsamkeit die Zeit zu vertreiben. Seine genaue Kenntniß der Sitten der Algierer setzte ihn auch in Stand, ihnen verschiedne gute Dienste zu leisten. Da der Kastilianer sich eines Tages mit diesem Renegaten unterhielt, erzählte er ihm von der Nachlässigkeit und Verrätherey seines Korrespondenten in Kastilien, und bat ihn zugleich um seinen Rath, wie er sich in dieser Verlegenheit helfen sollte; er sähe wohl ein, setzte er hinzu, daß er das Geld unmöglich würde herbeyschaffen können, wenn er nicht selbst hinüber ginge, und sein Gut verkaufte. Der Renegat stellte ihm vor, daß sein Herr schlechterdings nicht darein willigen würde, ihn unter solchem Vorwande loszulassen, ersann aber endlich ein Mittel, wie der Kastilianer in der Kleidung eines Matrosen entwischen könnte. Dieß gelang. Der Kastilianer kam nach Spanien, verkaufte sein Gut, und kehrte darauf selbst, aus

Furcht, daß sein Geld unterwegs verunglücken möchte, und entschlossen, lieber mit demselben umzukommen, als eine Person zu verliehren, die ihm viel theurer war, als sein Leben, in einem kleinen Fahrzeuge nach Algier zurück. Es ist unmöglich, die Freude zu beschreiben, die er jezt bey dem Gedanken fühlte, daß er das Weib seiner Liebe bald wiedersehen, und sich bei ihr durch diesen ungewöhnlichen Beweis von Großmuth noch beliebter machen würde.

Der Renegat hatte sich unterdeß, während der Abwesenheit des Mannes, bey seiner jungen Frau so sehr eingeschmeichelt, und ihren Kopf durch seine Liebeshistorien und Galanterien so sehr verrückt, daß sie ihn in kurzer Zeit für den liebenswürdigsten Herrn hielt, mit dem sie jemahls umgegangen. Kurz, der ehrliche Kastilianer wurde ihr ganz zuwider gemacht, und sie lernte ihn als einen pedantischen Graubart ansehen, der nicht würdig sey, ein so reizendes Geschöpf zu besitzen. Ihr Liebhaber hatte sie unterrichtet, was für eine Rolle sie bey seiner Ankunft spielen sollte: so, daß sie ihn mit allem Schein der höchsten Liebe und Dankbarkeit empfing, und ihn endlich beredte, ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem Renegaten, das Geld anzuvertrauen, welches er zu ihrer Loskau-

kaufung mitgebracht hatte, weil sie nicht zweifle, daß er von der Summe noch etwas abdingen, und die ganze Sache weit vortheilhafter für sie negociiren würde, als sie selbst thun könnten. Der gute Mann bewunderte ihre Klugheit, und folgte ihrem Rath.

Ich wünschte, daß ich den Ausgang dieser Geschichte verhehlen könnte; da ich das aber nicht kann, so will ich sie wenigstens so kurz, als möglich abfertigen. Der Kastilianer, welcher den folgenden Morgen länger als gewöhnlich schlief, fand beym Erwachen, daß seine Frau ihn verlassen hatte. Er stand alsobald auf, und fragte nach ihr, hörte aber, daß man sie bey Tages Anbruch mit dem Renegaten gesehen habe. Mit einem Wort, der Liebhaber hatte schon vorher alle Anstalten zu ihrer Abreise getroffen; sie entwischten daher ohne Schwierigkeit aus dem Gebieth von Algier, nahmen das Geld mit, und ließen den Kastilianer in der Gefangenschaft zurück, welcher theils durch die grausame Behandlung seines erbitterten Herrn, theils aus Gram über die schändliche Undankbarkeit seines treulosen Weibes, einige Monathe nachher starb.

L.

Hundert drey und zwanzigstes Stück.

(199)

Schreiben eines Frauenzimmers an ihren Geliebten, worin sie die ehelose und eheliche Liebe gegeneinander hält.

— Scibere jussit amor.

OVID.

Folgende Briefe sind mit einem so starken Gepräge von Aufrichtigkeit geschrieben, daß ich ihnen einen Platz in meinen Blättern nicht versagen kann.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ungeachtet sie durchgehends in Ihren Schriften ein Freund des Frauenzimmers sind, so erinnere ich mich doch nicht, daß Sie je geradezu das lohnsüchtige Verfahren der Männer in Ansehung der Wahl ihrer Gattinnen betrachtet hätten. Beliebte es Ihnen, einmahl über diese Materie nachzudenken, so würden Sie leicht einsehen, wie übel viele von uns daran sind, die nicht nur durch die Gesetze

der

der Gewohnheit und der Sittsamkeit verhindert werden, selbst Anträge nach ihren Wünschen zu thun, sondern auch, wegen ihrer Vermögensumstände, gar keine Hoffnung haben, daß ihnen von denen, die sie lieben, ein Antrag geschehen werde. Unter allen diesen Nachtheilen sehe ich mich genöthigt, mich an Sie zu wenden, und hoffe, daß ich Sie bewegen werde, in Ihrem nächsten Blatt folgenden Brief abdrucken zu lassen, der eine Lieberklärung an einen Mann enthält, welcher sich seit einiger Zeit, aber noch ziemlich entfernt, um mich beworben hat. Ich glaube, er liebt mich von ganzem Herzen, aber mein geringes Vermögen macht, daß er sich einbildet, er könne es nicht vor der Welt verantworten, wenn er seine Liebe zu mir durch die Ehe zu befriedigen suche; und da es ihm nicht an Scharfsinn fehlt, so glaube ich, er hat es bemerkt, daß ich ihn neulich unversehens mit einem Blick ansah, der ihm Hoffnung gemacht haben mag, mich, wie man es nennt, auf leichtere Bedingungen zu der Seinigen zu machen. Allein mein Herz war bey der Gelegenheit sehr voll, und wenn Sie wissen, was Liebe und Ehre ist, so werden Sie mirs leicht verzeihen, daß ich gegen Sie nichts weiter darüber sage, sondern gleich zu meinem Briefe an ihn eile. Ich nenne ihn Oroondates;

dates; denn wenn mir meine Absicht nicht gelingt, so wird das Ding wie ein Roman aussehen; finde ich aber Gehör, so sollen Sie an meinem Hochzeittage ein Paar Handschuh bekommen, die ich Ihnen unter dem Nahmen Statira zusenden werde.„

An den Oroondates.

„Mein Herr,

„Nach der größten Verlegenheit und langem Nachsinnen, wie ich Sie am besten mit meinen eignen Gesinnungen bekannt machen, und Sie wegen der Ihrigen zur Rede stellen könnte, habe ich endlich diesen Weg erwählt, wodurch ich Ihnen zugleich entweder kund werden, oder, wenn es Ihnen beliebt, verborgen bleiben kann. Finde ich nicht in wenig Tagen die Wirkung, die ich von diesem Schreiben hoffe, so soll die ganze Sache in Vergessenheit begraben seyn. Aber ach! wozu entschließe ich mich, da ichs wage, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe? Doch, da ichs nun einmahl gethan habe, so muß ich Sie versichern, daß ich, mit aller der Leidenschaft, die je in ein zärtliches Herz kam, gewiß fähig seyn werde, Sie auf ewig aus meinen Augen zu verbannen, so bald ich weiß, daß Sie keine andre Neigung für mich haben, als zu meiner Schande. Aber ach! mein

Herr,

Herr, warum wollten Sie die wahre und wesentliche Glückseligkeit des Lebens dem Wahn einer Welt aufopfern, der auf keinem andern Grunde, als offenbarem Irrthum und Vorurtheil beruht? Sie alle machen täglich die Bemerkung, daß Reichthum allein Sie nicht glücklich macht, und gleichwohl geben Sie alles andre hin, wenn es mit Reichthum in Kollision kömmt. Da aber die Welt einmahl so verderbt ist, daß man die Religion bloß uns einfältigen Weibsen überläßt, und Sie Männer gemeiniglich nur nach Grundsätzen des Gewinns und des Vergnügens handeln, so will ich mich jetzt auch auf nichts anders gegen Sie berufen, als was Ihnen, selbst als einem Manne nach der Welt, den größten Vortheil bringen muß. Ich will voraussetzen, es stünde in Ihrer freyen Wahl, mich entweder zu Ihrer Mätresse oder zu Ihrer Frau zu machen: ich will Ihnen also die wahre Beschaffenheit beider Verhältnisse vorlegen, und hoffe Sie dann zu überzeugen, daß Sie bey dem letztern nicht nur mehr Vortheil, sondern auch mehr Vergnügen finden werden.„

„Gesetzt also, die Scene wäre angelegt, und Sie wären jetzt voller Erwartung auf den glücklichen Abend, da ich mich einfinden, und nach dem Winkel der Stadt, den Sie als den bequemsten aus-

ausersehen hätten, bringen lassen sollte, um alles das zu genießen, was Ihre wollüstige Einbildungskraft Ihnen in dem Besitz einer Person verspricht, die in der Blüthe der Jugend ist und den Ruf der Unschuld hat: wie bald würden Sie meiner, als eines lebhaften, jungen, lustigen und flüchtigen Dinges, genug haben! Wenn die Fantasie gesättigt ist, und sich in allen ihren Erwartungen getäuscht findet, wo ist dann die Unschuld, die Sie bezauberte? In der ersten Stunde, da Sie allein sind, werden Sie finden, daß das Vergnügen eines Wollüstlings nur das Vergnügen eines Verwüsters ist; er vergiftet jede Frucht, die er kostet, und wo das Thier seinen Hunger gestillt hat, bleibt nichts übrig, was den Geschmack des Menschen befriedigen könnte. Die Vernunft nimmt ihren Platz wieder ein, wenn die Einbildungskraft satt ist; und ich selbst werde dann mit äußerster Scham und Bekümmerniß sehen müssen, wie ich Ihnen nur Gelegenheit zu verdrießlichen Gedanken und Betrachtungen gebe, wie Sie mich nur verstohlner Weise besuchen; und am Ende werde ich bloß den beiden Gesellschafterinnen, die sich von allen in der Welt am wenigsten zusammenschicken, der Einsamkeit und Strafbarkeit, überlassen seyn. Ich will nichts von der schimpflichen Ver-

borgenheit gedenken, in welcher wir unsre Zeit hinbringen würden, nichts von dem ängstlich scheuen Schnappen nach einem Augenblick frischer Luft und freyes Umgangs, womit alle diejenigen sich begnügen müssen, deren Handlungen die Untersuchung nicht aushalten; sondern will dieß alles Ihrem eignen Nachdenken überlassen, da Sie das Leben näher kennen, von dem ich nur eine bloße Idee habe.„

„Auf der andern Seite aber, wenn Sie so gut und edelmüthig seyn können, mich zu Ihrer Gattinn zu machen, so können Sie sich alle die Unterwürfigkeit und Zärtlichkeit von mir versprechen, welche Dankbarkeit einem tugendhaften Weibe einzuflößen vermag. Was für Befriedigungen der Sinne von einer angenehmen Person, was für Gefälligkeiten von einem gutwilligen Temperament, was für Theilnehmung und Trost von einer aufrichtigen Freundschaft Sie nur immer wünschen mögen, alles das können Sie als eine Schuld Ihrer Großmuth erwarten. Was Sie sich jetzt, nach Ihrer bösen Absicht, von mir versprechen, wird bald Sättigung und Eckel nach sich ziehen; aber das Sinnliche einer tugendhaften Liebe ist der geringste Theil ihrer Glückseligkeit. Die Entzückungen einer unschuldigen Leidenschaft glei-

gleichen einem Blitz am Tage; sie unterbrechen mehr das Vergnügen derselben, als sie es erhöhen. Wie selig muß also das Leben nicht seyn, in welchem die höchsten Vergnügungen der Sinne nur der schlechteste Theil seiner Glückseligkeit sind!„

„Noch einmahl also wiederhohle ich die unschickliche Bitte, mich auf eine rechtmäßige Weise zu der Ihrigen zu machen. Ich weiß freylich, daß mir und dieser Glückseligkeit die stolze Tochter eines Mannes im Wege steht, der Ihnen eine Ihrem Vermögen angemessene Aussteuer geben kann. Vergleichen Sie aber das Betragen und die Gefälligkeit derjenigen, die Ihnen ein dem Ihrigen gleiches Vermögen zubringt, und ein Aequivalent dafür erwartet, mit dem Betragen und der Gefälligkeit derjenigen, welche die Aufnahme in Ihr Haus für eine Ehre und Wohlthat hält: welche von beiden möchten Sie dann am liebsten wählen? Sie werden es vielleicht für gut finden, einmahl einen Tag außer dem Hause in den gewöhnlichen Belustigungen verständiger und wohlhabender Leute zuzubringen: alsdann wird Jene sich durch diese Abwesenheit beleidigt finden, und zu Hause einen Aufwand zu machen wissen, der der Figur, welche Sie in der Welt machen, angemessen ist. Sie wird in allen Dingen auf das Ver-

mögen

mögen sehen, das sie Ihnen zubrachte; ich aber auf das, worein Sie mich gesetzt haben. Der Umgang zwischen Ihnen wird immer einem Handel, zwischen uns aber einer Freundschaft, ähnlich sehen. Freude wird immer mit Ihnen ins Zimmer treten, und zärtliche Wünsche werden meinen Wohlthäter begleiten, wenn er es verläßt. Fragen Sie sich selbst, wie froh würde es Sie machen, immer des süßen Bewußtseyns zu genießen, sich ein dankbares Herz verpflichtet zu haben? und dieß wird Ihr Fall mit mir seyn. In jener Heurath hingegen werden Sie in einer immerwährenden Vergleichung der gegenseitigen Verbindlichkeiten leben, und nie die Glückseligkeit kennen, Wohlthaten zu erweisen oder zu empfangen.„

„Vielleicht werden Sie nach alle dem doch lieber der Klugheit (nach dem Begriffe, welchen die Welt mit diesem Worte verbindet) gemäß handeln wollen. Ich weiß nicht, was ich denken oder sagen soll, wenn dieser melancholische Gedanke sich mir aufdringt; will aber nur noch hinzusetzen, daß es in Ihrer Macht steht, mich zu Ihrer dankbaren Gattinn, aber nie, mich zu Ihrer ehrlosen Buhlerinn zu machen.„

T.

Hundert vier und zwanzigstes Stück.

(201)

Von der Gottesfurcht.

Religentem esse oportet, Religiosum nefas.

INCERTI AUCTORIS APUD AUL. GELL.

Es ist von äußerster Wichtigkeit, die Neigungen eines Kindes zur Gottesfurcht zu lenken, da diese selten in einer Seele erstirbt, welche frühzeitig an dieselbe gewöhnt worden. Scheint sie auch eine Zeitlang durch die Sorgen der Welt, die Leidenschaften der Jugend, oder die Verführungen des Lasters ausgelöscht zu seyn, so bricht sie doch gemeiniglich wieder aus und zeigt sich aufs neue, so bald Vernunft, Nachdenken, Alter oder Unglücksfälle den Menschen wieder zu sich selbst gebracht haben. Das Feuer kann wohl bedeckt und überschüttet, aber nicht gänzlich gedämpft und erstickt werden.

Ein mäßiges, nüchternes und gerechtes Leben ohne Gottesfurcht, ist kalte, leblose und unschmackhafte Tugend, und vielmehr Philosophie,

als

als Religion. Gottesfurcht öffnet die Seele großen Gedanken, und erfüllt sie mit erhabnern Ideen, als irgend eine Wissenschaft, so erhaben sie auch sey; und zu gleicher Zeit erwärmt und bewegt sie die Seele mehr, als es irgend ein sinnliches Vergnügen zu thun vermag.

Einige Schriftsteller haben angemerkt, daß der Mensch sich von den Thieren nicht so sehr durch die Vernunft, als durch die Gottesfurcht unterscheidet, da verschiedne Thiere in ihren Handlungen etwas, gleich einem schwachen Schimmer von Vernunft, verrathen, in keinem einzigen Umstande ihres Verhaltens aber etwas blicken lassen, das nur die entfernteste Aehnlichkeit mit Gottesfurcht hätte. In der That, der Hang der menschlichen Seele zu göttlicher Verehrung, die natürliche Neigung derselben, bey irgend einem höheren Wesen in Gefahren und Nöthen Schutz und Hülfe zu suchen, die Dankbarkeit gegen eine unsichtbare Vorsehung, die in uns entsteht, wenn uns irgend ein außerordentliches und unverhofftes Glück begegnet, die Liebe und Bewunderung, wovon wir uns mit solcher Wonne durchdrungen fühlen, wenn wir über die göttlichen Vollkommenheiten nachdenken, und die allgemeine Uebereinstimmung aller Nationen unter der Sonne in dem großen Punkt

der Anbethung; alles dieß beweist augenscheinlich, daß Gottesfurcht oder religiöse Gottesverehrung entweder die Wirkung der Tradition von einem ersten Urheber des Menschengeschlechts seyn muß, oder daß sie dem natürlichen Licht der Vernunft gemäß ist, oder daß sie aus einem der Seele selbst eingepflanzten Instinkt entspringt. Was mich betrifft, so sehe ich alles dieß als gemeinschaftlich wirkende Ursachen an; wiewohl jede derselben besonders, wenn man sie für die einzige Quelle der Gottesverehrung halten will, immer offenbar auf ein höchstes Wesen, als den Urheber derselben, hinweiset.

Ich werde mich vielleicht einer andern Gelegenheit bedienen, die besondern Formen und Methoden der Gottesverehrung, die das Christenthum uns lehrt, zu betrachten; hier aber will ich nur bemerken, auf was für Abwege selbst dieses göttliche Principium uns zuweilen verleiten kann, wenn es nicht durch jene gesunde Vernunft, die uns zum Leitstern aller unsrer Handlungen gegeben ward, gelenkt wird.

Die beiden Hauptabwege, worauf eine mißverstandene Gottesfurcht uns führen kann, sind Schwärmerey und Aberglaube.

Es gibt keinen betrübtern Gegenstand unter der Sonne, als einen Menschen, dem Religionsschwärmerey den Kopf verrückt hat. Ein Wahnsinniger, wäre ers auch aus Stolz oder Bosheit, ist ein Anblick, der die menschliche Natur sehr demüthigt; entspringt aber das Uebel aus unbesonnener Hitze in der Andacht und Gottesfurcht, oder aus einer überspannten Aufmerksamkeit der Seele auf ihre mißverstandenen Pflichten, so verdient es unser Mitleiden in einem vorzüglichen Grade. Wir können gleichwohl diese Lehre daraus ziehen: Kann die Gottesfurcht selbst (die, wie man denken sollte, nicht zu warm seyn könnte) die Seele in Unordnung bringen, wofern ihr Feuer nicht durch Behutsamkeit und Klugheit gemäßigt wird, so mögen wir uns ja aufs sorgfältigste bemühen, unsre Vernunft so kalt als möglich zu erhalten, und in allen Theilen des Lebens vor den Einflüssen der Leidenschaft, der Einbildungskraft und des Temperaments wohl auf unsrer Hut seyn.

Steht die Gottesfurcht nicht unter dem Zügel der Vernunft, so artet sie gar leicht in Schwärmerey aus. Fühlt die Seele, daß ihre Andachten sie sehr entflammen, so ist sie nur gar zu geneigt, sich einzubilden, daß dieses Feuer nicht ihr eignes Werk, sondern durch etwas Göttliches in ihr ent-

zündet sey. Hängt sie diesen Gedanken zu sehr nach, und nährt die angehende Leidenschaft, so stürzt sie sich endlich in eingebildete Entzückungen und Ekstasen; und glaubt sie einmahl unter dem Einflusse eines göttlichen Triebes zu stehen, so ist es kein Wunder, wenn sie menschliche Anordnungen verachtet, und sich nicht nach der eingeführten Form der Religion bequemen will; denn sie wird ja, ihrer Meinung nach, von einem viel höhern Führer geleitet!

Wie die Schwärmerey ein schädliches Uebermaß in der Gottesfurcht ist, so ist auch der Aberglaube ein solches Uebermaß, nicht nur der Gottesfurcht, sondern der Religion überhaupt, wie schon ein alter Heide sagt, welchen Aulus Gellius anführt: Religentem esse oportet, Religiosum nefas, denn Nigidius bemerkte (wie der Verfasser sagt) bey dieser Stelle, daß die Lateinischen Wörter, welche sich in osus endigen, gemeiniglich etwas Fehlerhaftes und das Uebermaß einer Eigenschaft anzeigen.

Ein Schwärmer in der Religion gleicht einem hartnäckigen Bauer, ein Abergläubiger einem abgeschmackten Hofmann. Schwärmerey hat eine Portion von Wahnsinn, Aberglauben von Thorheit. Die meisten Sekten, die von unsrer Kirche

abge-

abgehen, haben einen starken Ansatz von Schwärmerey, so wie die römischkatholische Kirche ein ungeheurer Haufen von kindischem und leerem Aberglauben ist.

Diese Kirche scheint wirklich in diesem Stücke ohne alle Hoffnung verlohren zu seyn. Kömmt eine ungereimte Kleidung oder Sitte in der Welt auf, so wird sie bald entdeckt und abgeschafft; hat aber ein Habit, oder eine Ceremonie, sie sey so ungereimt als sie wolle, einmahl ihre Zuflucht in die Kirche genommen, so ist sie in Ewigkeit nicht wieder daraus wegzuschaffen. Ein Gothischer Bischof fand es vielleicht für gut, dieß oder jenes Formular in Schuhen oder Pantoffeln von der oder der Facon herzusagen; ein andrer bildete sich ein, es würde sehr wohl stehen, wenn er den oder den Theil des öffentlichen Gottesdiensts mit einer spitzen Mütze auf dem Kopfe und einem Bischofstabe in der Hand verrichtete; dem fügte ein Bruder Vandal, so weise als jene, einen grotesken Anzug hinzu, von dem er sich einbildete, daß er eine sehr geschickte Anspielung auf die oder die Geheimnisse seyn würde: bis solchergestalt nach und nach der ganze Gottesdienst in ein leeres Schaugepränge ausgeartet ist.

Ihre Nachfolger sehen die Eitelkeit und Inkonvenienz dieser Ceremonien; anstatt sie aber abzuschaffen, thun sie vielleicht noch andre hinzu, welche sie für bedeutender halten; diese setzen sich dann auf gleiche Weise in Possession, und lassen sich, nachdem man sie einmahl aufgenommen hat, nie wieder vertreiben. Ich habe den Papst in der Peterskirche das Hochamt halten sehen, wobey er zwey Stunden lang mit An- und Ausziehen der verschiednen Ornate beschäftigt war, den verschiedenen Rollen gemäß, die er in denselben agiren mußte.

Nichts ist in den Augen der Menschen so rühmlich, gereicht der menschlichen Natur zu einer so großen Zierde (die unendlichen Vortheile, die daraus entspringen, bey Seite gesetzt) als eine feste, unwandelbare, männliche Frömmigkeit; Schwärmerey aber und Aberglaube sind die Schwäche der menschlichen Vernunft, setzen uns dem Spott und der Verachtung der Ungläubigen bloß, und erniedrigen uns sogar unter die Thiere.

Abgötterey ist noch ein andrer Irrthum, der aus übelverstandner Gottesfurcht entsteht; da aber Betrachtungen über diesen Gegenstand einem

einem protestantischen Leser nichts nützen würden, so will ich mich dabey nicht aufhalten.

L.

Hundert fünf und zwanzigstes Stück.

(207)

Vom Gebeth.

Omnibus in terris, quae ſunt a Gadibus usque
Auroram et Gangem, pauci dignoſcere poſſunt
Vera bona, atque illis multum diuerſa, remota
Erroris nebula. —

JUVEN.

In meinem vorigen Stücke trug ich einige Gedanken über die Gottesfurcht überhaupt vor, und heute will ich zeigen, was für Ideen die aufgeklärtesten Heiden über diese Materie hatten, so wie sie in Platons Gespräch über das Gebeth, welches den Titel der Zweyte Alcibiades führt, vorgetragen sind. Dieß Gespräch gab ohne Zweifel zu Juvenals zehnter, und Persius zweyter Satire Anlaß; wie denn der letztere den Ersten

Alci-

Alcibiades in seiner vierten Satire fast abge- schrieben hat.

Die Personen dieses Gesprächs über das Ge- beth sind Sokrates und Alcibiades, und das Wesentliche desselben, wenn man es aus den Ver- wickelungen und Episoden zusammenzieht, ist Folgendes.

Sokrates begegnet seinem Schüler Alcibia- des, als er eben in den Tempel gehen will, um sein Gebeth zu verrichten, und da er bemerkt, daß seine Augen voller Ernst und Aufmerksamkeit auf die Erde gerichtet sind, sagt er ihm, er habe aller- dings Ursach, bey dieser Gelegenheit nachdenkend zu seyn, weil es wohl möglich sey, daß ein Mensch durch sein eignes Gebeth sich Uebel zuzöge, und daß die Dinge, welche die Götter ihm auf seine Bitten gewährten, ihm zum Verderben gereich- ten. Dieß, sagt er, kann nicht nur geschehen, wenn ein Mensch um etwas bittet, von dem er weiß, daß es seiner Natur nach schädlich ist, wie Oedipus die Götter bat, Zwietracht unter seinen Söhnen zu stiften; sondern auch, wenn er um etwas bittet, von dem er glaubt, daß es zu seinem Besten gereichen würde, und etwas verbittet, das ihm schädlich dünkt. Der Philosoph zeigt ihm, daß dieß für Menschen ganz unvermeidlich sey,

weil

weil die meisten durch Unwissenheit, Vorurtheil oder Leidenschaft verblendet und verhindert werden, zu sehen, was für Dinge ihnen wirklich heilsam sind. Zum Beyspiel, fragt er den Alcibiades, ob es ihn nicht zum höchsten erfreuen würde, wenn der Gott, zu welchem er jetzt zu bethen Willens sey, ihm verspräche, er wollte ihn zum Herrn der ganzen Erde machen? Alcibiades antwortet, er würde freylich ein solches Versprechen als die größte Wohlthat betrachten, die ihm nur erwiesen werden könnte. Sokrates fragt ihn darauf, ob er, nach dem Empfang dieser großen Wohlthat, sichs gern gefallen lassen würde, sein Leben zu verliehren? oder ob er sie annehmen würde, wenn er gleich gewiß wüste, daß er einen schlechten Gebrauch davon machen würde? Da Alcibiades beide Fragen mit Nein beantwortet, so zeigt ihm Sokrates, aus den Beyspielen Andrer, wie dieß doch aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen einer solchen Wohlthat seyn würden. Er setzt hinzu, auch andre Dinge, die man gemeiniglich für ein wundergroßes Glück hielte, zum Beyspiel, einen Sohn zu bekommen, oder die höchste Bedienung in einem Staat zu erlangen, wären denselben gefährlichen Folgen ausgesetzt; gleichwohl sagt er, wünschen die Menschen solche Dinge sehr eifrig, und

wür-

würden gewiß nicht ermangeln, um dieselben zu bitten, wenn sie glaubten, daß ihre Gebethe zu Erlangung derselben etwas beytragen könnten.

Nachdem er also diesen großen Punkt festgesetzt hat, daß die scheinbarsten Güter in diesem Leben solchen schrecklichen Folgen insgesammt unterworfen sind, und daß kein Mensch weiß, was für Dinge am Ende ein Segen oder ein Fluch für ihn seyn würden, so lehrt er den Alcibiades, wie er bethen sollte.

Fürs erste empfiehlt er ihm, zum Muster seiner Andachten, ein kurzes Gebeth, welches ein Griechischer Dichter zum Gebrauch seiner Freunde aufsetzte. Es ist folgendes: **O Jupiter, gib uns das, was gut für uns ist, wir mögen dich darum bitten, oder nicht; und wende das von uns ab, was uns schädlich ist, sollten wir dich auch darum bitten.**

Fürs zweyte, damit er nur um solche Dinge bitten möge, die ihm wirklich nützlich sind, zeigt er ihm, daß es unumgänglich nothwendig sey, sich auf das Studium der wahren Weisheit zu legen, und einsehen zu lernen, worin unser höchstes Gut bestehe, und was der Vortrefflichkeit unserer Natur am gemäßesten sey.

Fürs dritte und letzte belehrt er ihn, daß das beste Mittel, welches er gebrauchen könnte, den Segen des Himmels auf sich herabzuziehen, und seine Gebethe den Spöttern angenehm zu machen, dieses seyn würde, daß er sich beständig Mühe gäbe, seine Pflichten gegen Götter und Menschen zu erfüllen. Hier empfiehlt er ihm besonders eine Gebethsformel der Lacedämonier, worin sie die Götter baten, ihnen alles Gute zu geben, so lange sie tugendhaft wären. Er erzählt ihm bey dieser Gelegenheit auch folgendes merkwürdige Orakel.

Da die Athenienser in ihrem Kriege mit den Lacedämoniern sowohl zur See als zu Lande viele Niederlagen erlitten, schickten sie eine Gesandtschaft an das Orakel des Jupiter Ammon, und ließen ihn fragen, warum sie, die den Göttern so viele Tempel errichteten, und dieselben mit so kostbaren Geschenken ausschmückten, sie, die so manche Feste angeordnet, und dieselben mit so großem Gepränge und so vielen Ceremonien begangen, sie endlich, die so manche Hekatomben an ihren Altären geschlachtet hätten, nicht glücklicher wären, als die Lacedämonier, die ihnen doch in allen diesen Stücken so weit nachstünden? Auf diese Frage gab das Orakel folgende Antwort:

Ich finde mehr Wohlgefallen an den Gebethen der Lacedämonier, als an allen Gaben und Opfern der Griechen. Da ein solches Gebeth bey denen, die es verrichten, Tugend voraussetzt und befördert, so zeigt der Philosoph ferner, wie der lasterhafteste Mensch gottesfürchtig seyn könne, in so fern Opfer ihn so zu machen vermöchten, daß aber alle seine Opfer als Bestechungen, und seine Gebethe als Blasphemien von den Göttern betrachtet würden. Er führt auch bey dieser Gelegenheit zwey Verse aus dem Homer an, worin der Dichter sagt, die Winde hätten den Geruch der Trojanischen Opfer gen Himmel geführt, er sey aber den Göttern nicht angenehm gewesen, weil sie ein Mißfallen an den Priamus und seinem ganzen Volke gehabt hätten.

Der Schluß dieses Gesprächs ist sehr merkwürdig. Nachdem Sokrates den Alcibiades von dem Gebeth und dem Opfer, welches er zu verrichten im Begriff war, durch die Vorstellung der obgedachten Schwierigkeiten in gehöriger Erfüllung dieser Pflicht, abgeschreckt, setzt er hinzu: Wir müssen daher die Zeit abwarten, da wir lernen werden, wie wir uns gegen Götter und Menschen verhalten sollen. Aber wenn wird diese Zeit kommen, sagt Alcibiades, und

wer

wer wird uns das lehren? Denn gern möchte ich diesen Mann kennen. Es ist jemand, sagt Sokrates, der für dich Sorge trägt; wie aber Homer sagt, daß Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen genommen, damit er Götter und Menschen deutlich unterscheiden könnte, so muß auch die Finsterniß, welche deine Seele bedeckt, weggenommen werden, ehe du fähig wirst zu unterscheiden, was Gut und was Böse ist. Er nehme also die Finsterniß von meiner Seele weg, sagt Alcibiades, und was ihm sonst beliebt, denn ich bin bereit, alles zu thun, was er mir befiehlt, er sey wer er wolle, wenn ich nur besser dadurch werde. Das Uebrige dieses Gesprächs ist sehr dunkel. Aus einigen Stellen sollte man schließen, Sokrates habe unter diesem göttlichen Lehrer, welcher in die Welt kommen sollte, sich selbst gemeint, gestünde er nicht, daß er in diesem Stück eben so verlegen sey, und sich eben so wenig zu helfen wisse, als andre Menschen.

Einige gelehrte Männer sind der Meinung, dieser Schluß sey eine Weißagung von unserm Heilande, oder wenigstens, Sokrates habe, gleich dem Hohenpriester, ohne sein Wissen prophezeyet und auf den göttlichen Lehrer hingewiesen, welcher einige Jahrhunderte nach ihm in die Welt kommen

 sollte.

sollte. Wie dem seyn mag, so finden wir wenigstens, daß dieser große Philosoph durch das Licht der Vernunft erkannte, es sey der Güte der göttlichen Natur gemäß, eine Person in die Welt zu senden, welche die Menschen in den Pflichten der Religion unterrichtete, und besonders sie lehrte, wie sie bethen sollten.

Jeder, der diesen Auszug aus Platons Gespräch über das Gebeth liest, wird, glaube ich, natürlicherweise die Bemerkung machen, daß der große Stifter unsrer Religion, sowohl durch sein eignes Beyspiel, als in der Gebethsformel, die er seine Jünger lehrte, es nicht nur bey den Regeln bewenden ließ, welche das Licht der Natur diesem großen Philosophen entdeckt hatte, sondern auch seine Schüler in dem ganzen Umfange dieser Pflicht sowohl als aller andern, unterrichtete. Er führte sie zu dem einzigen wahren Gegenstande der Anbethung, und lehrte sie, der dritten vorhin erwähnten Regel gemäß, sich in ihrem Kämmerlein, ohne Schaugepränge und Großthuerey, an ihn zu wenden, und ihn im Geist und in der Wahrheit anzubethen. Wie die Lacedämonier in ihrer Gebethsformel die Götter überhaupt baten, ihnen alles Gute zu geben, so lange sie tugendhaft wären, so bitten wir besonders, daß Gott uns unsre

Ver-

Vergehungen verzeihen möge, wie wir andern verzeihen. Betrachten wir die zweyte Regel, welche Sokrates vorschreibt, nähmlich, daß wir uns der Erkenntniß dessen, was das Beste für uns ist, befleißigen sollten, so ist dieß ebenfalls in den Lehren des Evangeliums weitläuftiger ausgeführt, wo wir an mehr als Einer Stelle gelehrt werden, dasjenige als Fluch zu betrachten, was in den Augen der Welt als Segen erscheint, und hingegen dasjenige für Segen zu achten, was den meisten Menschen Fluch zu seyn dünkt. So bethen wir in der uns vorgeschriebenen Formel nur um diejenige Glückseligkeit, die unser höchstes Gut und der große Zweck unsers Daseyns ist, wenn wir das höchste Wesen bitten, daß sein Reich komme, ohne dabey um irgend ein andres zeitliches Glück, als unser tägliches Brodt, bekümmert zu seyn. Auf der andern Seite bitten wir vor nichts anderm bewahrt zu werden, als vor der Sünde und vor dem Bösen überhaupt, indem wir es der Allwissenheit überlassen, zu bestimmen, was wirklich Böse ist. Betrachten wir endlich Sokrates erste Regel, worin er die obgedachte Formel des alten Dichters empfiehlt, so finden wir, daß diese Formel in der Bitte, worin wir wünschen, daß des Höchsten Wille geschehe, nicht nur enthalten, sondern sehr ver-

bessert ist; welche Worte eben so viel sagen, als die Worte unsers Heilands, da er Gott um Abwendung des allerschmerzhaftesten und schimpflichsten Todes bat: **doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!** Diese viel umfassende Bitte ist die allerdemüthigste sowohl, als die vernünftigste, die das Geschöpf an seinen Schöpfer thun kann, da sie voraussetzt, daß das höchste Wesen nichts will, als was zu unserm Besten gereicht, und besser weiß, als wir selbst, was dieses ist.

L.

Hundert sechs und zwanzigstes Stück.

(209)

Simonides Satire auf die Weiber.

> Γυναικος ουδε χρημ᾽ ανηρ ληΐζεται
>
> Εσθλης αμεινον, ουδε ῥιγιον κακης.
>
> SIMONIDES.

Keine Schriftsteller gewähren mir so viel Vergnügen, als die, welche die menschliche Natur

tur in mancherley Gesichtspunkten darstellen, und die verschiednen Zeitalter der Welt in ihren verschiednen Sitten schildern. Ein Leser kann sich nicht vernünftiger unterhalten, als wenn er die Tugenden und Laster seiner eignen Zeiten mit denen vergleicht, die in den Zeiten seiner Voreltern herrschend waren; und seinen eignen Privatcharakter mit dem Charakter andrer Personen, entweder zu seiner oder in früheren Zeiten, in Parallel stellt. Die Betrachtung des Menschengeschlechts unter diesen veränderlichen Farben ist sehr geschickt, uns über irgend ein besonderes Laster zu beschämen, oder zu irgend einer besondern Tugend aufzumuntern; uns in den erforderlichsten Stücken mit uns selbst zufrieden oder unzufrieden zu machen, unsre Seele von Vorurtheilen und unüberlegten Meinungen zu reinigen, und die eingeschränkte Denkungsart zu verbessern, die uns geneigt macht, von allen denen, die nicht mit uns selbst übereinstimmen, übel zu denken.

Betrachten wir die Sitten der entferntesten Zeitalter der Welt, so erblicken wir die menschliche Natur in ihrer Einfalt; und je weiter wir in unsre eignen Zeiten herabkommen, desto mehr sehen wir, wie sie sich hinter Künsteleyen und

Verfeinerungen versteckt, wie sich unvermerkt ihr ursprüngliches gerades Wesen polirt und abschleift, und wie es sich endlich ganz unter Formalien und Ceremonien, und der sogenannten guten Lebensart, verliehrt. Man lese nur die Erzählungen der ältesten sowohl weltlichen als heiligen Schriftsteller von Männern und Weibern, so wird man die Geschichte einer ganz andern Gattung von Geschöpfen zu lesen glauben.

Unter den Schriftstellern des Alterthums belehren keine uns offenherziger von den Sitten der Zeiten, worin sie lebten, als die Satirenschreiber, unter welchem Gewande auch ihre Satire erscheinen mag; da keine andre Schriftsteller den Beruf haben, so gerade zu in die Wege der Menschen einzudringen, und ihre Fehler und Thorheiten in ein so starkes Licht zu setzen.

Simonides, ein zu seiner Zeit sehr berühmter Dichter, ist, so viel ich weiß, Verfasser der ältesten jetzt vorhandenen Satire, ja, wie Einige versichern, der ersten, die je geschrieben worden. Dieser Dichter blühete etwa vier hundert Jahre nach der Belagerung von Troja, und zeugt, durch seine Schreibart, von der Simplicität, oder vielmehr der Plumpheit der Zeit, worin er lebte. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt,

merkt, daß die Regel der Beobachtung des Wohl-
standes, oder, wie die Franzosen es nennen, der
Bienseance, in einer Anspielung, erst in neuern
Zeiten aufgekommen; und daß die Alten, so bald
sich nur eine Aehnlichkeit in ihren Gleichnissen
fand, sich nicht sehr um den Wohlstand der Ver-
gleichung bekümmerten. Die Satire, oder die
Jamben des Simonides, womit ich meine Leser
heute unterhalten will, sind ein merkwürdiges
Beyspiel für diese meine Behauptung. Der Ge-
genstand dieser Satire ist das Frauenzimmer. Er
beschreibt das schöne Geschlecht in seinen verschiednen
Charaktern, deren Ursprung er in einer fantastischen
Voraussetzung findet, welche auf der Lehre von
der Präexistenz beruhet. Er sagt nähmlich, die
Götter hätten die Seelen der Weiber aus denselben
Samen und Urstoffen gebildet, woraus verschiedne
Arten von Thieren und Elementen bestehen; und
ihre guten oder bösen Neigungen entsprüngen in
ihnen, je nach dem solche oder solche Samen und
Urstoffe in ihrer Konstitution herrschend wären.
Ich habe die Jamben dieses alten Dichters getreu
übersetzt, ohne von dem Meinigen etwas hinzuzu-
thun. Den Mangel an Delikatesse bey diesem
Autor habe ich bereits entschuldigt, und muß nur
noch erinnern, daß die folgende Satire nur einige

von der geringern Klasse des schönen Geschlechts angeht, keinesweges aber die, welche durch eine feine Erziehung polirt worden, als welches zu den Zeiten unsers Dichters noch nicht so gewöhnlich war, wie jetzt.

Jamben des Simonides. *)

Von der Schöpfung des Weibes.

Des Weibes Seele schuf Gott vor dem Leib', und nahm
Zur Art der Einen von der borstigen Sau den Zeug.
Im Hause dieser liegt alles auf der Erd' umher,
Besudelt mit Unflath. Ungewaschen ist sie selbst,
Voll Schmutz ihr Kleid. So mästet sie sich auf eignem Mist.

Aus dem bösartigen Fuchs schuf Gott ein andres Weib:
Die Schlaueste von allen; weder Böses ist
Ihr unbekannt, noch Gutes; auch ist sie beides, arg
Und fromm; hat andern Hang zu jeder andern Frist.

Aus

*) Das Sylbenmaß des Originals besteht aus sechsfüßigen Jamben, die zuweilen mit Anapästen abwechseln. Man sehe hier das Schema der Deutschen Uebersetzung:

v - | v - | v - | v - | v - | v -
 | vv - | vv - | vv - | vv - |

Aus einer Hündinn schuf er eine Klafferinn,
Der Mutter Ebenbild: sie lauscht auf alles, spürt
Nach allem; rennt und gaffet überall umher;
Bellt, eh sie Menschen sieht. Der Ehmann bringt sie nicht
Durch Drohn zum Schweigen, nicht, wenn er mit einem Stein
Ihr in die Zähne schlüg'; auch nicht, wenn er mit Glimpf
Ihr unter guten Freunden zuspricht; nein, sie treibt
Hartnäckig ihr ohnmächtiges Gebelfer fort.

Aus Erde bildeten die Götter ein andres Weib
Und gaben sie dem Manne zum Verderb. Die kann
Nichts Gutes und nichts Böses; wacker essen kann
Sie nur; und, schickt der Himmel kalte Witterung,
Um nicht zu frieren, den Stuhl zum Feuer näher ziehn.

Betrachte nun, die aus dem Meer entsprungen ist.
Sie lacht den ganzen Tag, ist heiter und aufgeräumt.
Ein Gast des Hauses, der sie sieht, bricht aus in Lob:
Auf Erden ist kein bessers Weib, kein artigers!

Doch bald ist sie nicht mehr erträglich; nicht anzusehn,
Nicht anzugehn; sie fällt voll Wuth, dem Hunde gleich,
Der bey den Jungen liegt, den an, der sich ihr naht,
Gleich störrig und übler Laune gegen Freund und Feind.
So wie das Meer zur Sommerszeit gefahrlos oft
Und ruhig wallt, zu großer Freude des Steuermanns;
Doch oft, empört, mit donnernden Wogen tobt: so ist
Auch dieses Weibes Art, veränderlich, wie das Meer.

Noch eine, von der grauen lastbarn Eselinn
Genommen, richtet alles Gute, was sie thut,
Nicht anders als gezwungen und gescholten aus.
In jedem Winkel frißt sie, frißt vor Tag' und Nacht,
Frißt aus dem Ofen. Zu dem süßen Liebeswerk
Läßt sie gutwillig jeden, der sich anbeut, zu.

Die von der Katze genommen ward, (ein jämmerlich
Elendes Ding!) hat nichts, was gut und wünschenswerth,
Nichts angenehmes und nichts liebenswürdiges.

Nur diese macht sich aus dem Venusspiele nichts;
Der Mann ist ihr zum Ekel. Den Nachbarn füget sie
Durch kleine Mausereyen manchen Schaden zu.
Vom Opfer nascht sie schon, eh mans den Göttern bringt.

Die von dem Roß mit stolzer Mähn' entsprungen ist,
Scheut Dienst und Arbeit sehr; legt keine Hand an Sieb
Noch Mühle; bringt das Kehricht nie zum Haus' hinaus.
Zum Freunde macht sie sich den Mann aus Nothzwang nur.
Sie wäscht sich zweymahl Tags, auch dreymahl; salbt sich, legt
Ihr langes Haar in Ordnung, und bestecket es
Mit Bluhmen. Solch ein Weib schafft andern Augenlust,
Dem Eigner Herzeleid; es müßte denn ein Fürst,
Ein zepterführender König sich des Spielzeugs freun.

Noch Eine kam vom Affen her: und nie hat Zevs
Ein grösser Uebel einem Manne zugesandt.
Sie wandelt durch die Stadt mit scheußlichem Gesicht,

Den

Den Leuten ein Gelächter; kann den kurzen Hals
Kaum drehn, und ist so platt von hinten, als ein
Brett.
(Elender Mann, wer dieses Uebel umarmen muß!)
Sie macht den andern Thun und Wesen äffisch nach,
Grins't äffisch, ist nicht Einem Menschen treu
und hold,
Und sinnt den ganzen hellen Tag auf Büberey.

Ein Weib kömmt von der Biene: selig, wer
sie liebt!
Ganz sonder allen Tadel ist sie, sonder Fehl.
Ihr Hausstand wächset unter ihrer Hand und
blüht.
Geliebt von dem Geliebten, und mit ihm zugleich
Veraltend, bringet sie, der Frauen edelste,
Ihm eine Reihe Kinder, alle wohl gebaut
Und tugendsam. Entfernt von jener eiteln Zunft
Der Weiber, wo man nichts als Liebeshändel
schwatzt,
Umgeben sie, wohin sie geht, die Grazien.
Und solch ein biederes und unbescholtnes Weib
Gewähret Jupiter dem Manne, den er liebt.

Ich

Ich schließe diese Jamben mit dem Motto dieses Blatts, welches ein Fragment desselben Verfassers ist:

Der Schätze größter ist ein gutes Weib;
Ein böses aller Plagen schrecklichste.

Der alte Dichter hat nicht nur großen Scharfsinn in dieser Verschiedenheit weiblicher Charakter bewiesen, sondern auch den Fehler vermieden, dessen Juvenal und Boileau, der erste in seiner sechsten, und der andre in seiner letzten Satire, sich schuldig gemacht haben, indem sie das schöne Geschlecht überhaupt anzuschwärzen suchen, ohne dem schätzbaren Theile desselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dergleichen alles über einen Kamm scherende Satiren sind der Welt zu nichts nütze, und aus diesem Grunde habe ich mich oft gewundert, wie der erwähnte Französische Schriftsteller, der ein Mann von ausnehmend feiner Beurtheilungskraft war, und die Tugend liebte, die menschliche Natur selbst in einem andern seiner gepriesenen Werke, welches er Satire auf den Menschen nennt, für einen schicklichen Gegenstand der Satire halten können. Welches Laster oder Gebrechen kann eine Schrift bessern, welche das ganze Geschlecht ohne Unterschied herunter

macht,

macht, und durch einige superficielle Spötteleyen und witzige Einfälle zu zeigen sucht, daß die unvernünftigen Thiere bessere Geschöpfe seyen, als die Menschen? Eine Satire sollte nichts angreifen, als was sich bessern läßt, und zwischen denen, welche schickliche Gegenstände für sie sind, und denen, die es nicht sind, einen gehörigen Unterschied machen.

L.

Hundert sieben und zwanzigstes Stück.

(210)

Schreiben über die Unsterblichkeit der Seele.

Nescio quomodo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum; idque in maximis ingeniis altissimisque animis et existit maxime et apparet facillime.

CIC. TUSC. QUAEST.

An den Zuschauer.

„Mein Herr,

Ich bin völlig überzeugt, daß es eine der besten Quellen edler und würdiger Handlungen ist, edle

und

und würdige Gedanken von sich selbst zu hegen. Jeder, der eine geringe Meinung von der Würde seiner Natur hat, wird in keinem höheren Range handeln, als den er sich selbst, nach seiner eignen Schätzung, angewiesen hat. Betrachtet er sein Daseyn, als durch die ungewissen Schranken weniger Jahre begränzt, so werden seine Absichten und Entwürfe sich in dieselbe enge Spanne zusammenziehen, die, seiner Einbildung nach, die Gränze seiner Existenz ausmacht. Wie kann der seine Gedanken zu irgend etwas Großem und Edlem erhöhen, der nur glaubt, daß er nach einer kurzen Rolle auf der Bühne der Welt, in Vergessenheit versinken, und seine Bewußtheit auf ewig verliehren werde?

„Aus diesem Grunde bin ich der Meinung, daß eine so nützliche und erhabne Betrachtung, als die über die Unsterblichkeit der Seele, nicht zu oft angestellt werden kann. Es gibt keine Beschäftigung der menschlichen Seele, welche mehr zu ihrer Veredlung beytragen könnte, als die öftere Beschauung ihrer großen Vorzüge und Gaben; und kein wirksameres Mittel, einen über niedre Gegenstände und kleine Begierden erhabnen Ehrgeiz zu erregen, als die Schätzung unsrer selbst als Erben der Unsterblichkeit.„

„Es

„Es ist ein sehr großes Vergnügen, wenn man sieht, wie die Besten und Weisesten der Menschen unter allen Völkern und zu allen Zeiten, wie mit Einer Stimme, dieses ihr Geburtsrecht behaupten; und es dann auch durch eine ausdrückliche Offenbarung bestätigt findet. Gehen wir zu gleicher Zeit mit unsern Gedanken in uns selbst zurück, so werden wir auch da ein geheimes Gefühl antreffen, das den Beweisen von unsrer Unsterblichkeit beystimmt.„

„Sie haben, meiner Meinung nach, aus der immer wachsenden Begierde der Seele nach Erkenntniß, und nach der Erweiterung ihrer Fähigkeiten, die nicht, gleich der eingeschränkten Vollkommenheit geringerer Geschöpfe, in den Schranken eines kurzen Lebens erfüllt werden kann, einen sehr guten Vermuthungsgrund hergenommen. Eine andre sehr wahrscheinliche Vermuthung, dünkt mich, läßt sich aus unsrer Begierde nach der Fortdauer selbst, und aus einer Betrachtung über unsern Fortgang durch die verschiednen Nationen derselben, hernehmen. Wir beklagen uns, wie Sie in einem Ihrer vorigen Blätter anmerken, über die Kürze des Lebens, und eilen doch unaufhörlich über die Theile desselben hin, um zu gewissen kleinen Etablissements oder eingebildeten Ruhe-

punkten

punkten zu gelangen, welche hin und wie-
der durch dasselbe zerstreut sind.„

„Laßt uns jetzt einmahl sehen, was uns be-
gegnet, wenn wir bey diesen eingebildeten Ru-
hepunkten anlangen. Stehen wir nun still, und
setzen uns zufrieden in das Etablissement hin,
welches uns endlich zu Theil worden ist? oder
rücken wir nicht vielmehr die Gränze weiter hin-
aus, und bezeichnen uns wieder neue Ruhepunkte,
auf die wir mit gleicher Hitze hinandringen, und
die dann wieder Ruhepunkte zu seyn aufhören, so
bald wir sie erreichen? Es geht uns eben so, wie
einem Reisenden auf den Alpen, welcher sich ein-
bildet, der Gipfel des nächsten Berges müsse seine
Reise endigen, weil er die Aussicht begränzt aber
ihn nicht sobald erstiegen hat, als er neuen Grund
und andre Berge jenseit desselben erblickt, und
seine Reise fortsetzt, wie vorher.

„Dieß ist so offenbar jedes Menschen Zustand
im Leben, daß es keinen gibt, der, wenn er nur
irgend etwas bemerkt hat, nicht auch bemerkt ha-
ben sollte, daß, so schnell seine Zeit immer vorü-
berstreicht, doch seine Begierde nach etwas Zu-
künftigem ihm bleibt. Die Anwendung also, die
ich hievon machen wollte, ist die: Da die Natur
(wie Einige sich auszudrücken belieben) nichts

umsonst thut, oder, mich richtiger auszudrücken, da der Urheber unsers Wesens demselben keine zwecklos herumschweifende Leidenschaft, keine Begierde ohne ihren angemessenen Gegenstand, eingepflanzt hat, so ist Zukunft der eigentliche Gegenstand der Leidenschaft, die sich so unaufhörlich mit derselben beschäftigt; und diese Rastlosigkeit im Besitz des Gegenwärtigen, diese Assignation unsrer selbst auf künftige Stationen der Dauer, da wir im Gegenwärtigen immer noch etwas haschen, das noch erst kommen soll, scheint mir wenigstens (andern scheine es, was es wolle) eine Art von Instinkt oder natürlichem Symptom der Seele des Menschen von ihrer Unsterblichkeit zu seyn.„

„Zu gleicher Zeit aber halte ich es für ausgemacht, daß die Unsterblichkeit der Seele durch andre Gründe hinlänglich bewiesen ist: und ist sie das, so gibt diese Begierde, welche sonst sehr unerklärlich und ungereimt seyn würde, jenen Beweisen neue Stärke. Erstaunen aber muß ich, wenn ich bedenke, daß es gedankenfähige Geschöpfe gibt, welche, trotz jedes Beweises, ein melancholisches Vergnügen darin finden können, das Gegentheil zu glauben. Es ist etwas so bedaurenswürdig Kleines in dem verkehrten Ehrgeiz des

Menschen, der auf die Vernichtung hoffen, und sich an dem Gedanken vergnügen kann, daß sein ganzes Wesen einst in Staub zerfallen, und sich mit der Masse lebloser Dinge vermischen werde, daß er gleich stark unsre Verwunderung und unser Mitleiden verdient. Das Räthsel des Unglaubens solcher Leute, ist indeß nicht schwer zu errathen; es steckt wirklich nichts mehr dahinter, als die elende Hoffnung, sie werden nicht unsterblich seyn, weil sie sich scheuen es zu seyn.„

Dieß bringt mich zu meiner ersten Bemerkung zurück, und gibt mir Gelegenheit ferner zu sagen, daß, wie würdige Handlungen aus würdigen Gedanken entspringen, so auch würdige Gedanken die Folge würdiger Handlungen sind. Der Elende aber, welcher sich unter den Charakter der Unsterblichkeit herabgewürdiget hat, ist sehr willig, seine Ansprüche auf dieselbe fahren zu lassen, und dagegen eine finstre negative Glückseligkeit in der Vernichtung seines Wesens an ihre Stelle zu setzen.„

„Der bewundernswürdige Shakespear gibt uns ein starkes Bild von dem trostlosen Zustande einer solchen Person in ihren letzten Augenblicken, im zweyten Theil Heinrichs des sechsten, wo der Kardinal Beaufort, welcher an dem Morde des gu-

ten Herzogs Humphrey Theil gehabt, auf seinem Todbette vorgestellt wird. Nach einigen kurzen verwirrten Reden, die eine durch Verbrechen beunruhigte Einbildungskraft verrathen, gerade da er den Geist aufgeben will, sagt König Heinrich, der voller Mitleiden bey ihm steht:

Lord Kardinal! denkst du an deine Seligkeit,
So heb' die Hand auf, gib ein Zeichen deiner Hoffnung! —
Er stirbt, und gibt kein Zeichen!

„Die Verzweiflung, die hier, ohne ein Wort oder eine Handlung der sterbenden Person, gezeigt wird, übertrifft alles, was die stärksten Ausdrücke je hätten schildern können.„

„Ich will diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, sondern nur noch hinzusetzen, daß, da Vernichtung sich durch keinen Wunsch bewirken läßt, es so lächerlich, als höchst niederträchtig ist, sie zu wünschen. Was sind Ehre, Ruhm, Reichthum oder Macht, in Vergleich mit den hohen Erwartungen eines Daseyns ohne Ende und einer diesem Daseyn angemessenen Glückseligkeit?„

„Ich will Ihnen nicht ferner beschwerlich fallen; eine gewisse Ernsthaftigkeit aber, worin diese Gedanken mich versetzt haben, erinnert mich

an gewisse Dinge, welche die Leute von Ihnen sagen (wie sie von jedem thun, der sich vor andern auszeichnet) die aber, wie ich hoffe, nicht wahr sind; und ich wünsche daher, daß Sie ein eben so guter Mensch, als Schriftsteller, seyn mögen.

Ich bin rc.

T. D.

Z.

Hundert acht und zwanzigstes Stück.

(211)

Etwas von der Seelenwanderung, nebst einigen durch Simonides Satire veranlaßten Briefen.

Fictis memineris nos iocari fabulis.

PHAED.

Da ich neulich das Fragment eines alten Dichters, worin er das weibliche Geschlecht unter mancherley Charaktern abschildert, und ihre verschiedenen

nen Sitten und Neigungen von den Thieren und Elementen herleitet, woraus sie, wie er sagt, gebildet worden, übersetzt hatte, kam ich auf den Einfall, um dem schönen Geschlecht Satisfaktion zu geben, in einem andern Blatt die vielen schlechten Charaktere, die in der männlichen Welt herrschen, zusammen zu stellen, und zu zeigen, aus was für Ingredienzen solche verschiedne Launen und Temperamente zusammengesetzt seyn müßten. Horaz hat einen Gedanken, der dem meinigen ziemlich verwandt ist, wenn er, um sich bey seiner Geliebten wegen einer Schmähschrift zu entschuldigen, die er gegen sie geschrieben, und die unvernünftige Wuth zu erklären, die sich oft des menschlichen Herzens bemeistert, ihr sagt, Prometheus, als er seinen Menschen von Thon gemacht, habe das Herz desselben beym Zusammenkneten mit einigen wüthenden Theilchen des Löwen gewürzt. Indem ich aber diese Idee in meinem Kopfe hin und her warf, bemerkte ich so manche unerklärliche Launen beym männlichen Geschlechte, daß ich wahrlich nicht wußte, aus was für Geschöpfen ich sie zusammensuchen sollte. Männerseelen sind so buntscheckig von Charakter, daß die Welt nicht Mannichfaltigkeit genug von Materialien hat, um zu ihren verschiednen Temperamenten und Nei-

gungen

zungen den Stoff herzugeben. Die Schöpfung mit allen ihren Thieren und Elementen ist nicht groß genug, ihre mancherley Thorheiten daraus zusammen zu bringen.

Statt also den Gedanken des Simonides weiter zu verfolgen, will ich bemerken, daß, wie er den lasterhaften Theil des weiblichen Geschlechts nach der Lehre von der Präexistenz verächtlich gemacht hat, so einige alte Philosophen den lasterhaften Theil des menschlichen Geschlechts überhaupt, nach der Idee einer Postexistenz der Seele, wenn ich so reden darf, der Verspottung Preis gegeben haben; und daß, wie Simonides Thierseelen in Weiber fahren läßt, so Andre Menschenseelen in Thiere fahren lassen. Man nennt dieß gewöhnlicher Weise die Lehre von der Seelenwanderung, welche annimmt, daß menschliche Seelen, wenn sie den Körper verlassen, zu Seelen solcher Arten von Thieren werden, denen sie in ihren Sitten am ähnlichsten sind. Man höre, wie Ovid im funfzehnten Buch seiner Verwandlungen den Pythagoras, der seinen Zuhörern das Fleischessen abrathen will, diese Lehre vortragen läßt:

Alles verändert sich, nichts geht unter. Es wandert die Seele
Dorthin von hier, und hierher von dort, nimmt Glieder von allen
Arten an sich, und geht aus unsern in thierische Leiber
Ueber, aus thierischen Leibern in unsre, wird nimmer vernichtet.
Wie zerbrechliches Wachs, mit neuen Figuren bezeichnet,
Zwar nicht bleibt, wie vorhin, nicht gleiche Gestalten bewahret,
Aber doch immer Wachs ist: so werden die Geister der Menschen,
Sind sie gleich immer dieselben, in mancherley Formen gekleidet.
Hütet euch also, daß nicht die Tugend dem Dienste des Bauches
Unterliege, kein Mord verwandte Seelen aus ihren
Sitzen verjage, noch Blut mit Bruderblute sich nähre.

Plato erwähnt in dem Gesicht des Armeniers Erus, dem ich vielleicht künftig ein eignes Blatt widmen werde, einiger schönen Seelenwanderungen: zum Beyspiel, daß die Seele des Orpheus, welcher musikalisch, melancholisch

und

und ein Weiberfeind war, in einen Schwan; die Seele des Ajax, welcher ganz Zorn und Wildheit war, in einen Löwen; Agamemnons, der raubsüchtig und gebietherisch war, in einen Adler; und des Thersites, der ein Hanswurst und Possenreißer war, in einen Affen gefahren.

Herr Kongreve berührt diese Lehre, in einem Prolog zu einer seiner Komödien, mit vieler Laune:

So mag vielleicht der Geist des Aristoteles
Verdammt seyn, einen Esel zu beleben; wohnt
Wohl gar, zu strenger Büßung einer alten Schuld,
Hier mitten unter uns in einem Stutzerkopf.

Ich will dieß Blatt mit einigen Briefen ausfüllen, die mein vorletztes Blatt veranlaßt hat. Sie werden zeigen, was ich schon dort bemerkte, daß nähmlich die Satire des Simonides bloß den geringern Theil des schönen Geschlechts trifft.

Aus meinem Hause am Strande,
den 13. Okt. 1711.

Mein Herr Zuschauer,

„Nachdem ich Ihr gestriges Blatt gelesen, schließe ich aus verschiednen Symptomen meines Charakters, daß ich eine Biene bin. Meine Werk-

stätte, oder, wenn Sie es so zu nennen belieben, meine Zelle, ist in dem großen weiblichen Bienenkorbe, den man die neue Börse nennt: hier bin ich täglich recht emsig beschäftigt einen kleinen Vorrath von Gewinn von den schönsten Bluhmen in der Stadt, ich meine die süßen Herren und Damen, einzusammeln. Ich habe einen großen Schwarm Kinder, denen ich die beste Erziehung gebe, die ich ihnen nur geben kann. Mein Unglück aber ist, daß ich an einen Hummel verheurathet bin, der bloß von meinem Verdienste zehrt, ohne das geringste in unsern gemeinschaftlichen Vorrath einzutragen. So wenig ich mich nun gegen ihn als eine Wespe betragen möchte, so wollte ich doch auch nicht gern, daß er mich für eine bloße wilde Biene hielte; ich gebe mir daher alle mögliche Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er doch etwas für böse Tage aufspare, und stelle ihm zum öftern die schrecklichen Uebel vor, die seine Faulheit und Nachlässigkeit einst in unserm Alter über uns bringen wird. Ich muß Sie bitten, mir in diesen Umständen mit Ihrem guten Rath zu Hülfe zu kommen, wodurch Sie sich auf ewig verbinden werden

Ihre gehorsamste Dienerinn,

Melissa.

Pike-

Pikadilly, den 31ten Oktbr. 1711.

„Mein Herr,

„Zur Strafe meiner Sünden bin ich mit einer von den jungen Stuten verheurathet, die der alte Poet mit dem schweren Nahmen, welchen Sie uns neulich mittheilten, beschrieben hat. Sie hat eine fliegende Mähne, und eine Haut so weich wie Seide; aber ihr halbes Leben bringt sie vor dem Spiegel zu, und macht mich durch ihren Flitterstaat von Bändern und Spitzen zum Bettler. Ich für meine Person bin ein schlechter ehrlicher Handwerksmann, und kann ihre Faulheit und Verschwendung, ohne Bankerott zu gehen, nicht länger aushalten. Bitte also den Herrn, mir doch in seinem nächsten Blatt zu sagen, ob ich nicht von ihr verlangen kann, daß sie so viel arbeitet, als unser Hauswesen nothwendig erfordert, und ob ihr, im Fall sie sich weigern sollte, nicht die Haut striegeln darf?

Dero ergebener Freund,

Barnabas Zügler.

Cheapside, den 30ten Okt. 1711.

„Herr Zuschauer,

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr der Charakter der Katze mich ergetzt hat; seyn Sie

doch

doch so gut, und führen diese Materie noch weiter aus.

Der Ihrige bis in den Tod,
Josias Weibermann.

N. S. „Sie müssen wissen, daß ich an ein Krallpfötchen verheurathet bin.„

Wapping, den 31ten Okt. 1711.

„Mein Herr,

„Seitdem Ihr Blatt vom letzten Dienstage in unser Haus gekommen ist, nennt mein Mann mich nicht anders, als seine Oceana, weil der Narr von altem Dichter, den Sie übersetzt haben, sagt, die Seelen einiger Weiber wären von Seewasser gemacht. Dieß hat, wie es scheint, meinen Mosje Naseweis aufgemuntert, seinen Witz an mir auszulassen. Bin ich zornig, so ruft er: Ich bitte dich Kind, sey windstille; schelte ich eins meiner Mägde, so heißts: Nun! nun! Kind, stürme nicht. Noch vor einer Stunde war er so unverschämt, mir zu sagen, er sey ein Seefahrer, und müsse sich darauf gefaßt machen, sein Leben zwischen Sturm und Sonnenschein hinzubringen. Rühre ich mich mit etwas Lebhaftigkeit in meinem Hauswesen, so geht die See hoch; und sitze ich stille, ohne etwas zu thun, so hat sich der Wind gelegt,

und

und wir können mit unsern Angelegenheiten nicht aus der Stelle. Frage ich ihn, ob es regnet, so antwortet er: Gleich viel, wenn wir nur zu Hause gut Wetter haben. Kurz, mein Herr, ich kann ihm nie frey heraussagen, was ich denke, so heißts gleich, ich schwelle oder tobe, oder thue sonst was, das ein feines Frauenzimmer sich eben nicht gern sagen läßt. Hören Sie, Herr Zuschauer, da Sie so scharf und beißend gegen andre Frauensleute sind, so sagen Sie uns doch, aus was für Materialien denn Ihre Frau besteht, wenn Sie eine haben. Ich glaube wahrhaftig, Sie möchten uns gern zu einer Heerde kleinmüthiger, zahmer, schaler Geschöpfe machen; aber, mein Herr, Sie sollen nur wissen, daß wir eben so gut unsre Leidenschaften haben, als Sie selbst, und daß ein Frauenzimmer nie dazu bestimmt war, eine Milchsuppe zu seyn.

Martha Ungewitter.

L.

Hun-

Hundert neun und zwanzigstes Stück.

(212)

Das Schicksal Freymanns, eines Sklaven seiner Frau.

— Eripe turpi
Colla iugo, liber, liber sum, dic age —
HOR.

„Mein Herr Zuschauer,

„Nie sehe ich mein liebes Weib an, daß ich nicht zugleich dächte, wie glücklich Herr Roger von Roverley ist, da er einen solchen Freund hat, wie Sie, der ihm die Grausamkeit und Verkehrtheit seiner Geliebten in ihren wahren Farben schildert. Sehr oft habe ich gewünscht, daß Sie uns zuweilen besuchen, und meine theure Hälfte kennen möchten; sie würde Ihnen auf einige Monathe, wenigstens zu Einem Blatt alle Woche, Stoff genug geben. Da wir aber das Glück Ihrer Bekanntschaft nicht haben, so erlauben Sie mir, Ihnen unsre dermahligen Umstände, so gut mirs schriftlich möglich ist,

ist, vorzulegen. Sie müssen also wissen, daß ich ungefähr von eben solchem Charakter bin, wie Nathanael Hühnerstange, der sich neulich in Ihren Blättern geschildert hat; und eine Frau habe, die einen noch tyrannischern Gebrauch von ihrer Kenntniß meines gemächlichen Temperaments macht, als jene Dame sich je angemaßt hat. Wir waren noch keinen Monath verheurathet, als sie an mir einen gewissen Widerwillen jemanden zu kränken, und eine Indolenz bemerkte, vermöge welcher ich kleine Uebel lieber ertragen, als darüber zanken mag. Von dieser Bemerkung trieb sie es bald so weit, daß, wenn ich ausgehen wollte, sie mir in den Weg trat, mich küßte, und mir sagte, sie könne unmöglich ohne mich leben, und da saß ich dann wieder. Ein Paar Tage nach diesem ersten zärtlichen Schritte zu meiner Gefangenschaft erklärte sie mir, ich sey ihr Alles in der Welt, und sie glaube, daß sie auch mein Alles seyn müsse. Liebt mich, sagte sie, mein Leben so sehr, als ich ihn liebe, so wird er gewiß nie meiner Gesellschaft überdrüssig werden. Diese Erklärung hatte die Folge, daß ich allen meinen Bekannten verläugnet wurde; und es kam bald so weit, daß die Bedienten, um an der Thür eine Antwort geben zu können, sie in meiner Gegenwart fragten, ob ich zu

Hause

Hause sey, oder nicht; und sie dann mit großer Zärtlichkeit Nein sagte, und mich ihr gutes liebes Herz nannte. Ich will Ihnen jetzt nicht mehr solcher kleinen Umstände, die Ihnen sonst eine anschaulichere Idee von meinem Zustande machen könnten, anführen, sondern Ihnen nur überhaupt sagen, daß diese ersten Schritte mich endlich dahin gebracht haben, daß ich dermahlen nicht anders lebe, als ein Staatsgefangener: meine Briefe werden geöffnet, und man erlaubt mir Feder, Dinte und Papier nicht anders, als in ihrer Gegenwart. Nie komme ich aus dem Hause, außer wenn sie mich zuweilen in ihrer Kutsche mitnimmt, um frische Luft zu schöpfen, wofern das frische Luft schöpfen heißen kann, wenn man, wie wir gewöhnlich thun, mit aufgezogenen Gläsern fährt. Ich habe meine Bedienten mehrmahls mein Schicksal beklagen hören, aber sie wagen es nicht, mir ohne Wissen meiner Frau etwas zu hinterbringen, weil sie zweifeln, ob ich Entschlossenheit genug haben werde, ihnen beyzustehen.„

„Mitten in dieser abgeschmackten Lebensart hat endlich einer meiner alten Bekannten, Tomas Meggot, der ihr Liebling ist, und mich in ihrer Gesellschaft besuchen darf, weil er allerliebst singt, mich zur Rebellion aufgehetzt, und mir seine

War-

Warnung auf folgende Art in die Hände gespielt. Meine Frau will eine große Kennerinn der Musik seyn, ungeachtet sie nichts davon versteht, und hat sich besonders in den Italienischen Geschmack verliebt. Meggot geht also zum Armstrong, dem berühmten zierlichen Notenschreiber, und bittet ihn, folgende Stelle aus dem Cicero unter die Melodie einer Italienischen Arie zu setzen, und sie in seinem Nahmen sauber abgeschrieben meiner Frau zuzuschicken: An ille mihi liber, cui mulier imperat? cui leges imponit, praescribit, jubet, vetat, quod videtur? qui nihil imperanti negare, nihil recusare audet? Poscit? dandum est. Vocat? veniendum. Ejicit? abeundum. Minitatur? extimescendum. Zu deutsch: Ist der wohl frey, den ein Weib beherrscht? dem ein Weib Gesetze vorschreibt, befiehlt und verbiethet, was sie gut dünkt? der seiner Gebietherinn nichts abschlagen, nichts versagen kann? Fordert sie etwas? sie muß es haben. Ruft sie? er kömmt. Jagt sie ihn fort? er geht. Droht sie? er zittert.„

„Kurz, dieß Stück gefiel meiner Frau außerordentlich; sie sagte, das Italienische sey doch die einzige Sprache für die Musik; bewunderte die

ausnehmende Zärtlichkeit der Sentiments, und den allerliebsten süßen Ton der Sprache, und was dergleichen auswendig gelerntes Geschwätz in solchen Fällen mehr ist. Herr Meggot wird sogleich gehohlt, diese Arie zu singen, welches er denn mit außerordentlichem Beyfall thut; meine Frau ist vor Entzücken außer sich, und freut sich, da sie sieht, wie vergnügt ich bin, daß ich doch endlich auch Gefühl für den Italienischen Gusto bekomme; denn, sagt sie, man kann ihm unmöglich widerstehen, wenn man nur erst ein wenig von der Sprache versteht; und nun, mein lieber Herr Meggot, singen Sie doch noch einmahl diese Stelle: Nihil imperanti negare, nihil recusare.„

„Sie können glauben, daß dieser Kunstgriff meines Freundes mich nicht wenig ergetzt hat, und seiner Aufmunterung zufolge, habe ich Ihnen diese ganze Geschichte der Länge nach erzählt; ja ich bin entschlossen, so bald dieß im Zuschauer erscheint, die Fahne meiner Independenz aufzustecken. Mit dieser Empörung soll es durch ihre Vermittelung auf folgende Art zugehen: Herr Meggot, der alle Morgen unser Theegesellschafter ist, soll uns das Blatt vorlesen. Steckt dann meine Frau den Wink gutwillig bey, und spricht kein Wort, sondern läßt dieß, ohne weitere Erörterungen,

gen, den Anbeginn eines neuen Lebens seyn: sehr wohl! denn so bald der Zuschauer ausgelesen ist, werde ich ohne weitere Umstände die Kutsche bestellen, und sagen, um die und die Zeit werde ich wieder zu Hause seyn, wenn ich überall wiederkomme; wo nicht, so mögt ihr nur immer essen, ohne auf mich zu warten. Bläst sich nun meine Frau bloß auf, und sagt nichts, so fahre ich mit meinem Freunde aus, und alles ist gut, wie gesagt; fängt sie aber an zu befehlen und zu expostuliren, so sollen Sie nächstens einen umständlichen Bericht von ihrem Widerstande und ihrer Unterwerfung erhalten; denn unterwerfen soll sich das liebe Geschöpf

Ihrem

gehorsamsten Diener,
Anton Freymann.

N. S. „Ich hoffe, es ist nicht nöthig Ihnen zu sagen, daß ich dieß Ihrem allernächsten Blatt eingerückt zu sehen wünsche.

T.

Hundert dreyßigstes Stück. (204)

Einige Liebesbriefe.

Urit grata proteruitas,
Et vultus nimium lubricus aspici.

HOR.

Ich lasse mir es gar gern gefallen, daß ich der Postbothe der Liebe geworden bin, und daß die armen Liebekranken mir auftragen, ihre Klagen an ihre Behörde zu bestellen. Folgende Briefe sind mir vor kurzem zu Händen gekommen, und ich gebe ihnen hier bereitwillig einen Platz. Was die Unterhaltung des Lesers dabey anlanget, so wird er mirs hoffentlich verzeihen, wenn ich einmahl Dinge einrücke, die ihm vielleicht sehr nichtsbedeutend vorkommen, die aber für die Personen, welche sie schreiben, von größter Wichtigkeit sind. Ich will Ihnen mit den Vorreden, Komplimenten und Entschuldigungen, womit jeder Brief von seinem Einsender begleitet war, nicht beschwerlich fallen; alle aber sagen sie, daß die Personen, an welche

welche sie gerichtet sind, aus gewissen Ausdrücken und Anspielungen in denselben, leicht erkennen würden, von wem sie kämen.

An den Sothades.

„Das Wort, mit dem ich Sie anrede, gibt Ihnen, der Sie Portugiesisch verstehen, ein lebhaftes Bild von der zärtlichen Achtung, die ich für Sie hege. Das Schreiben der Statira, welches der Zuschauer neulich mittheilte, gab mir den Wink, mich auf eben die Art gegen Sie zu erklären. Ich halte mich nicht für beleidigt durch die Absicht, die Sie, wie ihr neuliches Betragen zeigte, in Ihren Bewerbungen auf mich haben; sondern schreibe sie mehr der Verderbniß unsrer Zeiten, als einer besonders schlechten Denkungsart von Ihnen zu. Da ich nichts mehr wünsche, als die Ihre zu seyn, so will ich gern auf Ihren Nahmen, Ihr Vermögen, oder irgend eine Figur, die Ihre Frau in der Welt zu machen erwarten könnte, Verzicht thun, wofern nur mein Umgang mit Ihnen nicht strafbar seyn soll. Schöne Kleider, angenehme Gesellschaften, Equipage, Schauspiele, Bälle und Opern, alles das gebe ich gern für die einzige Glückseligkeit hin, auf immer mit Ihnen verbunden zu seyn. Gern will ich es gesche-

hen lassen, daß Sie die einzige Ursach zum Triumph, die ich in diesem Leben haben kann, aufs sorgfältigste verhehlen. Ich wünsche nur, daß es meine Pflicht sowohl, als meine Neigung, seyn möge, alles mögliche zu thun, um Sie glücklich zu machen. Sollte dieß nicht die Wirkung haben, worauf dieser Brief abzuzielen scheint, so sollen Sie wissen, daß ich Ihrer gern los seyn wollte, und daher den kürzesten Weg nahm, Sie durch ein Anerbiethen dessen, was Sie nie zu verfolgen aufhören würden, so lange ich Ihnen geringschäzig begegnete, kalt zu machen. Seyn Sie ein wahrer Mann; und wie Sie mein Sklave sind, so lange Sie an meiner Gesinnung zweifeln, so verachten Sie mich, wenn Sie meinen, daß ich Sie liebe. Ich fordere Sie auf, zu errathen, auf was für einen Fuß Sie jetzt mit mir stehen; ich weiß aber, so lange ich Sie in dieser Ungewißheit erhalten kann, bin ich

Ihre bewunderte

Belinde.

Mademoiselle,

„Es ist ein seltsamer Gemüthszustand, worin man sich befindet, wenn so gar die Unvollkommenheiten eines Frauenzimmers, welches man liebt, sich

sich in Vorzüge und Vortrefflichkeiten verwandeln. Ich versichre Sie, daß ich mich nicht wenig scheue, eine Verbindung mit Ihnen zu wagen. Sie gefallen mir troß meiner Vernunft, und ich halte es für einen üblen Umstand, wenn man seine Glückseligkeit auf nichts anders, als Bethörung baut. Ich sehe Sie mit allen jungen Herren, die Sie angaffen, liebäugeln, sehe Ihr Auge, so oft Sie an einem öffentlichen Orte sind, unaufhörlich auf neue Eroberungen Jacht machen; und doch haben alle Ihre Blicke und Geberden etwas so bezaubernd Schönes, daß ich nicht umhin kann, Sie gerade in dem, wodurch Sie die Herzen andrer zu gewinnen suchen, zu bewundern. Ich befinde mich in dem Zustande des Liebhabers in dem Wege der Welt: Ich habe ihre Fehler so lange studirt, daß Sie mir ganz vertraut, und eben so lieb geworden sind, als meine eignen. Ich weiß nicht, Mamsell, aber bedenken Sie selbst, ob dieß freye Betragen mir wohl eben so liebenswürdig vorkommen wird, wenn ich ein Ehemann, als jeßt, da ich ein Liebhaber bin. Wir sind schon so weit gegangen, daß wir nicht wieder zurückgehen können; und ich hoffe, Sie werden es beherzigen, daß es zwar für mich schicklich seyn wird, mich noch immer als Ihren Liebhaber, nicht aber für Sie, sich noch immer

als meine Gebietherinn zu betragen. Ein freyes Betragen im Ehestande kleidet das eine Geschlecht sehr wohl, ist aber an dem andern sehr verwerflich. Der Gebrauch, welchen Sie von diesen kleinen Winken machen werden, wird das Glück oder Unglück bestimmen

Ihres

ganz eignen
T. D.

„Mein Herr,

„Es stunden ja andre Herren noch näher, und ich sehe daher nicht, warum Sie eben verbunden waren, den Fächer des eingebildeten Geschöpfs neulichen Abend aufzuheben. Dafür aber sollen Sie in Ihrem Leben keinen Stab des meinigen wieder anrühren; darauf können Sie sich verlassen!

Phyllis.

An den Obristen R—s in Spanien.

„Noch ehe dieß den besten aller Männer und den zärtlichsten Liebhaber erreichen kann, werden diese süßen Nahmen mich nichts mehr angehen. Die Unpäßlichkeit, worin Sie mich, um den Befehlen Ihrer Ehre und Pflicht zu gehorchen, verließen, ist zu einer tödtlichen Krankheit geworden; und meine

meine Aerzte sagen mir, daß ich keine Woche mehr leben kann. Schon jetzt haben meine Kräfte mich verlassen, und bloß meine brennende Liebe zu Ihnen gibt mir Stärke über mein Vermögen, und macht mich fähig, Ihnen zu sagen, daß nichts mir den Tod schmerzhaft macht, als die Trennung von Ihnen. Lassen Sie sichs aber Trost seyn, daß kein Laster mein Gewissen drückt, keine unbereute Thorheit mich aufhält; sondern daß ich meine letzten Stunden noch mit Erinnerung der Glückseligkeit hinbringe, die wir zusammen im Leben genossen, und mit Betrübniß, daß sie sich so bald endigen soll. Diese Schwachheit ist, hoffe ich, so wenig strafbar, daß ichs vielmehr für eine Art von Frömmigkeit halte, so ungern einen Stand zu verlassen, welcher eine Anordnung des Himmels ist, und in welchem wir seinen Gesetzen gemäß gelebt haben. Da wir von dem künftigen Leben nichts mehr wissen, als daß es ein sehr seliges für die Guten, und ein sehr elendes für die Bösen seyn wird, warum sollten wir uns nicht an dem Gedanken ergetzen (der uns doch die Schwierigkeit, dieß Leben hinzugeben, sehr erleichtern muß) daß wir Kenntniß von dem, was hienieden vorgeht, haben, und vielleicht dazu werden gebraucht werden, die Schritte derer zu lei-

ten, mit denen wir, da wir noch sterblich waren, in Unschuld wandelten? Warum sollte ich mich nicht der Hoffnung überlassen, daß ich in meinem gewöhnlichen Geschäfte fortfahren, und Ihnen, wiewohl Ihnen unbewußt, in allen Ihren Seelenkämpfen beystehen werde? Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, bester, theurester Mann, daß ich mir keine größere Glückseligkeit denken kann, als eine solche Beschäftigung: Dir gegenwärtig zu seyn in allen Begebenheiten, denen das menschliche Leben ausgesetzt ist; Schlummer in Deine Augen zu träufeln in den Qualen einer Krankheit; Dein geliebtes Angesicht zu beschirmen am Tage der Schlacht; Dir zur Seite zu gehen als ein Schutzengel, vor Wunden oder Schmerzen sicher, wohin ich Dich zu begleiten schmachtete, als ich noch ein schwaches, furchtsames Weib war! Dieß, mein Geliebtester, sind die Gedanken, womit ich mein armes mattes Herz erwärme; aber wahrlich, ich bin bey meiner jetzigen Schwäche nicht fähig, die gewaltige Angst zu ertragen, die mich befällt, so oft ich mir den Gram vorstelle, worein die erste Nachricht von meinem Tode Sie stürzen wird. Ich will mich hierbey nicht aufhalten, weil Ihr gutes und edles Herz sich nur desto mehr quälen wird, je mehr die Person, die Sie be-

kla-

klagen, Ihnen Trost zu geben sucht. Meinen letzten Athem werde ich, wenn ich noch bey mir selbst bin, 'in einem Gebeth für Sie aushauchen. O! nie werde ich also dein Angesicht wiedersehen? Lebe wohl, lebe wohl auf ewig!

T.

Hundert ein und dreyßigstes Stück.

(213)

Von den guten Absichten bey unsern Handlungen.

— Mens sibi conscia recti.

VIRG.

Es ist die große Kunst und das Geheimniß des Christenthums, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsern Handlungen aufs vortheilhafteste hauszuhalten, und sie so einzurichten, daß alles, was wir thun, uns an jenem Tage zu Gute komme, wo alles, was wir gethan haben, offenbar werden wird.

Um

Um dieser Betrachtung ihr volles Gewicht zu geben, können wir alle unsre Handlungen in solche eintheilen, die an sich selbst entweder gut, oder böse, oder gleichgültig sind. Theilen wir dann unsre Absicht auf gleiche Weise ein, und betrachten sie in Beziehung auf unsre Handlungen, so werden wir jene große Kunst, jenes Geheimniß der Religion, wovon ich hier rede, entdecken.

Eine gute Absicht, mit einer guten Handlung verbunden, gibt ihr ihre gehörige Kraft und Wirksamkeit; mit einer bösen Handlung verbunden, vermindert sie ihre Lasterhaftigkeit, und tilget sie in gewissen Fällen gar; und mit einer gleichgültigen Handlung verbunden, verwandelt sie dieselbe in eine Tugend, und macht sie verdienstlich, so fern menschliche Handlungen verdienstlich seyn können.

Man betrachte hiernächst auf gleiche Weise den Einfluß einer bösen Absicht auf unsre Handlungen. Eine böse Absicht kehrt die allerbesten Handlungen um, und macht sie in der That zu dem, wozu die Kirchenväter mit einer witzigen Art von Eifer die Tugenden der Heiden machen, zu eben so viel glänzenden Lastern. Sie zernichtet die Unschuld einer gleichgültigen Handlung,

und

und gibt einer bösen alle mögliche Schwärze und Abscheulichkeit.

Betrachten wir endlich die Natur einer gleichgültigen Absicht, so werden wir finden, daß sie einer guten Handlung alles Verdienst benimmt; die Lasterhaftigkeit einer bösen Handlung vermindert, aber nicht vertilgt; und eine gleichgültige Handlung in ihrem natürlichen Zustande von Gleichgültigkeit läßt.

Es ist daher ein unaussprechlich großer Vortheil, wenn eine beständig gute Absicht uns zur andern Natur geworden ist, und alle unsre Gedanken, Worte und Handlungen auf irgend einen löblichen Zweck abzielen, es sey die Verherrlichung unsers Schöpfers, das Beste unsrer Nebenmenschen, oder das Heil unsrer eignen Seele.

Dieß ist eine Art von Sparsamkeit oder guter Wirthschaft im moralischen Leben, welche keine einzige Handlung wegwirft, sondern jede so gut benutzt, als sie nur kann. Sie vervielfältigt die Mittel der Seligkeit, vermehrt die Anzahl unsrer Tugenden, und vermindert die Anzahl unsrer Laster.

Es ist etwas sehr frommes, wiewohl nicht gründliches, in Akosta's Antwort an den Limborch, welcher ihm die Menge der Ceremonien

in

in der jüdischen Kirche, im Waschen, Kleiden, Essen und Trinken, Reinigungen und dergleichen, vorwirft. Die Antwort des Juden ist, so viel ich mich besinne, folgende: „Die wesentlichen Theile des Gesetzes enthalten nicht Pflichten genug für einen eifrigen und thätigen Gehorsam. Zeit, Ort und Person werden erfordert, ehe man Gelegenheit hat, eine moralische Tugend in Ausübung zu bringen. Wir haben daher die Sphäre unsrer Pflicht erweitert, und viele Dinge, die an sich selbst gleichgültig sind, zu Theilen unsrer Religion gemacht, damit wir mehr Gelegenheiten haben, unsre Liebe zu Gott an den Tag zu legen, und in allen Umständen des Lebens etwas thun mögen, um ihm zu gefallen."

St. Evremond sucht den Aberglauben der römischkatholischen Kirche auf gleiche Art zu beschönigen, wenn er den verschiednen Geist der Papisten und Kalvinisten in Ansehung der Hauptpunkte, worin sie von einander abgehen, vergleicht. Die Triebfeder der ersten, sagt er, sey Liebe, der letztern aber Furcht; und in ihren Aeußerungen von Unterwerfung und Verehrung gegen das höchste Wesen, schienen die erstern besonders sorgfältig, alles zu thun, was ihm irgend gefallen,

die letztern aber, alles zu vermeiden, was ihm irgend mißfallen könnte.

Ungeachtet dieses scheinbaren Grundes aber, womit beide, der Jude und der Katholik, ihren Aberglauben gern entschuldigen möchten, bleibt es doch gewiß, daß er der Menschheit zu großem Nachtheil, und der Religion zum Verderben gereicht; weil nähmlich die Aufbürdung überflüssiger Ceremonien solche Handlungen zu Pflichten umschafft, die vorher gleichgültig waren, und dadurch die Religion viel lästiger und schwerer macht, als sie ihrer eignen Natur nach ist; manche in Unterlassungssünden stürzt, deren sie sich sonst nicht hätten schuldig machen können, und die Gemüther des großen Haufens, statt der wichtigern und wesentlichern Theile des Gesetzes, an Schatten und unwesentliche Punkte heftet.

Dieser eifrige und thätige Gehorsam findet indessen bey dem wichtigen Punkte Platz, welchen wir jetzt empfehlen. Denn wenn wir, statt uns gleichgültige Handlungen als Pflichten vorzuschreiben, eine gute Absicht mit allen unsern gleichgültigsten Handlungen verbinden, so machen wir unsre bloße Existenz zu einer ununterbrochenen Ausübung des Gehorsams; kehren unsre Zeitvertreibe und Vergnügungen zu unserm ewigen Vortheile

theile, und sind Ihm (dem zu gefallen der Zweck unsers Daseyns ist) in allen Umständen und Vorfällen des Lebens wohlgefällig.

Diese vortreffliche Gemüthsverfassung, diese heilige Dienstfertigkeit (wenn ichs so nennen darf) ists, was der Apostel uns in jenem außerordentlichen Geboth empfiehlt, worin er sagt, daß wir in allen unsern gleichgültigsten Handlungen, **wir essen, oder trinken, oder was wir thun,** die Ehre Gottes zum Zweck haben sollen.

Ein Mensch also, der eine solche zur Fertigkeit gewordne gute Absicht besitzt, befindet sich in keinem Umstande des Lebens, den er nicht als dem großen Urheber seines Daseyns wohlgefällig, als den Vorschriften der Vernunft gemäß, und als der menschlichen Natur überhaupt, oder dem besondern Stande, worin die Vorsehung ihn gesetzt hat, angemessen betrachten sollte. Er lebt in einem beständigen Gefühl der göttlichen Gegenwart, betrachtet sich selbst, in dem ganzen Lauf seiner Existenz, als ein Geschöpf, das unter der Bemerkung und Aufsicht desjenigen Wesens steht, welches alle seine Bewegungen und Gedanken kennt, immer um ihn ist, **es sitze oder stehe, gehe oder liege, und alle seine Wege siehet.** Kurz, ein solcher Mensch vergißt nie, daß das

Auge

Auge seines Richters immer über ihm offen steht, und ist bey jeder Handlung darauf bedacht, daß er etwas thue, das von dem befohlen oder erlaubt ist, welcher unsre Handlungen dereinst entweder belohnen oder strafen wird. Dieß war der Charakter jener heiligen Männer in den alten Zeiten, von denen die Schrift den schönen Ausdruck gebraucht, sie hätten vor Gott gewandelt.

So oft ich ein moralisches Blatt schreibe, bemühe ich mich gemeiniglich, die besondre Tugend, von welcher ich handle, durch Vorschriften oder Beyspiele der alten Heiden zu empfehlen, um dadurch, wo möglich, diejenigen zu beschämen, welche bessere Gelegenheit haben, ihre Pflicht zu erkennen, und daher auch stärker verbunden sind, sie in einem bessern Lebenswandel auszuüben. Nicht zu gedenken, daß viele unter uns unvernünftiger Weise geneigter sind, einem heidnischen Philosophen, als einem christlichen Schriftsteller Gehör zu geben.

Zum Beyspiel der vortrefflichen Gemüthsverfassung, die ich heute angepriesen habe, führe ich also einige Worte des Sokrates an, die dieser große Philosoph am Tage seiner Hinrichtung sprach. Kurz vorher, ehe der Giftbecher ihm gebracht wurde, und als er sich mit seinen Freun-

den über die Unsterblichkeit der Seele unterredete, sagte er: Ob Gott meine Handlungen billigen wird, oder nicht, das weiß ich nicht; das aber weiß ich gewiß, daß ich mich zu jeder Zeit bestrebt habe, ihm zu gefallen, und ich habe daher gute Hoffnung, daß dieß mein Bestreben ihm wohlgefällig seyn werde. In diesen Worten des großen Mannes finden wir die zur Fertigkeit gewordne gute Absicht, die ich hier einschärfen möchte, und nach welcher dieser göttliche Philosoph immer handelte. Ich will nur noch hinzusetzen, daß Erasmus, ein vom Aberglauben unangesteckter Katholik, von diesen Gesinnungen des Sokrates so sehr entzückt ward, daß er sich kaum enthalten konnte, ihn als einen Heiligen zu betrachten, und ihn um seine Fürbitte anzuflehen; oder, wie dieser sinnreiche und gelehrte Schriftsteller sich selbst lebhafter ausdrückt: Wenn ich bedenke, daß ein solcher Mann solche Worte ausgesprochen, kann ich mich kaum enthalten, auszurufen: Sancte Socrates, ora pro nobis! heiliger Sokrates, bitte für uns!

L.

Hun=

Hundert zwey und dreyßigstes Stück.
(196. 202)

Ein guter Rath an den Zuschauer; nebst einigen andern Briefen.

Est Vlubris, animus si te non deficit aequus.
HOR.

„Mein Herr Zuschauer,

Ich habe einen besondern Fehler bemerkt, dessen die Moralisten aller Zeiten sich schuldig machen, und der ist, daß sie immer sich selbst für glücklich ausgeben, und andre die Mittel glücklich zu werden lehren wollen. Glückseligkeit aber ist ein Zustand, der sich in diesem Leben nicht erreichen läßt, und ich wollte Ihnen daher wohl empfehlen, in einem etwas demüthigern Tone zu sprechen, als Ihre Vorgänger gethan haben, und, anstatt sich die Kunst glücklich zu machen anzumaßen, uns nur zu lehren, wie wir ruhig leben können. Ein verständiger Mann, der nur mögliche Dinge zu erreichen sucht, sollte mehr darauf bedacht seyn,

unsre Schmerzen zu mildern, als unsre Freude zu erhöhen. Große Unruhe ist zu vermeiden, aber große Glückseligkeit ist nicht zu erlangen. Die große Regel ist Gleichmuth, ist ein wohlgeordneter Geist, der etwas mehr als heiter und etwas weniger als lustig ist. Heiter sollten wir immer seyn, wenn wir nur keine Schmerzen haben, Lustigkeit aber sollte bey einem klugen Manne immer nur zufällig seyn; sie sollte ganz natürlich aus der Gelegenheit entspringen, und die Gelegenheit dazu selten gesucht werden; denn ein Temperament, welches der Lustigkeit bedarf, um vergnügt zu seyn, gleicht einem Körper, der gleich entkräftet ist, wenn ihm der Genuß des Brannteweins fehlt. Ich wiederhohle es also noch einmahl, Ihre Lehre sey: Strebe nach Gemüthsruhe. Die Seele ist ganz verwildert und verdorben, die durch lautes Gelächter oder sinnliches Vergnügen aus sich selbst gerissen werden muß, wenn sie nicht ganz unthätig seyn soll.„

„Ich habe ein Paar alte Bekannten, die täglich zusammenkommen, und ihr Pfeifchen rauchen, und durch ihre gegenseitige Liebe zu einander, wenn sie gleich ihr Leben in Geschäften und im Getümmel der Welt zugebracht haben, einer größern Gemüthsruhe genießen, als jeder von ih-

nen durch das beste Kapitel im Seneka hätte in sich hervorbringen können. Indolenz der Seele und des Körpers findet man sehr oft bey Personen, deren Bestreben nicht weiter geht; allein schon bloß das Streben nach Glückseligkeit hat etwas Rastloses an sich, das einen Menschen nicht kümmert, dessen Leben in einer Reihe von mäßigen Mahlzeiten, freundschaftlichem Umgange und sanftem Schlummer verfließt. Unterdeß verfeinerte aufgeklärte Köpfe von Gemüthsruhe schwatzen, besitzt er sie.„

„Was ich Ihnen, mein Herr Zuschauer, durch diese abgebrochenen Sätze zu empfehlen wünschte, ist, daß Sie doch einmahl etwas von der Lebensart sagen möchten, welche gute und schlechte Leute zu befolgen hätten, um ihre müßigen Stunden vergnügt hinzubringen. Es ist ein beklagenswürdiger Umstand, daß Weisheit, oder wie Sie es nennen, Philosophie, nur den Gelehrten Ideen an die Hand geben soll, und daß man ein Philosoph seyn muß, um zu wissen, wie man seine Zeit angenehm hinbringen könne. Es wäre also für Sie wohl der Mühe werth, die Verbindungen und Verwandtschaften unter den Menschen, welche den Umgang unter einander so angenehm machen, daß die höchsten Talente in Vergleichung nur ein

schwaches Vergnügen gewähren, in ein schönes Licht zu setzen. Sie werden leicht Beschreibungen und Unterredungen finden, welche den vertraulichen Zirkel um den Ofen des ehrlichen Handwerkers eben so unterhaltend machen werden, als Ihr Klub für Sie ist. Gutherzigkeit hat eine unversiegende Quelle von Vergnügungen; und die Schilderung des häuslichen Lebens mit den natürlichen Freuden, von denen es so voll ist, (statt der nothwendigen Plagen, die ihm die Schriften der witzigen Köpfe gemeiniglich vorwerfen) würde ein sehr verdienstliches Werk um die Gesellschaft seyn.„

„Die Abwechselung von Arbeit und Ruhe unter der geringern Klasse von Menschen macht, daß ihnen ihr Leben in derjenigen Art von Wohlgefallen vergeht, welche man Genügsamkeit nennet; und sollte von Ihnen, als Zuschauer, eben so wohl abgehandelt werden, als solche Materien, die freylich ein gelehrteres Ansehen haben, aber nicht so lehrreich sind. Kurz, mein Herr, ich wünschte, Sie bedächten zuweilen auch solche Leute, die Ihrer Vorsorge am meisten bedürften, und zeigten, daß Einfalt, Unschuld, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit Künste sind, welche so gut zur Gemüthsruhe führen,

als Gelehrsamkeit, Weisheit, Erkenntniß und Nachdenken.

Ich bin ꝛc.
T. B.

Mein Herr Zuschauer,

„Ich bin ein Lakey, und stehe bey einem der Herren in Diensten, von denen man sagt: er hat das beste Gemüth von der Welt, nur daß er etwas hitzig ist. Seyn Sie doch so gut, und sagen diesen Herrn, daß derjenige, welcher hitzig ist, und seinen Eifer nicht zu beherrschen sucht, seinen Freunden und Bedienten oft in einer halben Stunde mehr Unrecht thut, als er in ganzen Jahren wieder gut machen kann. Dieser mein Herr, welcher, dem gemeinen Ruf nach, der beste Mann unter der Sonne ist, läßt keinen Tag hingehen, ohne jemanden zu beleidigen, und prügelt mich um das erste das beste, was ich thue, weil es ihm nicht recht ist. Wüßten diese Herrn, daß sie so viel Unheil in der Gesellschaft anrichten, als nur je angerichtet werden kann, so würden sie sich wohl bessern; und ich, der ich nun schon lange Jahre ein Zuschauer der Herren an Tafel gewesen bin, habe gesehen, daß Unbedachtsamkeit und Hitze zehnmahl mehr Unheil stiftet, als Lieblosig-

keit. Doch, Sie werden dieß viel besser vorstellen, als

Ihr

gemißhandelter gehorsamer Diener
Thomas Schmauch.

An den Zuschauer.

Unterthänige Bittschrift Johanns, des Hausverwalters, Roberts, des Kellermeisters, Heinrichs, des Kochs, und Abigail, der Kammermagd, in Sachen ihrer selbst und ihres gleichen, welche in den verschiednen Diensten der meisten großen Familien in London und Westminster zerstreut sind.

Supplikanten zeigen hiedurch an:

„Daß in vielen von den Familien, worin Ihre Supplikanten leben und in Diensten stehen, die Häupter derselben ganz und gar nicht wissen, was Arbeit ist, und nicht zu beurtheilen im Stande sind, ob sie gut oder schlecht von uns bedient werden.„

„Daß sie, wegen Mangels solcher Geschicklichkeit in ihren eignen Angelegenheiten, und um ihrer Trägheit und ihrem Stolz nichts zu vergeben, beständig gewisse boshafte Thiere, Spionen genannt, um sich haben.„

„Daß

„Daß allemahl, wo ein Spion unterhalten wird, von dem Augenblick an der Friede aus einem solchen Hause verbannt ist.„

„Daß Spionen nie von guten Diensten Bericht abstatten, unsre Lustigkeit und Freyheit aber unter den Nahmen Ausgelassenheit und Liederlichkeit anbringen.„

„Daß in allen Familien, wo Spionen sind, allgemeine Eifersucht und Mißhelligkeit herrschen.

„Daß die Herren und Frauen solcher Häuser im beständigen Verdacht gegen ihre ehrlichen und treuen Bedienten leben, und genöthigt sind, ihr Hauswesen falschen und treulosen Leuten Preis zu geben.„

„Daß solche Herren und Frauen, welche Spionen unterhalten, von der Zeit an nichts mehr, als Nullen in ihren eignen Häusern sind; und daß wir, Ihre Supplikanten, uns mit dem größten Unmuth genöthigt sehen, unsre ganze Ehrerbiethung solchen Spionen zu bezeigen, und unsern ganzen Unterhalt von ihnen zu erwarten.„

„Ihre Supplikanten bitten daher unterthänigst, Vorstehendes allen Standespersonen zur Ueberlegung anheim zu geben; für welche Gefälligkeit Ihre Supplikanten

 pflicht-

pflichtschuldigst nie aufhören werden, Gott zu bitten ꝛc.

T.

Hundert drey und dreyßigstes Stück.

(203)

Ueber ein schändliches Modelaster, und die Früchte desselben.

Phoebe pater, si das huius mihi nominis vsum,
Nec *falsa* Clymene culpam *sub imagine celat*;
Pignora da, Genitor —

Ovid.

Es giebt eine liederliche Zunft von Leuten, denen ich schon zu lange nachgesehen habe, die durch alle Ecken und Winkel dieser großen Stadt herumschwärmen, um die unglücklichen Weibsbilder zu verführen, die ihnen in den Wurf kommen. Diese verworfnen Bösewichter pflanzen in jedem Quartier der Stadt eine Brut armer Geschöpfe, die sie sehr oft, aus besondrer Achtung, dem Kirchen-

vor-

vorsteher vor die Thür legen. Daher gibt es nicht wenig Ehemänner, die in den meisten Pfarren von London und Westminster eine kleine Familie haben, und verschiedne Junggesellen, die mehr Kinder haben, als sie ernähren können.

Glaubt ein Mensch einmahl die Freyheit zu haben, auf alles Jacht zu machen, und auf gemeine Kosten zu zehren, so findet er so viel Wildbret in einer volkreichen Stadt, daß man über den Schwarm, welchen er oft in die Welt setzt, erstaunen muß. Wie manchen jungen Burschen sieht man nicht, der kaum volljährig ist, und doch schon auf das Ius trium liberorum, oder die Vorrechte Anspruch machen könnte, welche die Römischen Gesetze allen denen bewilligten, die drey Kinder erzeugt hatten! Ja, ich hörte einmahl einen liederlichen Kerl, der noch keine volle fünf und zwanzig Jahr alt war, von seinem siebenten Sohne reden, und sehr klüglich beschließen, daß er ein Arzt werden sollte. Kurz, die Stadt ist voll solcher jungen Patriarchen; verschiedner erschöpfter Stutzer nicht zu gedenken, die, gleich hirnlosen Verschwendern, welche ihr Vermögen durchbringen, ehe sie Herren desselben sind, ihren ganzen Köcher von Kindern schon vor ihrer Heurath ausgeleert haben.

Ich

Ich kann hier die seltsame Grille eines unverschämten Wollüstlings nicht unbemerkt lassen. Er hatte etwas von der Heraldik aufgeschnappt, und da er wußte, daß die Geschlechtsregister großer Familien oft in der Gestalt eines Baums vorgestellt werden, so kam er auf den Einfall, seine eigne uneheliche Nachkommenschaft in eine ähnliche Figur zu bringen.

— Nec longum tempus et ingens
Exiit ad coelum ramis felicibus arbos,
Miraturque nouas frondes et non sua poma.

Virg.

Und nicht lange, so stieg der Baum mit prangenden Aesten
Himmelan, wunderte sich der fremden Blätter und Früchte.

Der Stamm des Baums war mit seinem eignen Nahmen, Willhelm Ahorn, bezeichnet. Aus der Seite desselben war ein großer unfruchtbarer Ast aufgewachsen, auf welchem der Nahme seiner unglücklichen Frau, Maria Ahorn, stand. Der Kopf des Stamms war mit fünf ungeheuer großen Zweigen geziert. An dem Fuß des ersten stand mit großen Buchstaben Käthe Kohlgarten, und ihr Zweig theilte sich in drey Schößlinge, nämlich

Wil=

Willhelm, Richard und Rebekka. Aus der Sara Zwiebracht entsprang ein andrer Zweig, dessen Früchte Sara, Thomas, Willhelm und Franz waren. Der dritte Arm des Baums trug erst Ein Kind, nebst einen offnen Platze für ein zweytes, weil die Mutter ihrer Niederkunft nahe war, als der Vater auf diese sinnreiche Erfindung gerieth. Die beiden andern großen Zweige waren auch sehr reichlich mit Früchten derselben Art behangen. Außer denselben aber gab es noch verschiedne Nebenäste zum Zierrat, die nichts trugen. Kurz, ein blühenderer Stammbaum ist wohl nie aus den Händen eines Genealogisten gekommen.

Was diese Schmeißbrut so furchtbar macht, ist der unermüdete Fleiß, womit sie ihr Werk treibt. Ein Mensch unterzieht sich keinen längern Wachen und größern Beschwerden in einer Kampagne, als im Verfolge einer unzüchtigen Liebe. Wie man von gewissen Leuten sagt, sie machen aus ihrer Arbeit ihr Vergnügen, so kann man von diesen Kindern der Finsterniß sagen, daß sie aus ihrem Vergnügen ihre Arbeit machen. Gewiß könnten sie ihre verderbten Neigungen mit der Hälfte der Mühe bezwingen, die ihnen die Befriedigung derselben kostet.

Die Erfindungskraft dieser Leute ist nicht weniger zu bewundern, als ihre Industrie und Wachsamkeit. Der komische Dichter Apollodorus, ein Zeitgenosse Menanders, sagt in einem von ihm noch übrigen Fragment voller Laune: Du magst deine Thüren mit Schlössern und Riegeln verwahren; kein Schmied wird sie so fest machen, daß nicht eine Katze und ein Hurenjäger den Weg herdurch finden sollten. Mit Einem Worte, kein Mensch ist so voller Kniffe und Ränke, als ein solcher Verführer.

Sollte ich eine Strafe für diese schändliche Brut von Weltvermehrern vorschlagen, so würde es die seyn, daß man sie, auf den zweyten oder dritten Betretungsfall, nach Amerika hinüberschickte, um dort diejenigen Länder zu bevölkern, denen es an Einwohnern fehlt, und, mit dem Diogenes zu reden, Menschen zu pflanzen. In einigen Ländern bestraft man dieß Verbrechen mit dem Tode; mich dünkt aber, eine solche Verbannung würde hinreichend seyn, und zugleich dieses Fortpflanzungsvermögen zum Besten der Welt benutzen.

Unterdessen aber, bis man über diese Herren vielleicht nach meinem Vorschlage disponiren wird, wollte ich sie wohl ernstlich ermahnt haben, für

die unglücklichen Geschöpfe, welche sie durch diese indirekten Mittel in die Welt gesetzt haben, zu sorgen, und ihren unechten Kindern eine solche Erziehung zu geben, daß sie tugendhafter werden möchten, als ihre Aeltern. Dieß ist die beste Genugthuung für solche Verbrechen, und in der That das einzige Mittel, das ihnen übrig bleibt, ihre vergangenen Vergehungen wieder gut zu machen.

Nicht minder wünschte ich, daß sie bedenken möchten, ob sie nicht durch die gemeine Menschlichkeit sowohl, als durch alle Pflichten der Religion und Vernunft, verbunden sind, denenjenigen auch etwas zeitliches Vermögen zu verschaffen, denen sie nicht nur das Leben gegeben, sondern ihnen auch einen gewissen, wiewohl sehr unbilligen, Schimpf und Schandfleck angehängt haben. Und hier kann ich nicht umhin, die verderbten Begriffe zu rügen, die unter uns herrschen, und die in nichts anderm ihren Grund haben können, als in unsrer natürlichen Neigung, ein Laster, dem wir so sehr zugethan sind, zu begünstigen; nähmlich, daß uneheliche Geburt und Hahnreyschaft als etwas schimpfliches betrachtet werden, und daß die Schande, welche nur der Liederlichkeit und Untreue gebührt, so unbilliger Weise Personen trifft, die daran ganz unschuldig sind.

Die

Die Veranlassung dieser Betrachtungen ist folgender Brief, der mit einem solchen Gepräge der Aufrichtigkeit geschrieben ist, daß ich nicht zweifle der Verfasser desselben habe sein Schicksal in einem wahren und echten Lichte vorgestellt.

Mein Herr,

„Ich bin einer von denen, die in dem allgemeinen Wahn der Welt beides für ehrlos und unglücklich gehalten werden.„

„Mein Vater ist ein sehr vornehmer Mann, der in ansehnlichen öffentlichen Aemtern steht. Ich bin sein Sohn, aber mein Unglück ist, daß ichs nicht wage, ihn Vater zu nennen, und er mich nicht ohne Scham für sein Kind erkennen kann, weil ich unehelich, und daher der einnehmenden Zärtlichkeit und des unvergleichlichen Vergnügens beraubt bin, welches ein guter Mensch in der Liebe und dem Umgange eines Vaters empfinden muß. Auch habe ich nicht Gelegenheit, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn auszuüben, da er sich immer in einer so großen Entfernung von mir gehalten und ein so hohes Betragen gegen mich angenommen hat, daß ich durch die lange Gewohnheit eine solche Furcht empfinde, wenn er mich vor sich läßt, daß ich nicht im Stande bin, ihm meine

Noth

Noth zu klagen, und ihm die Leiden vorzustellen, unter denen ich schmachte.„

„Mein Unglück ist, daß ich weder zum Gelehrten, noch zum Soldaten, noch zu irgend einem andern Gewerbe erzogen bin, so daß ich mich außer Stande sehe, ohne seinen Beystand in der Welt fortzukommen. Dieß macht mir unaufhörlichen Kummer, da ich besorgen muß, daß mirs mit der Zeit an Brodt fehlen wird; denn mein Vater, wenn ich ihn so nennen darf, gibt mir nur sehr schwache Hoffnung, daß er etwas für mich thun werde.„

„Bisher habe ich gewisser Maßen wie ein Mensch von gutem Stande gelebt, und es würde mir in der That sehr schwer fallen, um meinen Unterhalt zu arbeiten. Unaufhörlich quält mich der Gedanke an mein künftiges Schicksal, und es macht mich äußerst unglücklich, daß ich des süßen Umgangs und des freundlichen Raths meiner Aeltern entbehren muß: ich kann mich nicht anders betrachten, als ein Monstrum, das, ich weiß nicht wie, in der Natur zum Vorschein gekommen ist, und zu dem sich zu bekennen ein jeder sich schämt.„

„Man hält mich für einen Menschen von guten natürlichen Gaben, und durch beständiges

diges Lesen dessen, was Sie der Welt mitgetheilt haben, bin ich ein Bewunderer desselben geworden, welches mich denn bewogen hat, Ihnen meinen Zustand zu entdecken; in der Hoffnung, daß wenn irgend etwas darin Ihr Herz zum Mitleiden bewegen sollte, Sie die Gütigkeit haben werden, mir Ihre Meinung darüber zu sagen; imgleichen auch, wie viel ich, als ein unehelich geborner, von der Liebe des Mannes, der mich gezeugt hat, fordern kann, und in wie fern ich für seinen Sohn zu halten, oder er für meinen Vater zu erkennen ist. Ihre Gedanken und Ihr Rath hierüber wird zum Trost und zur Beruhigung gereichen

Ihrem 2c.

W. B.

C.

Hundert vier und dreyßigstes Stück.
(215)

Die Macht der Erziehung. Tragische Liebe zweyer Negern.

— Ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

OVID.

Eine menschliche Seele ohne Erziehung kömmt mir vor, wie ein Block Marmor in der Steingrube, der nicht eher etwas von seinen angebornen Schönheiten zeigt, als bis die Kunst des Polirers die Farben herauslockt, der Oberfläche Glanz gibt, und alle die schönen Wolken, Flecken und Adern, womit er durchzogen ist, sichtbar macht. Eben so bringt auch die Erziehung, wenn sie eine edle Seele bearbeitet, jede verborgene Tugend und Vollkommenheit aus Licht, die ohne solche Hülfe nie zum Vorschein kommen würde.

Wollen meine Leser mir erlauben, diese Anspielung so bald mit einer andern ähnlichen zu ver-

tauschen, so will ich die Macht der Erziehung durch dasselbe Beyspiel erläutern, welches Aristoteles zur Erläuterung seiner Lehre von den substantiellen Formen gebraucht. Er sagt nähmlich, eine Statue liege schon in einem Block Marmor verborgen, und der Bildhauer räume nur die überflüssige Materie weg, und säubere sie von dem umgebenden Unrath. Die Figur ist schon in dem Stein vorhanden, der Bildhauer findet sie nur. Was nun die Skulptur für einen Block Marmor ist, das ist die Erziehung für eine menschliche Seele. Der Philosoph, der Heilige oder der Held, der Weise, der Gute oder der Große liegen sehr oft in einem gemeinen Menschen verborgen, und es hat nur an der gehörigen Erziehung gefehlt, ihn herauszuheben und ans Licht zu bringen. Es macht mir daher ein ausnehmendes Vergnügen, wenn ich in den Nachrichten von wilden Nationen die Beschreibungen ihrer rohen und unkultivirten Tugenden lese, wenn ich sehe, wie Tapferkeit sich durch wilde Wuth, Entschlossenheit durch Hartnäckigkeit, Weisheit durch Arglist äußert.

Die Leidenschaften der Menschen wirken auf mannichfache Art, und zeigen sich in verschiednen Arten von Handlungen, je nachdem sie mehr oder weniger durch die Vernunft gebildet und regiert

werden.

werden. Hört man von Negern, die sich, beym Tode ihrer Herren, oder bey Veränderung ihres Dienstes, am nächsten Baum aufhängen, welches in unsern Amerikanischen Pflanzungen nichts seltnes ist, wer kann sich da enthalten, ihre Treue zu bewundern, ungeachtet sie sich auf eine so schreckliche Art äußert? Was ließe sich aus der wilden Seelengröße, welche diese unglücklichen Geschöpfe in manchen Fällen blicken lassen, nicht machen, wenn sie gehörig bearbeitet würde? Und wie läßt die Verachtung, womit wir diesem Theil unsrer Mitmenschen begegnen, sich entschuldigen oder beschönigen? wie läßt sichs vertheidigen, daß wir ihnen nicht einmahl die gemeinen Rechte der Menschheit zukommen lassen, daß wir dem Bösewicht, der einen von ihnen ermordet, nur eine unbedeutende Geldstrafe auferlegen; ja daß wir ihnen, so viel an uns liegt, alle Aussichten auf Glückseligkeit, sowohl in jener als in dieser Welt, abschneiden, und ihnen das, was wir für nothwendige Mittel zu Erlangung derselben halten, versagen?

Da ich eben bey dieser Materie bin, kann ich mich nicht enthalten, eine Begebenheit anzuführen, die ich vor kurzem gehört habe, und die so gute Zeugnisse für sich hat, daß ich an der Wahrheit

derselben nicht zweifeln kann. Diese Begebenheit, die sich eine Art von wildem Trauerspiel nennen läßt, hat sich vor etwa zwölf Jahren zu St. Christophers, einer unsrer Westindischen Inseln zugetragen. Die Negern, von denen darin die Rede ist, waren alle Sklaven eines Herrn, der sich jetzt in England aufhält.

Dieser Herr hatte unter seinen Negern ein Mädchen, das von ihren Landsleuten für eine ganz außerordentliche Schönheit gehalten wurde. Er hatte zu gleicher Zeit zwey Negerjünglinge, ebenfalls Sklaven, die sich durch ihre Gestalt und Bildung und ihre Freundschaft gegen einander auszeichneten. Zum Unglück verliebten sie sich beide in obgedachtes Negermädchen, welche sehr gern einen von ihnen beiden zum Manne nehmen wollte, wenn sie nur unter einander eins werden könnten, wer der Glückliche seyn sollte. Allein, beide waren so sterblich in sie verliebt, daß keiner daran denken konnte, sie seinem Nebenbuhler abzutreten; und zugleich waren sie doch einander so treu, daß keiner daran denken wollte, sie ohne seines Freundes Einwilligung zu gewinnen. Die Qualen dieser beiden Liebenden waren das Gespräch der Familie, welcher sie angehörten; denn jeder bemerkte den seltsamen Streit von Leidenschaften,

welcher

welcher das Herz der armen Negern quälte, die oft durch Seufzer und abgebrochne Ausdrücke ihr Leiden zu verstehen gaben, jeder sah, wie unmöglich es war, daß beide zugleich glücklich seyn konnten.

Nach einem langen Kampf zwischen Liebe und Freundschaft, Treue und Eifersucht, gingen sie eines Tages zusammen in einen Wald, und nahmen ihre Geliebte mit. Nachdem sie hier lange aufs beweglichste gejammert und geheult hatten, durchstießen sie ihr das Herz. Ein Sklave, welcher nicht weit von dem Orte, wo diese entsetzliche Grausamkeit verübt wurde, bey seiner Arbeit war, und das Geschrey der sterbenden Negerinn hörte, lief hin, um zu sehen, was vorginge. Er sah das Mädchen todt auf dem Boden liegen, und die beiden Negern zu jeder Seite den entseelten Leichnam küssen, über ihm weinen, und sich in der höchsten Angst des Grams und der Verzweiflung vor die Brust schlagen. Alsobald lief er zu der Englischen Herrschaft und berichtete, was er gesehen hatte. Man eilte herbey, fand aber das Mädchen todt, und die beiden Negern neben ihr sterbend an den Wunden, die sie sich selbst versetzt hatten.

Wir sehen aus diesem erstaunlichen Beyspiele von Barbarey, zu was für seltsamen Ausschweifungen eine Seele fähig ist, deren Leidenschaften nicht durch Tugend geordnet, und durch Vernunft gebändigt sind. Ist gleich die Handlung, die ich eben erzählt habe, an sich selbst sehr strafbar und abscheulich, so entsprang sie doch aus einer Gemüthsart, die sehr edle Früchte würde getragen haben, wäre sie durch eine zweckmäßige Erziehung gelenkt und gebildet worden.

Welch ein unaussprechliches Glück ist es also nicht, in denjenigen Theilen der Welt geboren zu werden, wo Weisheit und Erkenntniß blühen; wiewohl man gestehen muß, daß es auch selbst in diesen verschiedne arme unwissende Menschen gibt, die nur wenig über die Bewohner jener barbarischen Länder erhaben sind; so wie denn auch die, welche des Vortheils einer bessern Erziehung genossen haben, sich durch verschiedne Stufen von Vollkommenheit über einander erheben. Denn, um wieder auf unsre Statue in dem Block Marmor zu kommen, so sehen wir dieselbe zuweilen erst ganz roh behauen, zuweilen aus dem Groben herausgearbeitet, und eben in eine menschliche Figur gebracht; zuweilen sehen wir den Menschen ganz deutlich in allen seinen Gliedern und Zügen, zu-

weilen finden wir auch wohl eine Figur, die mit ausnehmender Eleganz gearbeitet ist, selten aber eine, welcher die Hand eines Phidias oder Praxiteles nicht noch einige feine Abrundungen und Vollendungen geben könnte.

Moralische Abhandlungen und Betrachtungen über die menschliche Natur sind die besten Mittel, deren wir uns bedienen können, unser Gemüth auszubilden, und eine wahre Kenntniß unsrer selbst zu erlangen, und folglich unsre Seele von der Unwissenheit, den Lastern und Vorurtheilen, welche ihr von Natur ankleben, zu reinigen. Ich habe mir von Anfang an die Beförderung dieser großen Zwecke durch meine Blätter zur Absicht gemacht, und schmeichle mir, daß ich von Tage zu Tage etwas zur Polirung menschlicher Seelen beytrage: meine Absicht wenigstens ist löblich, die Ausführung sey, wie sie wolle. Ich muß gestehen, daß ich durch viele Briefe von unbekannten Händen, die meinen Bemühungen ihren Beyfall bezeugen, nicht wenig darin aufgemuntert werde; und muß diese Gelegenheit ergreifen, den Verfassern derselben meinen Dank abzustatten, und mich zu entschuldigen, daß ich verschiedne derselben, die gewiß meinen Blättern zu großer Zierde gereichen würden, nicht einrücke. Die Bekanntmachung

so schön gesagter Lobsprüche würde freylich ihren Urhebern Ehre machen, aber zugleich, fürchte ich, ein hinlänglicher Beweis für die Welt seyn, daß ich sie nicht verdiene.

C.

Hundert fünf und dreyßigstes Stück.
(216)

Erfolg der Empörung Freymanns gegen die Herrschaft seiner Frau.

Siquidem hercle possis, nil prius neque fortius;
Verum si incipies, neque perficies gnauiter,
Atque, vbi pati non poteris, cum nemo expetet,
Infecta pace, vltro ad eam venies, indicans
Te amare et ferre non posse: actum est, ilicet,
Peristi: eludet, vbi te victum senserit.

TERENT.

An den Herrn Zuschauer.

„Mein Herr,

Ich habe Sie hiedurch benachrichtigen wollen, daß Herr Freymann sich nicht so bald in seine

Kutsche

Kutsche gesetzt hatte, als seine Gemahlinn einen so schrecklichen Anfall von Vapeurs bekam, daß man befürchtet, sie werde zu früh niederkommen, wo nicht gar den Tod davon haben. Wissen Sie daher irgend ein Recept, das gegen diese herrschende Modekrankheit gut ist, so seyn Sie doch so gütig, es zum Besten des Publikums bekannt zu machen; Sie werden sich dadurch besonders verbinden

Ihren

A. Norwill.

Mein Herr Zuschauer,

„Der Aufruhr war so groß, so bald ich Ihr Blatt, welches Madam Freymann betrifft, gelesen hatte, daß ihr, nach verschiednen Revolutionen in ihrem Temperament, da sie bald tobte, bald schimpfte, bald hinsank, bald sich selbst beklagte, bald auf ihren Mann schmähte, endlich, als eine benachbarte Dame (die, wie sie sagt, auch an Sie geschrieben hat) von ungefähr dazu kam, nichts übrig blieb, als plötzlich krank zu werden. — Ich hatte die Ehre, ihr das Blatt vorzulesen, und habe meine Gesichtsmuskeln und mein Temperament bey solchen Gelegenheiten ziemlich in meiner Gewalt.

Gewalt. Ich fand bald, daß mein historischer Nahme in Ihren Blättern Thomas Meggot war, ließ mir aber nichts merken, bis ich sah, wie das Ding bey Madam Freymann anschlüge. Sie sah oft ihren Mann, und eben so oft mich an; zitterte aber nicht, da sie den Thee einschenkte, bis der Umstand kam, daß Herr Armstrong eine Stelle aus dem Cicero unter die Melodie einer Opernarie geschrieben. Nun brach sie aus, sie sey beschimpft, betrogen, aufs schändlichste beleidigt und gemißhandelt. Die Theetasse flog ins Feuer, und ohne sich an ihrem Manne zu rächen, machte sie sich über mich her: ich sey ein impertinenter Geck, stecke meine Nase in fremde Händel, und wisse nicht, was es heiße, sich in eine so kitzelige Sache, als zwischen Mann und Frau, zu mengen. Herr Freymann sagte hierauf: Madam, liebte ich Sie weniger, als ich wirklich thue, so würde ich das Mittel nicht ergriffen haben, an den Zuschauer zu schreiben, um ein Frauenzimmer, worüber Gott und die Natur mir Gewalt geben, zu benachrichtigen, was ich von ihr verlange; da Sie aber so indiskret sind, den Wink, welchen ich Ihnen in diesem Blatte gab, nicht im Guten anzunehmen, so muß ich Ihnen, Madam, nur in dürren Worten sagen, daß Sie jetzt schon zu lange

und

und bis zum Eckel eine Rolle gespielt haben, die dem Gefühl, das Sie von der Unterwürfigkeit, worin Sie stehen, haben sollten, gar nicht angemessen ist. Und ich muß Ihnen ein für alle Mahl ankündigen, daß der Kerl draußen — he Thomas! (hier trat der Bediente herein, und antwortete: Madam!) Schurke, kennt Ihr meine Stimme nicht? Seht mich an, wenn ich mit Euch spreche — ich sage, Madam, daß dieser Kerl mich selbst fragen soll, ob ich Lust habe, Besuch anzunehmen, oder nicht. Von dieser Stunde an bin ich Herr in diesem Hause; und ich werde schon dafür sorgen, mich hier und an jedem andern Orte so zu betragen, daß es künftig eine Ehre für Sie seyn soll, meinen Nahmen zu führen, und Ihr Stolz, daß Sie die Wonne, der Liebling und die Zierde eines Mannes von Ehre sind, welcher der Welt nützlich ist, und von seinen Freunden hochgeachtet wird; und ich will nicht länger ein Mann seyn, der aus Gefälligkeit gegen die wunderliche Laune, welcher seine liebenswürdige Frau sich wegen seiner Nachsicht überläßt, seine guten Eigenschaften vergräbt. — Herr Freymann schloß diese Apostrophe mit einer Zärtlichkeit im Blick, und einem niedergeschlagenen Auge, welches bewies, wie sehr er durch die Angst, worin er sie sah, bewegt war;

denn

denn sie saß da, schwellend von Aergerniß, und ihre Augen unbeweglich aufs Feuer geheftet; als ich, aus Furcht, er möchte alles wieder verliehren, es über mich nahm, sie aus dem liebenswürdigen Gram herauszureißen, und ihren Eifer auf mich zu lenken. Ich sagte also, gerade zu rechter Zeit für meinen Freund, Herr **Freymann** sey wirklich das Geschwätz der ganzen Stadt geworden, und nichts mache mehr Spaß in einer Gesellschaft, als wenn Jemand sagte: Hr. **Freymann** hat versprochen, da und da hin zu kommen. Dieß verwandelte den stillen Unmuth der guten Dame in offenbare Wuth: sie warf den heißen Theekessel nach Dero gehorsamen Diener, flog mitten ins Zimmer, und rief, sie sey doch die unglücklichste Frau auf der Welt; andre versparten Familienzwistigkeiten auf Stunden, wo man für sich und allein wäre; aber sie würdige man keiner vorläufigen Entschuldigung, keiner schonenden Art, ihr das vorzubringen, was man an ihr auszusetzen hätte; sondern alle Welt müßte gleich, ohne die geringste Erinnerung, mit ihren Fehlern bekannt gemacht werden. Herr **Freymann** wollte sie durch gute Worte besänftigen, aber ich legte mich dazwischen: Sehen Sie, Madam, ich habe zu dieser Sache nichts zu sagen, allein Sie sollten bedenken, daß Sie kein Kind

mehr

mehr sind; dieß Betragen, das für ein Mädchen ganz artig seyn möchte, ist unerträglich für ein Frauenzimmer von Ihrem mütterlichen Charakter. Hiermit verlohr sie alle Geduld, und fuhr gerades Weges auf ihres Mannes Perücke los. Ich fing sie in meinen Armen auf, und beschirmte meinen Freund. Er machte unterdeß Zeichen, daß es zu viel wäre; ich aber winkte, nickte, und runzelte ihm über ihre Schulter mit den Augen zu, daß er verlohren sey, wofern er nicht aushielte. Auf diese Art flog sie in einem Augenblick rund im Zimmer herum, bis die obgedachte Dame und die Bedienten ins Zimmer kamen; worauf sie, wie athemlos, auf ein Ruhebette fiel. Ich munterte unterdeß immer meinen Freund auf; er aber befahl, mit sehr einfältiger Miene, die Kutsche vor die Thür zu bringen, worauf wir denn abfuhren, nachdem ich ihn fast gezwungen hatte, dem Kutscher zu befehlen, daß er zufahren sollte. Kaum waren wir in meinem Hause angekommen, als alle Verwandten seiner Frau schon da waren, sich nach ihm zu erkundigen; und die Mutter der Madam Freymann schrieb ein Billet, worin sie nie gedacht hätte, daß sie dergleichen erleben sollte, und so ferner.„

„Kurz,

„Kurz, mein Herr, ich fürchte, wir haben da einen Handel angefangen, dem wir nicht gewachsen sind; und ich merke bereits, daß mein Freund mich mehr wie einen Mann betrachtet, der eine Schwachheit von ihm weiß, deren er sich schämt, als wie einen Freund, der ihn aus der Sklaverey gerettet hat. Mein lieber Herr Zuschauer, ich bin nur noch ein junger Kerl, und wenn Herr Freymann sich unters Joch beugt, so wird man mich als einen Mordbrenner ansehen, und ich werde, so lange ich lebe, kein Weib bekommen. Er hat freylich nach Hause sagen lassen, er würde diese Nacht zu Hampstead bleiben; allein ich glaube, Furcht vor dem ersten Angriff nach diesem Bruch hat nur zu viel Theil an diesem Entschluß. Madam Freymann hat eine sehr hübsche Schwester; was meinen Sie, wenn ich ihm aufgäbe, und mit ihrer Mutter negocirte, daß diese ihn wieder nach Hause brächte? Wenn er nicht Muth hat, seinen Entschluß durchzusetzen, so sagen Sie mir, als ein großer Kasuist, wäre es so übel gethan, mich so gut aus dem Handel zu ziehen, als ich kann? Was mir meinen Mann verdächtig macht, ist, daß ers für billig hält, wenigstens mit ihr zu expostuliren; und der Hauptmann Sentry wird

Ihnen

Ihnen sagen, daß ein General, der sich seine Befehle streitig machen läßt, nicht länger das Kommando hat. Ich wünschte sehr, Sie riethen mir, wie ich mit Ehren aus diesem Handel komme.

Der Ihre
Thomas Meggot.

T.

Hundert sechs und dreyßigstes Stück.
(217)

Nachricht von dem Klub der Balgerinnen; nebst einigen andern Briefen.

— Tunc foemina simplex,
Et pariter toto repetitur clamor ab antro.
Juven.

Ich will meine Leser heute mit einigen Briefen meiner Korrespondenten unterhalten. Der erste enthält die Beschreibung eines Klubs; ob er wirklich oder nur in der Einbildungskraft existirt, wage ich nicht zu bestimmen, bin aber doch geneig-

ker, zu glauben, daß die Verfasserinn diese Art von nächtlichen Orgien nur aus ihrer Fantasie gesponnen hat. Dem sey, wie ihm wolle, ihr Brief kann zur Besserung der Art von Charaktern, die darin vorgestellt sind, und deren es nicht wenige in der Welt gibt, vielleicht etwas beytragen.

Mein Herr Zuschauer,

„In einigen Ihrer ersten Blätter gaben Sie dem Publikum eine ungemein unterhaltende Nachricht von verschiednen Klubs und nächtlichen Zusammenkünften; die Gesellschaft aber, von welcher ich ein Mitglied bin, scheint Ihrer Bemerkung ganz entwischt zu seyn, ich meine einen Klub von Balgerinnen. Wir nehmen jede eine Miethkutsche, und kommen, einmahl die Woche, in einem großen im obern Stockwerk belegnen Zimmer, das wir zu dem Ende immer auf ein Jahr lang miethen, zusammen. Hier sind wir desto freyer, da unser Wirth und seine Familie, eine stille Art von Leuten, es immer so einrichten, daß sie an unserm Klubabend nicht zu Hause sind. Kaum haben wir uns versammelt, da wir gleich alle die Sittsamkeit und Zurückhaltung, womit unser Geschlecht sich leider! an öffentlichen Oertern verlarven muß, ablegen. Unaussprechlich ist das Vergnü-

gnügen, das wir von zehn Uhr Abends bis vier Uhr Morgens genießen, da wir eben so roh und ungezogen sind, als Sie Mannspersonen nur irgend seyn können. Wir treiben das Spiel so arg, daß das Zimmer den Augenblick mit zerbrochnen Fächern, zerfetzten Unterröcken, Hauben und Kopfzeugen, Schleifen, Falbeln, Strumpfbändern und Knieschürzen angefüllt ist. Ich vergaß, Ihnen gleich anfangs zu sagen, daß, außer den Kutschen, worin wir selbst kommen, noch immer eine leere Kutsche bereit steht, unsre Todten vom Schlachtfelde wegzubringen, denn so nennen wir alle die Trümmer und Fetzen, womit das Zimmer bestreut ist, und die wir in Bündel zusammenpacken, und in diese Kutsche legen. Den folgenden Abend versammeln wir uns dann bey einer der Schwestern, und da ist es keine kleine Lust für uns, aus diesem verworrenen Bündel von Seidenzeugen, Stoffen, Spitzen und Bändern, was jeder gehört, wieder zusammenzulesen. Was ich Ihnen bisher erzählt habe, gilt bloß von den Belustigungen in unsern gewöhnlichen Klubnächten; überdem aber haben wir noch Einmahl in jedem Monath ein außerordentliches Fest, wo wir eine Prüde demoliren, das heißt, wir locken irgend ein wunderliches und pedantisches Geschöpf in

unsre Gesellschaft, das wir dann in einem Augenblick abtakeln. Unsre letzte Prüde hatte sich mit Fischbein und Zwillich so sehr verschanzt und verrammelt, daß es uns große Mühe kostete, ihr anzukommen; aber Sie würden sich todt gelacht haben, wenn Sie gesehen hätten, wie das züchtige, tölpische Ding aussah, als es aus seinen Verschanzungen herausforcirt war. Kurz, mein Herr, es ist unmöglich, Ihnen einen wahren Begriff von unserm Spiel zu geben, wenn Sie nicht einmahl selbst eine Nacht unsrer Gesellschaft beywohnen; und ist es gleich den Gesetzen unsers Klubs schnurstracks entgegen, eine Mannsperson zuzulassen, so setzen wir doch ein so großes Vertrauen in Ihr Stillschweigen, daß der ganze Klub bey unsrer letzten Zusammenkunft, einwilligte, Ihnen, als Zuschauer, auf eine Nacht den Zutritt zu erlauben.

Ich bin Ihre ꝛc.

Christine Landsknecht.

N. S. Nächsten Donnerstag demoliren wir eine Prüde.

So sehr ich meiner Korrespondentinn für ihr Anerbiethen verbunden bin, so fühle ich doch für jetzt gar keine Lust, meine Person bey ihr und ihren balgenden Gesellschafterinnen in Gefahr zu

setzen.

setzen. Ich würde mich für einen zweyten Klodius halten, der sich in die Mysterien der Bona Dea einschlich, und nicht weniger demolirt zu werden fürchten, als die Prüde.

Folgender Brief kömmt von einem Herrn, dessen Geschmack, wie ich sehe, viel zu delikat ist, als daß er den geringsten Ansatz zum Balgen ausstehen könnte. Vielleicht werde ich in der Folge einmahl den Wink, welchen er mir gibt, weiter benutzen, und ein ganzes Blatt darüber schreiben; unterdessen nehme der Leser mit dem Briefe selbst, so wie ich ihn empfangen habe, fürlieb.

Herr Zuschauer,

„Zu meinem Unglück habe ich mich in ein junges Mädchen verliebt, welches täglich Fehler begeht, die, so sehr sie mir auch zuwider sind, ich ihr doch unmöglich vorwerfen oder sie nur aufmerksam darauf machen kann. Sie ist schön, kleidet sich gut, ist reich, gutherzig und immer aufgeräumt; allein von dem, was Leute von Lebensart Delikatesse nennen, hat sie entweder keinen Begriff, oder vernachläßigt es gänzlich. Als wir neulich von einem Spaziergange zurück kamen, warf sie sich in einen Lehnstuhl, und erklärte vor einer großen Gesellschaft, daß sie über und über

schwitze. Diesen Nachmittag sagte sie mir, es stieße ihr etwas auf; und gestern Mittag bey Tische beklagte sie sich, daß ihr etwas in einem hohlen Zahn steckte. Im vorigen Sommer setzte ich ihr einmahl einen Teller mit Obst vor, welches sie so gierig aufaß, daß ich fast entschlossen war, sie nie wieder zu sehen. Kurz, mein Herr, ich zittre schon, wenn ich nur sehe, daß sie etwas sagen oder thun will. Da es ihr nicht an Verstande fehlt, so hoffe ich, sie wird sich diese Winke zu Nutze machen, und dann bin ich glücklich; wo nicht, so bin ich mehr als besorgt, daß diese Dinge, die mir schon in dem Betragen einer Geliebten anstößig sind, mir in dem Betragen einer Frau unerträglich vorkommen werden.

Ich bin ꝛc.

Der folgende Brief kömmt von einer Korrespondentinn, die ich der Idee nach, welche sie von sich selbst gibt, nothwendig sehr hochschätzen muß.

Herr Zuschauer,

„Ich bin glücklicher Weise zu dem Stande der Ruhe gelangt, den so wenig Menschen beneiden, ich meine den Stand einer alten Jungfer. Da mich also der ganze Kram von Thorheiten nichts kümmert, worein unser Geschlecht sich, Dank

sey

sey es der albernen Zärtlichkeit und Nachsicht der Ihrigen, so gern verliebt, so lese ich Ihre Spöttereyen über uns ohne Aergerniß. Ich kann mit Hamlet sagen:

— Ich achte keinen Mann,
So wenig als ein Weib. —

„Scheuen Sie sich also nur nicht, mein werthester Herr, so wie Sie ihres eignen Geschlechts nie schonen, alles zu züchtigen, was Sie an dem unsrigen Lächerliches finden. Sie werden dann wenigstens Ein Frauenzimmer verbinden, nähmlich

Ihre ꝛc.

Susanna Frost.

X.

Hundert sieben und dreyßigstes Stück.
(219)
Ueber die wahre Richtung der Ehrbegierde.

Vix ea nostra voco. —

OVID.

Nur wenig Menschen gibts, die nicht wünschen sollten, sich in der Nation, oder dem Lande, wo sie leben, hervorzuthun, und sich unter denen, mit welchen sie umgehen, Achtung und Ansehen zu erwerben. Es gibt eine Art von Hoheit und Ehrerbiethung, welche die geringsten und unbedeutendsten Menschen sich in dem kleinen Zirkel ihrer Freunde und Bekannten zu verschaffen suchen. Der ärmste Handwerker, ja der Mann, der sein Brodt vor den Thüren sucht, macht sich einen Kreis von Bewunderern, und freut sich des Vorzugs, den er über diejenigen genießt, die in einiger Rücksicht unter ihm sind. Diese Ehrbegierde, die der Seele des Menschen natürlich ist, könnte, dünkt mich, eine sehr glückliche Wendung bekommen,

und,

und, wenn sie gehörig gelenkt würde, eben so viel zum Vortheil eines Menschen beytragen, als sie gewöhnlicher Weise zu seinem Mißbehagen und seiner Unruhe beyträgt.

Ich will daher einige Gedanken über diese Materie hinwerfen, die ich noch in keinem andern Schriftsteller gefunden habe, und zwar, so wie sie mir einfallen, ohne mir die Mühe zu geben, sie gehörig zu verbinden und in methodische Ordnung zu bringen.

Alles Vorzügliche, was ein Mensch vor einem andern haben kann, läßt sich unter den Begriff von Eigenschaft bringen, welche, in weitläuftigem Verstande genommen, entweder die Glücksumstände, oder den Körper, oder die Seele betrifft. Die erstere besteht in Geburt, Titel, oder Reichthum; sie ist unsrer Natur am meisten fremd, und wir können sie, von allen drey Arten der Eigenschaft am wenigsten unser eigen nennen. In Ansehung des Körpers entspringt die Eigenschaft aus Gesundheit, Stärke oder Schönheit, die uns schon näher angehen, und mehr ein Theil unsrer selbst sind, als die erstere. In Betracht der Seele endlich entsteht die Eigenschaft aus Erkenntniß oder Tugend; und diese ist uns viel wesentlicher, viel inniger eigen, als eine der erstern.

Die Eigenschaft, welche Glücksgüter ertheilen, hat gleich ein Mensch weniger Grund, sich etwas darauf einzubilden, als auf die Eigenschaft des Leibes oder der Seele, macht doch die glänzendste Figur in den Augen der Welt.

Wie Tugend die vernünftigste und echteste Quelle der Ehre ist, so finden wir gemeiniglich in den Titeln irgend ein besonderes Verdienst ausgedrückt, welches die Menschen zu den hohen Würden, die sie besitzen, empfehlen sollte. Dem Papst schreibt man Heiligkeit zu, den Königen Majestät, den Fürsten Durchlauchtigkeit (Leutseligkeit), Grafen, Gesandten, Generalen, u. s. w. Excellenz (Vortrefflichkeit), Erzbischöfen und andern hohen Geistlichen Hochwürdigkeit, Edelleuten Gnade, Magisträten Weisheit, Predigern Ehrwürdigkeit, u. s. w.

Bey den Stiftern großer Familien stimmen solche ehrenvolle Attribute gemeiniglich mit den Tugenden der Person, welcher sie zugetheilt werden, zusammen; bey den Nachkommen aber sind sie nur zu oft mehr Zeichen der Hoheit, als des Verdienstes. Das Gepräge und der Nahme dauert noch immer fort, der innere Gehalt aber ist oft verlohren gegangen.

Das Todbette zeigt die Nichtigkeit der Titel im wahren Lichte. Ein armer verzagter Sünder liegt zitternd da, voller Furcht und Angst vor dem Zustande, in welchen er übergehen soll, und wird von einem ernsthaften Beystehenden gefragt, wie Seine Heiligkeit sich befinde? Ein andrer hört sich mit dem Titel von Hoheit oder Excellenz anreden, der in so erbärmlichen Umständen der Sterblichkeit da liegt, daß sie die menschliche Natur beschimpfen. Titel, zu solcher Zeit gebraucht, scheinen mehr Hohn und Spott, als Ehrerbiethung.

Die Wahrheit ist, Ehren sind in dieser Welt nicht im geringsten regulirt; wahre Vorzüge werden nicht geachtet, die Tugend wird unterdrückt, und das Laster triumphirt. Der letzte Gerichtstag wird diese Unordnung zurechtbringen, und jedem den Posten anweisen, welcher der Würde seines Charakters angemessen ist. Der Rang wird dann gehörig geordnet, und der Vortritt nach Verdienst bestimmt werden.

Mich dünkt, wir sollten den Ehrgeitz haben, wo nicht uns in jener Welt höher zu schwingen, doch wenigstens unsern Posten in derselben zu behaupten, und also diejenigen, welche in diesem Leben unter uns sind, an Tugenden zu überstrah-

len, damit sie nicht in jenem Leben, welches den Unterschied auf ewig festsetzen wird, über uns erhöhet werden.

Die heilige Schrift nennt die Menschen Fremdlinge und Pilger auf Erden, und das Leben eine Wallfahrt. Verschiedne heidnische sowohl, als christliche Schriftsteller, haben sich eben derselben Metapher bedient, und die Welt als eine Herberge vorgestellt, die nur bestimmt ist, uns mit den nöthigen Bedürfnissen auf dieser unsrer Reise zu versehen. Es ist daher sehr ungereimt, wenn wir uns schon in Ruhe begeben wollen, ehe wir noch das Ziel unsrer Reise erreicht haben, und nicht vielmehr besorgt sind, was für eine Aufnahme wir dort finden werden, als unsre Gedanken bloß mit den kleinen Bequemlichkeiten und Vortheilen beschäftigen, die wir einer von dem andern auf dem Wege dahin genießen.

Epiktet bedient sich einer andern Art von Anspielung, die sehr schön und ausnehmend geschickt ist, uns mit dem Posten, worein die Vorsehung uns gesetzt hat, zufrieden zu machen. Wir befinden uns hier, sagt er, wie auf einer Schaubühne, wo jedem seine eigne Rolle angewiesen ist. Die große Pflicht also, die jedem Menschen obliegt, ist, seine Rolle so gut, als möglich, zu

machen.

machen. Wir werden vielleicht sagen, unsre Rolle passe sich für uns nicht, und wir würden eine andre besser spielen können. Aber das, sagt der Philosoph, geht uns nichts an. Alles, warum wir uns zu bekümmern haben, ist, daß wir die uns zugetheilte Rolle gut machen. Schickt sie sich nicht für uns, so ist die Schuld nicht unser, sondern dessen, der die verschiednen Rollen ausgetheilt hat, und der große Anordner des Drama ist.

Die Rolle, welche dieser Philosoph selbst zu spielen hatte, war keine von den besten, denn er lebte und starb als ein Sklave. Sein Bewegungsgrund zur Genügsamkeit in diesem Stücke bekömmt ein noch stärkeres Gewicht durch die obgedachte Betrachtung, wenn wir uns erinnern, daß unsre Rollen in jener Welt neu ausgetheilt, und die Menschen dort, nach dem Verhältniß, wie sie hier einander an Tugend übertroffen, und in ihren verschiednen Posten des Lebens die ihnen zukommenden Pflichten erfüllt haben, in verschiedne Stufen der Hoheit und des Vorzugs werden versetzt werden.

Man findet viele schöne Stellen in dem kleinen apokryphischen Buche, die Weisheit Salomonis genannt, welche die Eitelkeit der Ehre und alle der zeitlichen Güter zeigen, die in so gros-

sein Ansehen unter den Menschen stehen, und diejenigen trösten, die solche nicht im Besitz haben. In den wärmsten und edelsten Ausdrücken stellt es diese Erhöhung des Tugendhaften in der andern Welt, und die große Bestürzung vor, die sie bey denen erregen wird, die in dieser über ihn erhaben waren. Alsdann wird der Gerechte dastehn mit grosser Freude wider die, so ihn geängstet und seine Arbeit verschmähet haben. Wenn diese dann solches sehen, werden sie grausam erschrecken vor solcher Seligkeit, deren sie sich nicht versehen hätten, und werden unter einander reden mit Reue, und vor Seelenangst seufzen: Das ist der, welcher uns oft ein Spott, ein Sprichwort des Hohns war. Wir Thoren wähnten, sein Leben sey Unsinn, sein Ende sey Schande. Wie ist er nun unter die Kinder Gottes gezählt, und sein Erbe nun unter den Heiligen!“

Will der Leser das Gemählde eines Lebens sehen, das in Eitelkeit und unter den Schatten des Gepränges und der Hoheit zugebracht worden, so wird er es an eben diesem Orte mit den feinsten Zügen geschildert finden. — Da es unterdeß, bey der gegenwärtigen Verfassung der Dinge, nothwendig ist, daß Ordnung und Unterschied in der Welt erhalten werden, so würden wir glück-

lich

lich seyn, wenn diejenigen, welche die höhern Posten in derselben inne haben, sich bemühten, andre eben so sehr an Tugend, als an Range zu übertreffen, und durch ihre Menschlichkeit, Leutseligkeit und Herablassung ihre Hoheit denen, die unter ihnen sind, erträglich und angenehm zu machen; und wenn hingegen diejenigen, welche in den untern Posten des Lebens stehen, darauf bedacht wären, ihren Stand in jener Welt zu verbessern, und durch eine gebührende Ehrerbiethung und Unterwürfigkeit gegen ihre Obern, sich in dem Besitz der Güter glücklich machten, welche die Vorsehung ihnen vor andern zu ertheilen für gut befunden hat.

C.

Hundert acht und dreyßigstes Stück.

(221)

Ueber die Motto der Blätter des Zuschauers, und die Buchstaben am Ende derselben.

— Ab Ovo
Vsque ad Mala —

HORAT.

So oft ich eines meiner Blätter fertig habe, bedenke ich mich allemahl erst, ob nicht irgend ein alter Schriftsteller, dieselbe Materie berührt hat, die ich abgehandelt habe. Auf diese Weise finde ich dann immer irgend einen vortrefflichen Gedanken über dieselbe, oder einen meiner eignen Gedanken in bessern Worten ausgedrückt, oder doch irgend ein Gleichniß zur Erläuterung meines Gegenstandes. Dieß gibt dem Motto meiner Blätter ihr Daseyn, die ich deswegen lieber aus den Dichtern, als aus den Prosaisten wähle, weil jene einem

einem Gedanken gemeiniglich eine feinere Wendung geben, als diese, und ihn, durch die grössere Kürze des Ausdrucks und den Wohlklang des Sylbenmaaßes, dem Gedächtniß faßlicher machen.

Mein Leser ist daher sicher, wenigstens Eine gute Zeile in jedem Blatt anzutreffen, und findet oft Unterhaltung für seine Einbildungskraft durch einen Wink, der irgend eine schöne Stelle eines klassischen Autors in sein Gedächtniß zurückruft.

Ein gutes Gedächtniß, sagte ein alter Philosoph, sey ein Empfehlungsschreiben. Es macht den Anschauer natürlicher Weise begierig, den Besitzer desselben zu kennen, und nimmt ihn gemeiniglich schon zum voraus zu seinem Vortheil ein. Ein schönes Motto thut dieselbe Wirkung. Nicht gerechnet, daß es den Lesern immer eine Schönheit in den Kauf gibt, und zuweilen gewisser Maßen nothwendig ist, wenn der Schriftsteller etwas behauptet, was gemeinen Seelen parador scheint, da es zeigt, daß er gute Autoritäten für sich hat und kein Sonderling in seiner Meinung ist.

Einem ungelehrten Leser freylich ist das Motto wenig nütze, und daher betrachte ich es auch nur als ein Wort für den Weisen. Indeß

suche ich meine ungelehrten Freunde, die dieses Leckerbissens entbehren müssen, durch gute Gerichte in dem Blatte selbst schadlos zu halten. Verstehen sie gleich den ausgehängten Schild nicht, so ersehen sie doch daraus, daß sie in dem Hause Bewirthung finden werden; und ich erinnere mich nicht, daß mir je ein Kompliment besser gefallen hätte, als das, welches mir einst ein guter ehrlicher Bürger machte, als sein Freund ihm sagte, der Zuschauer würde ihm viel besser gefallen, wenn er das Motto verstünde: **Guter Wein**, versetzte der andre, **braucht keinen Kranz.**

Ich hörte einmahl von ein Paar Predigern in einem Landstädtchen, die aus allen Kräften in die Wette eiferten, wer den andern verdunkeln und die meisten Zuhörer an sich locken würde. Der eine, welcher in den Kirchenvätern sehr belesen war, warf in seinen Predigten mit nichts als Lateinischen Sentenzen um sich; und seine ungelehrten Zuhörer fanden sich dadurch so sehr erbaut, daß dieser gelehrte Mann bald einen ungleich größern Zulauf hatte, als sein Nebenbuhler. Dieser, der seine Kirche mit jedem Sonntage leerer werden sah, und endlich die Ursache davon erfuhr, entschloß sich nun auch, seiner Pfarre künftig ein

wenig Latein aufzutischen; da er aber keinen der Kirchenväter kannte, so flocht er den ganzen Donat nach und nach in seine Predigten ein, that aber solche Erklärungen hinzu, als ihm zur Erbauung seiner Gemeine dienlich schienen. Dieß verschaffte ihm in kurzer Zeit größern Zulauf, füllte seine Kirche, und richtete seinen Gegner zu Grunde.

Diese natürliche Liebe zum Latein, die unter unserm gemeinen Volk so herrschend ist, läßt mich also hoffen, daß meine Betrachtungen wegen des kleinen Schnörkels an ihrer Stirne um nichts übler fahren; und was mich noch mehr in dem Gebrauch solcher Citaten in unbekannter Sprache bestärkt, ist, daß das schöne Geschlecht, dessen Beyfall mir mehr, als der Beyfall der ganzen gelehrten Welt, werth ist, wie man mich versichert, besonders meine Griechischen Motto ganz allerliebst finden soll.

Da ich mein heutiges Tagewerk zu einer Abhandlung über die beiden Extremitäten meiner Blätter bestimmt, und das Motto jetzt abgefertigt habe, so will ich hiernächst auch noch etwas über die großen Buchstaben sagen, die am Ende derselben stehen, und die den Wissensbegierigen bisher viel Kopfbrechens gemacht haben; denn ich habe schon mancherley Muthmaßungen darüber vernom-

 men.

men. Einige sagen, das C sey das Zeichen derjenigen Blätter, welche der Capitain Sentry geschrieben, wiewohl andre sie dem Club überhaupt zuschreiben; die Blätter mit R bezeichnet, hätten den Rechtsgelehrten zum Verfasser; L bedeute den Landedelmann, oder meinen Freund, Hrn. Roger von Roverley; und T bezeichne den Theologen. Der X aber, der am Ende einiger wenigen Blätter steht, hat die ganze Stadt irre gemacht, da man keinen Nahmen findet, der mit diesem Buchstaben anfinge, außer Xerxes und Xenophon, die doch beide an diesen Blättern keinen Theil gehabt haben können.

Ich kann diesen neugierigen Herren, die mich zum Theil durch Briefe darüber befragt haben, nicht besser antworten, als mit den Worten eines alten Philosophen, der etwas verdeckt unter seinem Mantel trug, und von einem Bekannten gefragt wurde, was er doch da so sorgfältig versteckte? Ich verstecke es eben deswegen, sagte er, daß du es nicht wissen sollst. In eben der Absicht also bediene ich mich dieser geheimnißvollen Zeichen. Sie sind vielleicht kleine Amulete oder Zaubercharaktere, um meine Blätter vor der Behexung böser Augen zu bewahren; und meine Leser sollen sich daher nicht wundern, wenn sie künftig einige meiner

ner Blätter mit einem Q, einem Z, einem Y, einem &c. oder gar mit dem Wort Abrakadabra bezeichnet sehen sollten.

Indeß will ich dem Leser doch so viel offenbaren, daß die Buchstaben C, L, und X kabalistisch sind, und daß mehr dahinter steckt, als ich der Welt sagen darf. Wer in der Pythagorischen Philosophie bewandert ist, und bey der Tetrachtys, oder der Zahl Viere, schwört, wird wissen, daß die Zahl Zehn, welche der Buchstabe X andeutet (und welche der Stadt so viel zu schaffen gemacht hat) viele besondre Kräfte enthält; daß die Platoniker sie die vollkommne Zahl nennen; daß Eins, Zwey, Drey und Vier, zusammen addirt, die Zahl Zehn ausmachen; und daß Zehn Alles ist: doch, dieß sind Mysterien, zu denen man gewöhnliche Leser nicht zulassen darf. Es gehört ein vieljähriges strenges Studium dazu, ehe man zur Erkenntniß derselben fähig wird.

Wir hatten vormahls, unter der Königinn Elisabeth, einen rabbinischen Theologen in England, der beym Grafen von Essex Kaplan war, und zu Geheimnissen dieser Art einen vortrefflichen Kopf hatte. Da er die Theologische Doktorwürde annahm, predigte er vor der Universität Kambridge über den ersten Vers des

ersten Kapitels des ersten Buchs der Chronik. In diesem Verse, sagte er, findet ihr folgende drey Worte:

Adam, Seth, Enos.

Diesen kurzen Text theilte er in viele Theile, entdeckte in jedem Wort verschiedne Geheimnisse, und brachte solchergestalt ein Meisterstück von gelehrter und ausgearbeiteter Predigt zu Stande. Der Nahme dieses tiefgelehrten Mannes war Doktor Alabaster, und in Doktor Fullers Buch von Englands großen Männern kann der Leser umständlichere Nachricht von ihm finden. Dieß Beyspiel wird hoffentlich meine Leser überzeugen, daß in den großen Buchstaben, die den Schweif meiner Blätter zieren, wohl was rechts von feiner Gelehrsamkeit stecken mag, und sie also in diesem Stücke einiger Maßen zufrieden stellen. Was aber die völlige Aufklärung dieser Materie betrifft, so muß ich sie der Zeit anheim stellen, die alle Dinge ans Licht bringt.

C.

Hundert neun und dreyßigstes Stück.
(223)

Von der Sappho.

O suauis Anima! qualem te dicam bonam
Antehac fuisse, tales cum sint reliquiae!
PHAED.

So oft ich über das verschiedne Schicksal jener unzähligen Menge alter Schriftsteller, die in Griechenland und Italien geblühet haben, nachdenke, kömmt mir die Zeit nicht anders, als ein unermeßlicher Ocean vor, von welchem viele edle Schriftsteller gänzlich verschlungen, andre sehr zerschellt und beschädigt, andre gänzlich zertrümmert und in Stücken zerschlagen worden. Nur einige sind dem allgemeinen Schiffbruch unversehrt entronnen, deren Anzahl aber sehr klein ist.

Apparent rari nantes in gurgite vasto.
VIRG.

Unter den zerstümmelten Dichtern des Alterthums gibt es keinen, dessen Fragmente so schön

sind, als die Fragmente der Sappho. Sie geben uns eine Probe ihrer Dichtungsart, die dem außerordentlichen Lobe vollkommen gemäß ist, welches die großen Kunstrichter, die ihre Werke noch ganz hatten, ihr ertheilt haben. Man sieht aus den Ueberbleibseln derselben, daß sie in allen ihren Gedanken der Natur folgte, ohne sich zu den kleinen Pointen, Concetti und Künsteleyen des Witzes zu erniedrigen, womit viele unsrer neuern Lyriker so jämmerlich angesteckt sind. Ihre Seele war, wie es scheint, aus lauter Liebe und Poesie zusammengesetzt. Sie fühlte die Leidenschaft in ihrem ganzen Feuer, und schilderte sie in allen ihren Symptomen. Einige Alte nennen sie die zehnte Muse; und Plutarch vergleicht sie mit dem Kakus, dem Sohn Vulkans, welcher nichts als Flammen athmete. Ich weiß nicht, nach dem Charakter, den man ihren Werken beylegt, obs nicht gut für die Menschen ist, daß sie verlohren gegangen. Sie waren so voll von bezaubernder Zärtlichkeit und hinreißendem Entzücken, daß es vielleicht gefährlich gewesen wäre, sie zu lesen.

Ein unbeständiger Liebhaber, Nahmens Phaon, machte dieser feurigen Dichterinn großes Herzeleid. Sie liebte ihn bis zur Verzweiflung, und folgte ihm übers Meer nach Sicilien, wohin

er sich, um ihr auszuweichen, begeben hatte. Auf dieser Insel, und bey dieser Veranlassung, soll sie die Hymne an die Venus gemacht haben, von welcher ich dem Leser heute eine Uebersetzung vorlegen will. Ihre Hymne aber verschaffte ihr die Glückseligkeit nicht, die sie darin von der Göttinn erflehte. Phaon blieb immer verstockt, und Sappho wurde von der Wuth ihrer Leidenschaft so sehr gefoltert, daß sie sich entschloß, derselben ein Ende zu machen, es möchte kosten, was es wollte.

In Akarnanien war ein Vorgebirge, Nahmens Leukate, auf dessen Gipfel ein dem Apollo geweihter kleiner Tempel stand. In diesem Tempel pflegten verzweifelnde Liebhaber heimlich ihre Gelübde zu thun, und dann von dem Gipfel des Abhanges sich in die See hinabzustürzen, wo sie zuweilen lebendig aufgefangen wurden. Man nannte diesen Ort daher den Sprung der Liebenden; und es sey nun das Schrecken über den Fall, oder die starke Entschlossenheit, die sie zu einem so fürchterlichen Mittel zu treiben vermochte, oder die Wunden und Beulen, die sie oft in ihrem Fall bekamen, was alle zärtlichen Empfindungen der Liebe in ihnen erstickte, und ihren Lebensgeistern einen andern Schwung gab; genug, unter

allen, die diesen Sprung gethan hatten, fiel kein einziger wieder in seine Leidenschaft zurück. Sappho versuchte diese Kur, kam aber in dem Versuch ums Leben.

Nach dieser kurzen Nachricht von der Sappho, in so fern sie die folgende Ode betrifft, muß ich noch erinnern, daß mir diese Uebersetzung von einem Freunde *) zugeschickt worden, dessen Winterstück und vortreffliche Hirtengedichte bereits so gut aufgenommen sind. Der Leser wird in ihr jene erhabne Einfalt finden, die ihm so eigenthümlich, und der hier übersetzten Ode so angemessen ist. Diese Ode hat im Griechischen Original, (außer den von der Madame Dacier bemerkten Schönheiten) verschiedne harmonische Wendungen der Worte, die in der Kopie nicht verlohren gegangen sind. Ich muß ferner hinzusetzen, daß die Uebersetzung jedes Bild und Sentiment der Sappho beybehalten hat, ungeachtet sie alle Leichtigkeit und allen Geist eines Originals besitzt. Kurz, wenn meine

*) Ambrose Philipps, dessen paraphrastische Uebersetzung indeß der hier gelieferten Ramlerischen Deutschen so wenig gleich kömmt, als alle bisherigen Versuche andrer deutscher Dichter. Was Addison hier zu ihrem Lobe sagt, ist sehr übertrieben, paßt aber vollkommen auf die Deutsche.

meine schönen Leserinnen Lust haben, die Manier der so hoch gepriesenen Sappho kennen zu lernen, so finden sie dieselbe hier in ihrer echten und natürlichen Schönheit, ohne alle fremden oder erkünstelten Zierrathen.

Hymne an die Venus.

Venus, allgewaltige Tochter Jovens,
Aller Herzen Bändigerinn! Dir fleh' ich,
Laß doch meine Seele nicht unter Gram und
Kummer erliegen.

Kehre wieder zu mir, erhabne Göttinn,
Wenn Du je mich liebreich erhörtest, auf mein
Bitten je den goldenen Pallast Deines
Vaters verließest,

Und mit vorgespannten geschwinden Spatzen,
Die mit schwarzen Flügeln die Lüfte schlugen,
Durch den Aether niederfuhrst, dann zurück sie
Sandtest, und lächelnd

Mich mit himmlisch freundlichem Antlitz fragtest,
Was mich schmerze; fragtest, warum ich heute
Vom Olymp Dich zu mir gerufen; fragtest,
Was ich verlange,

Meiner Seele zärtlichen Harm zu lindern;
Welchen Jüngling ich zu gewinnen strebe,
Wen mit Liebesseilen zu binden: „Sage,
„Sappho, wer kränkt dich?
„Flieht

„Flieht er dich, so soll er dir eilig folgen;
„Will er nicht beschenkt seyn, so soll er schenken;
„Küßt er nicht, so soll er nach deines Herzens
„Wunsche dich küssen.„

O! so komm auch itzt, und entlade mich von
Diesem schweren Kummer; vollbringe, Göttinn;
Was ich zu vollbringen mich sehne; ziehe
Mit mir zum Kampf aus.

Madame Dacier bemerkt eine besondre Feinheit in dem Umstande, wo von der Venus gesagt wird, sie habe, nach ihrer Ankunft bey der Sappho, ihren Wagen zurückgesandt, um nähmlich dadurch anzudeuten, daß es nicht ein kurzer Besuch gewesen, den sie bey ihr abgelegt. Diese Ode ist uns durch einen großen Kunstrichter aufbewahrt, der sie, als ein Muster von Vollkommenheit in ihrem Versbau, einem seiner Werke ganz eingerückt hat.

Longinus führt eine andre Ode von dieser großen Dichterinn an, welche gleichfalls in ihrer Art bewundernswürdig ist. Mein Freund hat sie ebenfalls übersetzt, und ich werde meine Leser in einem andern Blatt damit unterhalten. Unterdeß kann ich nicht umhin, mich zu wundern, daß sich

vor-

vorher noch keiner unsrer Landsleute an diesen beiden so vollkommnen Stücken versucht hat. Die Wahrheit aber ist, die Werke der Alten, welche nichts von den unnatürlichen Künsteleyen des Witzes enthalten, die das Vergnügen gewöhnlicher Leser ausmachen, sind ausnehmend schwer in eine andre Sprache so überzutragen, daß die Schönheiten des Originals in der Uebersetzung nicht wegdunsten oder wenigstens sehr geschwächt und matt erscheinen.

C.

Hundert vierzigstes Stück (224)

Ueber die Ehrbegierde.

— Fulgente trahit constrictos Gloria curru
Non minus ignotos generosis —

HOR.

Sehen wir uns unter der zahllosen Schaar von Sterblichen um, und bemühen uns die Springfedern

dern der Handlung in jedem Individuum auszuforschen, so werden wir es, dünkt mich, höchst wahrscheinlich finden, daß die Ehrbegierde die ganze Gattung umschlingt, und daß jeder Mensch, je nach Verhältniß der Thatkraft seiner Konstitution, mehr oder weniger durch dieselbe regiert und getrieben wird. Es ist freylich eben nichts Ungewöhnliches, Menschen zu finden, die, vermöge des natürlichen Hanges ihrer Neigungen, und ohne Zucht der Philosophie, nicht nach den Höhen der Macht und Größe emporstreben; deren Herz nie nach einem zahlreichen Gefolge von Klienten und unterthänigen Dienern, oder andern schimmernden Anhängen der Größe schmachtet; die mit einem mässigen Auskommen zufrieden sind, und sich in ihrer Ruhe nicht stöhren wollen, um sich Ueberfluß zu erwerben: daraus aber dürfen wir noch nicht schliessen, daß ein solcher Mensch nicht ehrgeizig sey. Seine Begierden haben sich vielleicht einen andern Kanal gegraben, und ihn zur Verfolgung andrer Gegenstände angespornt, wobey doch der Bewegungsgrund noch immer derselbe seyn kann. Und warum sollte nicht auch in diesen Fällen der Mensch durch die Begierde sich auszuzeichnen getrieben werden?

Ist gleich das reine Bewußtseyn würdiger Handlungen, ohne alles Absehen auf den Beyfall

des

des großen Haufens, eine große Belohnung für eine edle Seele, so ward doch die Begierde nach Ehre unsrer Natur unstreitig zu dem Ende eingepflanzt, daß sie uns noch außer jenem Bewußtseyn, anspornen sollte, uns durch vortreffliche Tugenden hervorzuthun.

Freylich wird diese Leidenschaft, gleich allen andern, oft zu bösen und unedlen Zwecken verkehrt; so daß wir viele von den Vortrefflichkeiten und Thorheiten des Lebens aus demselben angebornen Grundtriebe, nähmlich der Begierde, sich auszuzeichnen, erklären können. Denn so wie diese durch Erziehung, Studium und Umgang, verschiedentlich kultivirt worden, wird sie dem gemäße Früchte hervorbringen, je nach dem sie in einem edeln Naturell, oder in einer verdorbnen Gemüthsart wirksam ist. Sie äußert sich demnach in Handlungen der Großmuth, oder der selbstsüchtigen Arglist, je nach dem sie mit einem guten oder schwachen Verstande gepaart ist. Je nach dem sie entweder zur Verschönerung der Seele, oder zur Verzierung der Außenseite angewandt worden, macht sie den Menschen entweder ausnehmend lobenswerth oder lächerlich. Man darf also die Ehrbegierde nicht bloß auf Eine Leidenschaft oder Absicht einschränken; denn wie dieselben

ben Säfte, in sonst verschiednen Konstitutionen, auf verschiedne Art auf den Körper wirken, eben so verfällt auch derselbe emporstrebende Grundtrieb in uns bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand.

Ohne Zweifel herrscht unter einem Haufen von Ringern und Klopffechtern eine eben so große Ruhmbegierde, als unter irgend einer feineren Art von Wetteiferern. Wer würde sich wohl ohne Noth in ein Spiel einlassen, wo sein Schedel Gefahr läuft, zerschlagen zu werden, wenn ihn nicht Ehrbegierde triebe? Diese ist die geheime Springfeder, die solche Leute in Bewegung setzt; und der Vorzug, welchen sie über die unbemerkte Menge erlangen, vergütet ihnen alle Wunden, die sie im Kampf davongetragen, mehr als reichlich. Daher ist auch Waller der Meinung: wäre Julius Cäsar nicht Herr des Römischen Reichs gewesen, so würde er, aller Vermuthung nach, einen trefflichen Ringer abgegeben haben:

Was wird ein Julius, ein Weltbezwinger,
Wenn eine Bergflur ihn gebiert?
Ein Hirt, der seine Heerde führt,
Und auf dem Rasenplatz der beste Ringer.

Daß

Daß er die Welt bezwang, hatte er den Zufälligkeiten der Kunst und Erkenntniß zu verdanken; hätte er aber diese Vortheile nicht gefunden, so würden doch dieselben Funken der Nacheiferung in ihm geglimmt, und ihn getrieben haben, sich durch irgend ein Unternehmen von geringerer Art hervorzuthun. Da nun keines Menschen Loos so unwandelbar in diesem Leben bestimmt ist, daß nicht tausenderley Zufälle ihn entweder erheben oder erniedrigen könnten, so ist es, dünkt mich, eine unterhaltende und unschuldige Betrachtung, sich einen großen Mann, als entkleidet von allen zufälligen Umständen des Glücks vorzustellen, und ihn in der Einbildung auf irgend einen niedrigen Posten des Lebens herabzusetzen, der in seiner Beschaffenheit einige entfernte Aehnlichkeit mit dem hohen Posten hat, worauf er jetzt wirklich steht. Auf diese Art wird man ihn gleichsam in Miniatur diejenigen Talente üben sehen, die ihn, da sie durch die Erziehung zu ihrer vollen Lebensgröße ausgedehnt worden, zur Verwaltung irgend einer wichtigen Stelle geschickt machen. Auf der andern Seite kann man ein natürliches aber unausgebildetes Genie in Gedanken zu einem solchen Gipfel von Größe erheben, welcher der möglichen Ausdehnung seiner bearbeiteten Fähigkeiten angemessen zu seyn scheint.

Die Natur also begabt einen Menschen mit einer allgemeinen Begierde nach Ehre, und die Erziehung determinirt dieselbe für diesen oder jenen besondern Gegenstand. In keinem Falle, dünkt mich, ist die Begierde, sich auszuzeichnen, merklicher, als in der großen Mannichfaltigkeit von neuen Gestalten und Außenseiten, worin der modische Theil der Welt sich zu erscheinen genöthigt sieht, um die Bemerkung der Menschen auf sich zu ziehen; denn alles Glänzende und Besondre thut bekannter Maßen die gute Wirkung, daß es das Auge anlockt, und ihm nicht erlaubt, eine so schön ausstaffierte Person ohne gebührende Bemerkung und Aufmerksamkeit vorübergehen zu lassen. Aus eben diesem Grunde ist es auch oft, als die größte Geringschätzung, sehr übel aufgenommen worden, wenn man in einem Pasquill oder in einer Satire einen Herrn ausgelassen, der so viel Recht zu einem Platz in derselben hatte, als sein Nachbar, weil es voraussetzte, daß der Herr nicht erheblich genug sey, um eine solche Bemerkung zu verdienen. Nicht weniger verdankt man dieser ungestümen Begierde zu glänzen, verschiedne Ausschweifungen des Muthwillens und der Zügellosigkeit, z. B. das Ausgehen auf nächtliche Abenteuer, Fenstereinschlagen, Gassenliedersingen, Schnurrenprugeln,

Wettesaufen, Pferde todt jagen, und was der=
gleichen Heldenthaten mehr sind: denn wahrlich,
mancher würde nicht so liederlich und ausschwei=
fend seyn, wenn nicht andre ihm zusähen und Bey=
fall gäben.

Ein sehr gemeiner, und zu gleicher Zeit der
allerungereimteste Ehrgeiz, der sich je in der mensch=
lichen Natur blicken ließ, ist der, welcher sich bey
manchen mit der Erfahrung und dem Alter ein=
stellt, der Zeit des Lebens, wo wir gerade am
weisesten seyn sollten, und dem daher die mildern=
den Umstände nicht zu statten kommen, die den
unordentlichen Gährungen des jugendlichen Bluts
gewisser Maßen zur Entschuldigung dienen: ich
meine die Sucht, Geld zu sammeln, in so fern
sie mit dem Charakter des vorsorgenden Vaters,
des zärtlichen Ehemanns, oder des freygebigen
Freundes nichts gemein hat. Zum Trost der ehrli=
chen Armuth herrscht diese Leidenschaft am meisten
bey denen, die die wenigsten guten Eigenschaften
besitzen. Sie ist ein Unkraut, daß in einem un=
fruchtbaren Boden am besten wächst. Menschen=
liebe, Gutherzigkeit, und die Vortheile einer gu=
ten Erziehung vertragen sich nicht mit dem Geiz.
Es ist zum Erstaunen, wie schnell diese schmutzige
Leidenschaft alle die edlen Gesinnungen und groß=

müthigen Triebe, welche die menschliche Natur schmücken, ertödtet! Sie macht den Menschen, der von ihr besessen ist, zu einem mürrischen und grausamen Herrn, einem strengen, harten Vater, einem ungeselligen Gatten, einem zurückhaltenden, mißtrauischen Freunde. Doch es dient hier eigentlicher zu meinem Zweck, sie mehr wie eine ungereimte Leidenschaft des Herzens, als wie eine lasterhafte Beschaffenheit der Seele zu betrachten. Wie man oft Beyspiele einer stolzen Demuth findet, so sucht diese Leidenschaft, den meisten andern zuwider, sich durch Vermeidung alles äußeren Scheins und Gepränges Beyfall zu erwerben, und leidet daher zuweilen nicht einmahl den allergemeinsten Wohlstand des Aeußerlichen. Ein Geiziger nennt sich arm, damit man durch Widerspruch seiner Eitelkeit schmeichle.

Liebe und Ruhmbegierde sind nicht nur die natürlichsten Leidenschaften, sondern auch fähig, zu den zartesten und vernünftigsten veredelt zu werden. Wahr ists, der Weise, der die verborgenen Pfade des Privatlebens verläßt, und, durch den Glanz eines Hofes und öffentlicher Ehrenstellen, deren Last er noch nicht gefühlt hat, gelockt, nach Ehre und Würde strebt, sein Streben gelinge ihm oder nicht, kömmt gewöhnlicher

Weise

Weise dieser gemahlten Größe nahe genug, um zu sehen, daß sie nur Sudelwerk ist; und dann schmachtet er nur, sich aus dem Gewirre des Lebens loszureißen, um den Rest seiner Tage in Ruhe und Einsamkeit hinzubringen.

Man sollte daher denken, es sey nur gemeine Klugheit, einen beßern Zustand nicht gegen einen schlimmern zu vertauschen, und nie die Lebensart zu verlassen, von der man voraus weiß, daß man ihr einst mit Vergnügen wieder zueilen werde; und gleichwohl, wenn das menschliche Leben nicht ein wenig durch die sanften Winde der Hoffnung und Furcht gerüttelt würde, müßte man nicht befürchten, daß es bald in eine unmännliche Trägheit und Sorglosigkeit hinfallen würde? Es ist ein bekanntes Geschichtchen von Domitian, daß, als er sich das Römische Reich völlig unterworfen hatte, seine Begierden aufs Fliegenfangen übergingen. Thätige und männliche Geister, in der Fülle der Jugendkraft, können und sollen nicht in Ruhe bleiben; versperren sie sich den Flug nach einem edlen erhabnen Gegenstande, so werden ihre Begierden herabsinken, und sie werden sich durch irgend eine niedrige und verächtliche Leidenschaft getrieben fühlen. Nicht anders, als ob man einem

jungen Baum den Gipfel abhaut, damit er nicht höher wachse; er wird dann freylich nicht empor- steigen, aber bald desto mehr Zweige an der Erde treiben. Freylich, wer nur mit dem engen Ge- sichtskreise seines Privatinteresse in die Welt geht, und nur nach dem leeren Beyfall der müßigen Menge hascht, kann unmöglich gründliche Befrie- digung am Ende seiner Reise finden, und verdient daher auch, daß er schon auf dem Wege seine Er- wartungen vereitelt sehe; wer aber durch edlere Triebfedern in Bewegung gesetzt wird, wessen Seele so sehr erweitert ist, daß ihr Gesichtskreis auch das Wohl ihres Vaterlandes umfasset, wer nur diejenige Ehre *liebt*, die *eine* von den schönen Begleiterinnen der Tugend ist, und alle Zurufun- gen geringschätzt, mit denen das unparteyische Zeugniß seines eignen Gewissens nicht einstimmt; wer sich nicht grämt über den niedrigen Po- sten, den die Vorsehung ihm für jetzt angewiesen hat, aber sich doch gern, durch erlaubte Mittel, auf einen höheren und vortheilhafteren Stand- punkt emporheben möchte, der besitzt eine wahre, edle Ehrbegierde, und es ist eine tugendhafte Re- gung in ihm, wenn er wünscht und strebt, daß seine Macht Gutes zu thun seinem Willen gleich seyn möge.

Ein

Ein Mensch, welcher mit großen Gaben von der Natur ausgerüstet und in die Welt gesetzt wird, ist vermögend viel Gutes oder viel Böses in derselben anzurichten. Die Erziehung sollte also dafür sorgen, der unbefleckten Jugend früh richtige Begriffe von Gerechtigkeit und Ehre einzuflößen, damit solcher Gestalt die möglichen Vortheile guter Talente nicht eine böse Wendung bekommen, und zu niedrigen und unwürdigen Zwecken verkehrt werden. Es ist das Werk der Religion und Philosophie, unsre Leidenschaften nicht so sehr auszurotten, als vielmehr sie zu ordnen und auf schätzbare und wohlgewählte Gegenstände zu lenken. Haben diese uns die Bahn, die wir ohne Vergehen nehmen können, vorgezeichnet, so können wir dreist alle unsre Segel aufspannen; sollten dann auch Stürme und Ungewitter der Widerwärtigkeit uns überfallen, und uns verhindern, in den Hafen, welchen wir zu erreichen wünschen, einzulaufen, so wird es doch kein kleiner Trost in diesen Umständen für uns seyn, daß wir weder einen verkehrten Weg genommen, noch uns durch eigne Schuld ins Verderben gestürzt haben.

Die Religion hat also (auch bloß in Rücksicht ihres Einflusses auf die Angelegenheiten dieses Le-

bens betrachtet) einen unschätzbaren Werth, und verdient unsre größte Ehrerbiethung, da sie die verschiednen Ansprüche und das sonst einander zuwiderlaufende Interesse der Sterblichen aus einander setzt, vergleicht, und dadurch die Harmonie und gute Ordnung der großen Gesellschaft befördert; da sie jedem Menschen Raum gibt, seine Rolle zu spielen, und von seinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen; da sie zu Handlungen anspornt, die an sich wahrhaftig ruhmwürdig, und in ihren Wirkungen für die Gesellschaft wohlthätig sind; da sie einen vernünftigen Ehrgeiz einflößt, die Liebe verfeinert, und jede Begierde veredelt.

Hundert ein und vierzigstes Stück.
(225)
Ueber die Klugheit.

Nullum numen abest si sit Prudentia. —

IUVEN.

Ich habe manchmahl gedacht, wenn man den Menschen in den Kopf sehen könnte, so würde man

man zwischen dem Kopf eines Weisen und eines Thoren keinen so gar großen Unterschied wahrnehmen. In beiden wimmelt es von leeren Träumereyen, fantastischen Einbildungen und Eitelkeiten ohne Ende. Der große Unterschied ist, daß der erste die Kunst versteht, seine Gedanken zur Konversation auszulesen, indem er einige unterdrückt, andre mittheilt; da hingegen der andre sie ohne Unterschied in Worten ausfliegen läßt. Diese Art von Klugheit indeß findet im Privatumgange zwischen vertrauten Freunden nicht statt. In diesem Fall sprechen die weisesten Menschen oft, wie die einfältigsten; denn mit einem Freunde reden ist wirklich nichts anders, als laut denken.

Cicero verschmäht daher mit Recht den Grundsatz einiger alten Schriftsteller: wir sollten mit unserm Feinde so umgehen, daß er noch einmahl unser Freund werden könnte; und mit unserm Freunde so, daß, wenn er unser Feind würde, es nicht in seiner Macht stünde uns zu schaden. Der erste Theil dieser Regel, welcher unser Betragen gegen einen Feind betrifft, ist in der That sehr vernünftig und der Klugheit sehr gemäß; der andre Theil derselben aber, unser Betragen gegen einen Freund betreffend, schmeckt mehr nach Verschlagenheit, als nach Klugheit, und würde uns der

größten Wonne des Lebens, der freyen Eröffnung unserer Gedanken und Empfindungen gegen einen Busenfreund berauben. Nicht zu gedenken, daß, wenn ein Freund zum Feinde und Verräther der ihm anvertrauten Geheimnisse geworden ist, die Welt billig genug denkt, mehr die Treulosigkeit des Freundes, als die Unbesonnenheit dessen, der sich ihm anvertraute, zu verdammen.

Klugheit zeigt sich nicht nur in Worten, sondern in allen Umständen einer Handlung; und ist gleichsam ein Unteragent der Vorsehung, uns in den alltäglichen Angelegenheiten des Lebens zu leiten.

Es gibt viel glänzendere Eigenschaften in der Seele des Menschen, aber keine ist so nützlich, als die Klugheit. Sie ists, welche allen übrigen einen Werth gibt, welche sie zu rechter Zeit und am rechten Orte gebrauchen lehrt, und sie zum Vortheil ihres Besitzers benutzt. Ohne sie ist Gelehrsamkeit Pedanterey, und Witz Unverschämtheit; ohne sie bekömmt die Tugend selbst ein einfältiges Ansehen, reißen die besten Talente einen Menschen nur desto mehr zu Fehltritten hin, und machen ihn desto thätiger zu seinem eignen Schaden.

Nicht nur aber zum Herrn unsrer eignen Talente, sondern auch der Talente anderer Menschen macht

macht uns die Klugheit. Der Kluge weiß die Fähigkeiten derer, mit denen er umgeht, bald auszufinden, und sie zu dem besten Gebrauch anzuwenden. Sehen wir uns daher in besondern Gemeinheiten oder Innungen von Menschen um, so werden wir finden, daß immer der Kluge, nicht der Witzige, noch der Gelehrte, noch der Tapfere das Wort führt und die Gesellschaft nach seinem Willen lenkt. Ein Mensch, der große Talente, aber keine Klugheit besitzt, gleicht dem Polyphem in der Fabel, stark und blind, mit unwiderstehlicher Kraft begabt, die ihm aber, wegen Mangel des Gesichts, zu nichts nützt.

Besitzt ein Mann gleich alle andern Vollkommenheiten, so wird er doch nie von großer Erheblichkeit in der Welt seyn, wenn es ihm an Klugheit fehlt; besitzt er aber dieses einzige Talent in seiner Vollkommenheit, und nur einen geringen Antheil von andern, so kann er doch in seinem besondern Posten thun, was ihm nur beliebt.

Wie ich aber die Klugheit für das nützlichste Talent halte, womit ein Mensch begabt seyn kann, so halte ich die Verschlagenheit für eine Eigenschaft kleiner, niedriger, unedler Seelen. Klugheit weiset uns zu den edelsten Zwecken hin, und wählt die dienlichsten und rühmlichsten Mittel zur

Errei-

Erreichung derselben: Verschlagenheit hat nur selbstsüchtige Absichten, und macht sich aus nichts ein Bedenken, was ihr dazu verhelfen kann. Klugheit hat weite, ausgedehnte Aussichten, und umfaßt, gleich einem wohlbeschaffenen Auge, einen ganzen Horizont: Verschlagenheit ist eine Art von Kurzsichtigkeit, welche die kleinsten Gegenstände, die ihr nahe liegen, bemerkt, aber in der Ferne nichts zu unterscheiden im Stande ist. Klugheit gibt ihrem Besitzer immer mehr Gewalt über andre, je mehr sie offenbar wird: Verschlagenheit verliehrt alle ihre Gewalt, so bald man sie entdeckt, und macht ihren Besitzer unfähig, selbst solche Dinge auszurichten, die ihm leicht gelungen seyn würden, wenn man ihn bloß für einen schlichten geraden Menschen gehalten hätte. Klugheit ist die Vollkommenheit der Vernunft, und unsre Führerinn in allen Pflichten des Lebens: Verschlagenheit ist eine Art von Instinkt, der nur unser unmittelbares Interesse und Wohlergehen zur Absicht hat. Klugheit findet sich allein bey Menschen von starkem Verstande und gesunder Vernunft: Verschlagenheit trifft man oft so gar bey Thieren und solchen Menschen an, die auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen. Kurz, Verschlagenheit ist nur der Affe der Klugheit, und

hinter-

hintergeht die Einfältigen, eben so wie Lebhaftigkeit oft für Witz, und Ernsthaftigkeit für Weisheit gilt.

Der Kluge schaut, vermöge des natürlichen Gepräges seiner Denkungsart, in die Zukunft hinaus, und bedenkt mit gleicher Sorgfalt, wie sein Zustand über Millionen Jahrhunderte hinaus beschaffen seyn werde, als wie er jetzt beschaffen ist. Er weiß, daß das Elend oder die Glückseligkeit, die ihn in jener Welt erwarten, nichts von ihrer Wirklichkeit dadurch verliehren, daß sie noch so weit von ihm entfernt sind. Der Abstand macht ihm die Gegenstände nicht kleiner. Er bedenkt, daß die Freuden und Schmerzen, die noch in der Ewigkeit verborgen liegen, ihm mit jedem Augenblick näher rücken, und ihm einst in ihrem vollen Gewicht und Maß eben so gegenwärtig seyn werden, als diejenigen, die er in demselben Augenblick fühlt. Daher ist er denn mit allem Fleiß darauf bedacht, sich dessen zu versichern, was die eigenthümliche Glückseligkeit seiner Natur und den letzten Zweck seines Daseyns ausmacht. Er sieht immer auf das Ende seiner Handlungen, und bedenkt so wohl ihre allerentferntesten, als allernächsten Folgen. Jede kleine Aussicht von Gewinn und Vortheil, die sich ihm hier anbiethet, ver-

schmäht

schmäht er, wenn er findet, daß sie sich mit seinen Aussichten auf eine andre Welt nicht verträgt. Mit Einem Worte, seine Hoffnungen sind voll von Unsterblichkeit, seine Entwürfe weit umfassend und rühmlich, und sein ganzes Verhalten, wie sichs für einen Menschen geziemt, der seinen wahren Vortheil kennt, und ihn durch die zweckmäßigsten Mittel zu erreichen versteht.

Ich habe in diesem Versuch über die Klugheit sie, beides, wie eine Vollkommenheit und wie eine Tugend betrachtet, und sie daher in ihrem vollen Umfange beschrieben; nicht nur in so fern sie mit weltlichen Angelegenheiten zu thun hat, sondern in so fern sie auf unsre ganze Existenz Einfluß hat; nicht nur in so fern sie die Führerinn eines sterblichen Geschöpfs, sondern in so fern sie der allgemeine Leitstern eines vernünftigen Wesens ist. In diesem Lichte stellt auch der weise Sohn Sirachs die Klugheit vor, indem er sie bald Klugheit, bald Weisheit nennt. In der That ist sie (der Beschreibung gemäß, die ich im letztern Theil dieses Blatts von ihr gemacht habe) die größte Weisheit; zugleich aber steht es in eines jeden Kräften, sie zu erlangen. Ihre Vortheile sind unzählig, ihre Erwerbung aber ist leicht; oder, um mich mit den Worten des apokryphischen Schriftstellers,

den

den ich in einem meiner letzten Blätter anführte, auszudrücken: „Die Weisheit ist schön und unvergänglich: doch lässet sie sich gerne sehen denen, die sie lieben, und lässet sich finden von denen, die sie suchen. Ja, sie begegnet und gibt sich selbst zu erkennen denen, die sie gern haben. Wer sie gern bald hätte, bedarf nicht vieler Mühe: er findet sie vor seiner Thür auf ihn warten. Denn nach ihr trachten, das ist die wahre Klugheit, und wer sich nach ihr sehnt, darf nicht lange sorgen. Denn sie gehet umher und suchet, wer ihrer werth sey, und erscheint ihm gern unterwegens, und begegnet ihm in jedem Gedanken.“ C.

Hundert zwey u. vierzigstes Stück. (227)

Nachrichten und Briefe, den Sprung der Liebenden betreffend.

Ω μοι εγω τι παθω! τι ὁ δυσσοος! ουχ ὑπακουεις;
Ταν βαιταν αποδυς εις κυματα τηνα ἁλευμαι
Ὡπερ τως θυννως σκοπιαζεται Ολπις ὁ γριπευς.
Κ'ηκα μη 'ποθανω, το γε μαν τεον ἁδυ τετυκται.

THEOCR.

In einem meiner letzten Blätter erwähnte ich eines Orts, den man vor Alters den Sprung

der

der Liebenden genannt hat. Dieß hat, wie ich sehe, bey verschiednen meiner Korrespondenten große Neugier rege gemacht. Ich sagte dort, man habe diesen Sprung von einem Vorgebirge in Leukas gethan. Dieses Leukas war vormahls ein Theil von Akarnanien, mit dem es durch einen schmahlen Streif Landes zusammenhing, welchen die See durch die Länge der Zeit überschwemmt und weggespühlt hat; so daß Leukas jetzt vom festen Lande getrennt ist, und eine kleine Insel im Jonischen Meere ausmacht. Das Vorgebirge dieser Insel, von welchem der Liebende seinen Sprung that, hieß vormahls Leukate. Hat der Leser Lust zu wissen, wie die Insel nebst dem Vorgebirge jetzt heißen, so wird er auf seiner Landkarte die alte Insel Leukas unter dem Nahmen St. Mauro, und das alte Vorgebirge Leukate unter dem Nahmen Kap von St. Mauro, finden.

Da ich mich einmahl so weit ins Alterthum vertieft habe, so muß ich doch auch bemerken, daß Theokrit, in dem Motto an der Spitze dieses Blatts, einen seiner verzweifelnden Schäfer seine Geliebte folgender Gestalt anreden läßt: „Weh mir! was wird aus mir werden? ich Armer! so willst du mich denn nicht hören? Nun, so will ich

ich mein Gewand abwerfen, und mich ins Meer stürzen, dort, wo der Fischer Olpis auf seinen Fang lauert. Sollte ich dann auch nicht umkommen, so mache ich dir doch wenigstens Freude.“ Die Herrn Kritiker mögen entscheiden, ob der Ort, welchen dieser Hirt so besonders auszeichnet, nicht das obgedachte Leukate, oder irgend ein andrer Liebessprung war, dem man dieselbe Wirkung zuschrieb. Ich kann nicht glauben, ob gleich alle Ausleger dieser Meinung sind, daß der Hirt hier nichts weiter sagen wolle, als, er wolle sich ersäufen, da er den Erfolg seines Sprungs als zweifelhaft vorstellt, indem er hinzusetzt: sollte er auch nicht umkommen, so würde er ihr doch Freude machen; das heißt, nach meiner Auslegung: sie würde sich freuen, auf welche Art es auch seyn möchte, eines ihr so lästigen Liebhabers loszuwerden.

Nach dieser kurzen Vorrede will ich nun meinen Lesern einige Briefe vorlegen, die über diesen Gegenstand bey mir eingelaufen sind. Der erste ist von einem Arzt.

Mein Herr,

„Der Sprung der Liebenden, dessen Sie in Ihrem 139sten Stück erwähnen, war, glaube ich, überhaupt genommen eine sehr wirksame Kur für die Liebe, und nicht nur für die Liebe, sondern auch

 für

für alle andere Uebel. Kurz, mein Herr, ich fürchte, es liefe mit diesem Sprunge nicht besser ab, als mit dem, welchen die zärtliche Hero that, um sich von ihrer Leidenschaft für den Leander zu heilen. Man ist nicht länger in Gefahr sich das Herz zu brechen, wenn man, um dieß zu verhüten, sich den Hals bricht. Die Wunder, welche alte Autoren von diesem Sprunge erzählen, sind mir nicht unbekannt; besonders auch, daß viele, welche die Probe gemacht, nicht nur mit dem Leben, sondern auch mit heiler Haut davon gekommen sind. Wenn es aber wahr ist, daß sie durch dieses Mittel von ihrer Liebe geheilt worden, so ließe sich das freylich zum Theil wohl den Ursachen, die Sie anführen, zuschreiben; warum aber sollten wir nicht auch annehmen, daß das kalte Bad, worein sie sich tauchten, ebenfalls einigen Antheil an der Kur gehabt? Ein Sprung ins Meer, oder auch nur in eine kleine Bucht an der Küste, gibt sehr oft den Lebensgeistern eine neue Bewegung, und dem Umlauf des Bluts einen neuen Schwung; weshalb wir ihn auch in Krankheiten verordnen, wo keine andre Medicin etwas ausrichten kann. Ich könnte eine Stelle aus einem sehr ehrwürdigen Autor anführen, worin die Raserey, welche durch Liebe hervorgebracht wird, mit derjenigen verglichen wird,

welche

welche der Biß eines tollen Hundes hervorbringt. Da aber diese Vergleichung ein wenig zu grob für Ihre Blätter ist, und das Ansehen haben möchte, als wollte man den Schriftsteller, der sie gebraucht hat, lächerlich machen, so habe ich sie nur bloß berühren wollen, und bitte Sie, zu überlegen, ob nicht, wenn die Raserey, die aus zwey verschiednen Ursachen entspringt, von einer und eben derselben Natur ist, gar füglich ein und eben dasselbe Mittel zur Heilung derselben gebraucht werden könnte.„

Ich bin rc.

Aeskulapius.

„Mein Herr Zuschauer,

„Ich bin ein junges Frauenzimmer, das die Liebe unglücklich macht. Meine Geschichte ist sehr lang und melancholisch. Ich will Ihnen daher nur ganz kurz sagen, daß mein Liebhaber, der mir schon drey Jahre lang nachgegangen, und meinen Kopf mit Träumen von Glückseligkeit angefüllt hatte, vor einigen Tagen eine andre geheurathet hat. Sagen Sie mir doch, lieber Herr, in welchem Theil der Welt Ihr Vorgebirge, das Sie den Sprung der Liebenden nennen, belegen ist, und ob man auch zu Lande hinreisen kann? Aber ach! ich fürchte, es hat seine Kraft verlohren, und ein

Frauenzimmer in unsern Zeiten würde wohl durch einen solchen Sprung eben so wenig Erleichterung bekommen, als wenn es eine Hymne an die Venus sänge. Ich muß also mit der Dido in Drydens Virgil ausrufen:

Grausamer Himmel, ach! daß du kein Mittel uns gabst für die Liebe.

Ihre
trostlose Dienerinn
Athenais.

Meinhär Zuzschauer,

„Mein armes Hertse stikt so foller Inkelnatschon und Liebesflamen gegen der Jumfer Winnefrit, und die Jumfer Winnefrit is so böse und zürnig gegen mir, das wan ich so glüklich wäre, das ich nur zehn Meilen von dem Sprunk der Libenden wonte, ich wone aberst für jetz bei meinen Eltervatter in der Grunt an den Brink, so wolt icher hingehn, gewis und verhaftig und mich das Knick abstürtsen. Und sie müssen wisen, mein liber Här Zuzschauer, in Karnärvenscheir dar ist ein groser Berch, der is die Krone von ganz Wallis, und heist Penmainmaure, und sie müssen wisen, daß ich von mir nicht gar weit habe darhin zu gehen, aberst der Weg ist ser steinecht und thut nicht gut vor die Schu. Nun steht dar oben uf den

Berge

Berge ein ser hoger Felsen, wie ein Kirchenturn, der hängt ein gut Deil über die See; und wolte ich dannenhero meinen vielwertesten Freunt dienstlich ersucht haben, wen ich in meiner Malankelie bin und mich dar ab stürze, mich doch in seinen Zuzschauer zu vermelden, ob ich den von meine Libespein werde genesen, den die See ist dar so klar, als ein Glas und so grün als ein Lauch; und den, wen ich versaufen solte, und das Knik abstürzen solte, ob Jumfer Winnefrit mich hernacher nicht lib haben wird? Bitte mich doch erster Dagen zu antworten, den ich bin in groser Ungedult, und ist mein fester Wille, den Dinge ohne Zeitverlust ein Ende zu machchen, der ich bin und verbleibe

Dero

dienstwilliger Freund

Dafit Schenkyn.

P. S. „Ich bin wegen meiner Prosesse nacher London kommen, und habe meinen Proses verloren; und darum so bin ich resulvirt, in Gotts Namen hinzugehn und den Sprunk zu thun, bevor es Winter wirt, von wegen das ich leicht den Snuppen kriege.„

Das Lächerliche ist vielleicht ein besseres Mittel gegen die Liebe, als ernsthafte Vorstellungen, und ich bin der Meinung, daß Hudibras und

Don Quixotte vielleicht besser im Stande sind, die Thorheiten dieser Leidenschaft zu heilen, als irgend einer der alten Philosophen. Ich werde daher in kurzem die Uebersetzung eines kleinen Griechischen Manuscripts mittheilen, welches ein gelehrter Freund mir zugeschickt hat. Es scheint eine von den Urkunden zu seyn, die in dem Tempel des Apollo auf dem Vorgebirge Leukate aufbewahrt wurden. Der Leser wird darin eine summarische Nachricht von verschiednen Personen finden, die den Liebessprung versuchten, und wie er abgelaufen. Da ich einige Anachronismen und Abweichungen von der alten Orthographie darin zu finden glaube, so zweifle ich selbst, obs auch echt, und nicht vielmehr das Werk eines der Griechischen Sophisten sey, die der Welt mehrere unechte Geburten dieser Art aufgeheftet haben. Ich sage dieß, um mich im voraus zu verwahren, weil ich weiß, daß es verschiedne Schriftsteller von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit gibt, die nicht ermangeln würden, meine Unwissenheit zu rügen, wenn sie mich in einer Sache von so großer Wichtigkeit über einen Fehltritt ertappten.

C.

Hundert drey und vierzigstes Stück.

(228)

Der Neugierige und Plauderhafte.

Percunctatorem fugito, nam Garrulus idem est.

Hor.

Es gibt ein Geschöpf, welches alle Organen der Sprache, und eine ziemliche Fähigkeit, das, was man ihm sagt, zu begreifen, besitzt, auch sich in allen Vorfällen des gemeinen Lebens ganz anständig und schicklich zu betragen pflegt; dabey aber den Naturfehler hat, in sich selbst einen so großen Gedankenmangel zu verspüren, daß es sich genöthigt sieht, unaufhörlich zu fremder Hülfe seine Zuflucht zu nehmen. Dieß Geschöpf ist der Neugierige. Spricht er gleich über jede Sache, die ihm genau bekannt ist, so vernünftig, als irgend einer, so hat er doch eine so durchlöcherte Einbildungskraft, daß er sich aus ihrem Fond durchaus nicht zu unterhalten im Stande ist, sondern immer von einer Frage zur andern übergeht. Er

schickt sich vielleicht für die feinste Gesellschaft, und kann sich doch ganz vergnügt und aufmerksam zu einem Roßtäuscher hinsetzen, und sich erzählen lassen, wie vielerley Revolutionen die Gesundheit seines Pferdes erlitten, was er ihm alles eingegeben, wie ihm das angeschlagen, wie es darauf wieder Muth und Lust zu fressen bekommen, und was dergleichen läppische Dinge mehr sind; und dabey mit so vieler Theilnehmung zuhören, als unterhielte man ihn von den wichtigsten Wahrheiten. Diese Gemüthsart macht einen Menschen im geringsten nicht unglücklich, so lächerlich sie ihn auch zuweilen macht; denn er trift gemeiniglich auf einen, der recht für ihn geboren zu seyn scheint, ich meine den Plauderhaften. Es ist so geordnet, daß diese beiden Charakter einen geheimen Hang haben (der eben so natürlich ist, als der gegenseitige Trieb beider Geschlechter) einer des andern Bedürfnissen abzuhelfen. Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre in einem öffentlichen Hause zugegen zu seyn, und sah einen gewissen neugierigen Herrn mit innig vergnügter Miene einem dieser Plauderer schon von fern entgegensehen. Der Mann von geläufiger Zunge setzte sich bey ihm nieder, rieb sich die Stirne, stützte sich auf seinen Arm, machte eine verdrüß-

liche

liche Miene, und fing an: „Man hört doch nichts Neues heute, gar nichts! Mir ist gar nicht recht, aber ich habe die vorige Nacht kein Auge zu thun können. Ob ich mich verkältet haben mag, weiß ich nicht, aber ich bilde mir ein, ich trage zu dünne Schuhe für dieß Wetter, und ich habe schon die ganze Woche gehustet. Es kann nicht anders seyn; denn da ich mir Winter und Sommer alle Morgen den Kopf mit kaltem Wasser wasche, so kann das Wetter durch diesen Weg nicht eindringen; es muß also durch die Füße kommen. Doch, ich mache mir nichts draus; wie's kömmt, so geht's. Unser meistes Kränkeln kömmt von Verzärtelung; und unsre Gesichter sind natürlicher Weise nicht stärker gegen die Kälte, als andre Theile. Jener Wilde antwortete dem Europäer, der ihn fragte, wie er doch nackend gehen könne? sehr vernünftig: Ich bin überall Gesicht.“

Ich bemerkte, daß dieß Geschwätz meinem allgemeinen Frager eben so willkommen war, als irgend eine Erzählung von wichtigerm Inhalt hätte seyn können; als aber jemand den Plauderer an eine andre Seite des Zimmers rief, sagte der Frager alsobald zu dem, der neben ihm saß, der Herr, welcher eben von ihm gegangen, pflege sich alle

Morgen den Kopf mit kaltem Wasser zu waschen; und wiederhohlte so, fast Wort für Wort, alles, was er ihm gesagt hatte. Die Neugierigen also sind die Trichter der Gesellschaft; sie machen von dem, was ihnen eingegossen wird, weiter keinen Gebrauch, als daß sie es andern mittheilen: sie sind die Röhren, wodurch alles Gute und Böse, was man in der Stadt spricht, umhergeleitet wird. Wer sich über sie ärgert, oder durch ihr Betragen gelitten zu haben glaubt, kann dieß Uebel gleich selbst wieder gut machen; denn sie sind gar nicht boshaft, und man darf ihnen also nur das Gegentheil sagen, um dem, was sie vorher erzählt haben, mit ihrem eignen Munde zu widersprechen. Eine weitere Nachricht von irgend einer Sache, ist das angenehmste Geschenk, was man ihnen machen kann; und selten sind sie genauer, als daß sie sagen: die Stadt versichert es: oder: Ich habe es von guter Hand. Es bleibt also hiebey immer sehr leicht möglich, daß die Stadt genauer von der Sache unterrichtet werden, und der guten Hand durch eine bessere widersprochen werden kann.

Ich habe diesen Charakter nirgends lächerlicher gefunden, als bey einem Vater, der immer sehr angelegentlich fragte, wie sein Sohn seine müssigen Stunden zugebracht? Wars auf eine

völlig

völlig unbedeutende Art geschehen, so ließ sich keine größere Freude denken, als die der neugierige Vater darüber blicken ließ, daß er ihn so hoffnungsvoll in seine eigne Fußstapfen treten sah. Am lustigsten aber ists, wenn die Neugierigen etwas sagen, welches ein dritter nicht hören soll, und was doch an sich ganz unbedeutend ist. In einer gewissen Gesellschaft trat neulich ein wohlgekleideter junger Herr ins Zimmer, und den Augenblick fingen zwey Herrn dieses Charakters an, über seinen Stammbaum zu flistern. Dann und wann hörte ich einen Brocken: Sie war seine Tante, sagte der eine: Ja, aber von mütterlicher Seite, erwiederte der andre. Dann mit was leiserer Stimme: Sein Vater trug gemeiniglich eine dunklere Perücke; Antwort: Das weiß ich eben nicht; aber dieser Herr trägt höhere Absätze an den Schuhen.

Da die Neugierigen, meiner Meinung nach, bloß aus Mangel an eigenen Vorstellungen und Gedanken neugierig sind, so ist, dünkt mich, nichts gefährlicher, als ihnen Geheimnisse anzuvertrauen; denn eben ihre gedankenlose Fragsucht macht sie eben so gedankenlos plauderhaft. Zum Glück kann man sehr leicht umhin, sich in ihre Gewalt zu geben, weil sie eben so gern mit den unerheblichsten Dingen fürlieb nehmen. Fehlt es

ihnen

ihnen nur nicht an Stoff, so kümmert es sie wenig, von welcher Art er ist. — Sie lesen also die Anhängsel der Zeitungsartikel, als: Dieß bedarf noch Bestätigung; dieß gibt zu vielen Muthmaßungen Anlaß; die Zeit wirds lehren, eben so aufmerksam, als das übrige, und nicht als bloße Ausfüllsel.

Man findet dann und wann Leute dieses Charakters, die von ihrer unersättlichen Begierde, alles zu wissen, was in der Welt vorgeht, keinen andern Gebrauch machen, als sich und andre desto angenehmer zu unterhalten. Ein solcher Mensch ist zur Lustigkeit und Laune gemacht, er sieht alles mit gleichgültigen Augen, und, gleich mir, als ein bloßer Zuschauer an. Diese Neugier, ohne Bosheit oder Privatinteresse, sammelt in ihrer Einbildungskraft ein Magazin von Umständen, die nicht anders als sehr unterhaltend seyn können, wenn sie in Gesellschaften producirt werden. Wüßte jemand, von der höchsten Standesperson bis auf den geringsten Bedienten herab, alle die verschiednen Intriguen, Gesinnungen, Vergnügungen und Interessen der Menschen, würde es nicht die angenehmste Unterhaltung seyn, die sich nur denken läßt, eine so unaufhörliche Farce zu sehen, da die Menschen in ihren geheimen Gedanken und

öffentlichen Handlungen gewiß unendlich mehr von einander unterschieden sind, als in ihren Schlafmützen und Alongeperücken?

„Mein Herr Zuschauer,

„Plutarch erzählt, der Römer Kajus Gracchus habe sich oft durch seine Hitze hinreißen lassen, so laut und tumultuarisch zu reden, und seine Stimme so zu überspannen, daß er nicht weiter fortreden können. Diesem Uebermaß Einhalt zu thun, hatte er immer einen klugen Bedienten, Nahmens Licinius, hinter sich. Dieser hatte eine Pfeife, auf welcher er, so bald sein Herr zu hoch stieg, einen sanften Ton angab; worauf denn Gracchus sich gleich herabstimmte und besänftigt wurde.„

„Ich habe mich bey dieser Geschichte oft gewundert, daß dieß nützliche Instrument so lange außer Gebrauch gekommen; besonders, da wir finden, daß dieser gute Dienst des Licinius sein Andenken so viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat, welches doch, dünkt mich, einen oder andern aufgemuntert haben sollte, es, wo nicht zum gemeinen Besten, doch zu seiner eignen Ehre, wieder in Gang zu bringen. Man wird mir vielleicht einwerfen, unsre Schreyer wären in ihr eignes Geräusch so verliebt, daß sie es sehr übel nehmen wür-

würden, wenn ihre Bedienten es unterbrechen wollten: allein zugegeben, daß dem so sey, so haben doch gewiß ihre Hörer ein sehr gutes Recht, zu ihrer Nothwehr einen sanften Ton anzugeben. Kurz, da kein Licinius auftritt, und der Lärm immer zunimmt, so entschloß ich mich, die letzten Ferien dem Wohl meines Vaterlandes zu widmen; und habe endlich, mit Hülfe eines geschickten Künstlers (der für die königliche Societät arbeitet) mein Vorhaben beynahe ganz zu Stande gebracht; so daß ich binnen kurzer Zeit im Stande seyn werde, die Liebhaber mit so vielen dieser Instrumente zu versehen, als ihnen nur gefällig sind, entweder um sie auf die Kaffehäuser zu legen, oder sie zu ihrem eignen Privatgebrauch bey sich zu führen. Unterdeß werde ich verschiednen Herrn, von denen ich weiß, daß sie Gefahr laufen werden, sich gegen dieß Instrument zu versündigen, die Gefälligkeit erzeigen, sie vorläufig durch Handbriefchen davon zu benachrichtigen, worin ich weiter nichts schreiben werde, als: Schaffen Sie sich einen Licinius an.„

„Ich mag Ihnen nicht länger beschwerlich seyn, und schließe also mit der Bitte, eine von diesen Pfeifen von mir anzunehmen, die ich Hrn. Buckley für Sie einhändigen werde. Ich hoffe,

sie wird Ihnen gute Dienste thun, weil Sie, bey Ihrem eignen Stillschweigen, den Angriffen der lauten Schreyer am meisten ausgesetzt sind. Ich bin 2c.

W. B.

„Beynahe hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich, als eine Verbesserung dieses Instruments, einen besondern Ton an demselben anbringen werde, welchen ich den Husch-Ton nenne; und der gegen ein langes Histörchen, gegen Fluchen, Zoten und dergleichen zu gebrauchen seyn wird.„

T.

Ende des dritten Bandes.

Die in diesem und nachfolgenden Bänden sich etwa ereignenten Druckfehler, sollen dem Ende des sechsten Bandes angehängt werden.



